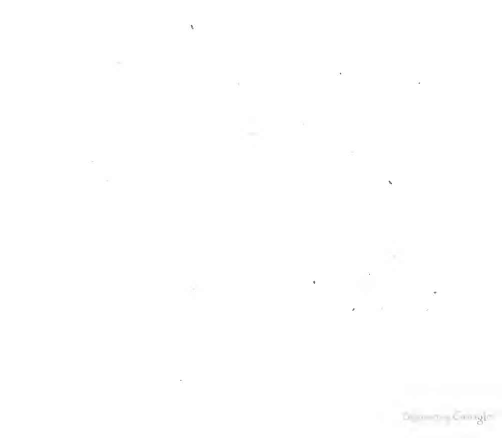






Meine Wanderung durchs Leben.

Meine

Wanderung durchs Leben.

Ein Beitrag

zur

innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von

Dr. Gerd Eilers,

königl. preuß. Geheimen Regierungsrathe a. D.

> Was ich besitze seh' ich wie im Weiten,
> Und was verschwand wird mir zu Wirklichkeiten.
>
> Goethe.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1857.

Vorrede.

Die Vorrede zum ersten Theile meiner „Wanderung“ hat bei Freunden und Bekannten aus alter Zeit theils Anstoß gegeben, theils Misdeutung erfahren. Der Anstoß hängt mit Gesinnungen zusammen, die ich ehre und gern als freies Eigenthum eines Jeden anerkenne, der sie hegt; aber die Misdeutung, als ob ich mit dieser Vorrede in das Geleise der Popularität hätte einlenken und mit der Verwerfung des jesuitischen Lehrsatzes „tolerantia religiosa est impia et absurda“ dem religiösen Liberalismus das Wort reden wollen, wünsche ich sobald als möglich zu beseitigen.

Schon einmal war ich in dem Falle, ein Actenstück aus dem Jahre 1826 veröffentlichen zu müssen, um einer Einflüsterung zu begegnen, womit man im Jahre 1846 meinen Charakter zu verdächtigen und meine amtliche Wirksamkeit zu lähmen suchte. Das ist nun zwar der Sinn meiner Freunde so wenig,

daß sie vielmehr verwischt haben möchten, was jene Einflüsterungen mir in der öffentlichen Meinung geschadet haben; wenn sie aber meinen, ich hätte, um die bei der „Literarischen Zeitung“ und bei dem „Rheinischen Beobachter“ eingebüßte Popularität einigermaßen wiederzugewinnen, „mit vollen Backen in Bunsen's Horn blasen“ müssen, so verkennen sie meinen Charakter und verrathen zugleich gänzliche Unbekanntschaft mit den genannten publicistischen Blättern.

Mich verkennen sie, weil meine Fähigkeiten und meine Gesinnungen mich niemals nach Berühmtheit oder nach Popularität haben streben lassen. Dauernde Hochachtung und Verehrung in der öffentlichen Meinung ist ein so hohes Gut und beruht auf so ausgezeichneten Tugenden des Geistes und Herzens, daß die Geschichte aller Völker nur wenige Individuen hervorzuheben hat, die mit Recht auf eine solche Auszeichnung Anspruch machen können. Leichter läßt sich, zumal in Zeiten, wo kirchliche und politische Parteien heiße Kämpfe führen, Parteibeliebtheit erwerben; es geschieht dieses aber oft, ja meistens, mit Eigenschaften des Geistes und Herzens, die nicht einmal vor dem Richterstuhle der unparteiischen Geschichte, geschweige denn vor dem Richterstuhle des Herrn der ewigen Wahrheit bestehen können. Die hervorragendsten Geister dieser Art bewegen sich, mögen sie nun mit eigenem oder erborgtem Licht leuchten, in Bahnen, die außerhalb der Lebenssphäre gewöhnlicher Menschen

liegen: sie hantieren mit Principien, während die Menschen in Wirklichkeiten leben, die ohne schneidende Ungerechtigkeit nicht unmittelbar nach dem Principe behandelt werden können. Das hätte nun an und für sich nichts zu sagen; aber viel hat es zu sagen, wenn sie mit ihren doctrinären Theorien oder mit ihren leichtfertigen Voraussetzungen die Augen schwachsichtiger Menschen vergaukelnd, die mühevollen Arbeiten Derer stören, die den Beruf haben, die Wirklichkeiten des Lebens mit Berücksichtigung der menschlichen Natur in eine möglichst gute Ordnung zu bringen. Solche Störungen durch Principien, die keine Geschichte haben und haben können, habe ich stets, soviel meine schwachen Kräfte vermochten, abzuwehren gesucht. Und jetzt sollte ich loben, was ich früher bekämpft?

Aber auch die „Literarische Zeitung" und den „Rheinischen Beobachter" kennen diese um meine Popularität besorgten Freunde nicht; denn sonst müßten sie wissen, daß in diesen Blättern, die ich allerdings ins Leben gerufen, namentlich in der „Literarischen Zeitung", vor länger als zehn Jahren Stahl und Bunsen so gut als der Hegel'sche Theologe Marheineke vom praktischen Standpunkte aus einer ebenso gerechten als scharfen Kritik unterworfen worden sind. Alle Drei sind geistreiche, gelehrte und sicherlich auch edeldenkende Männer; aber als kirchliche Schriftsteller und Rathgeber bewegen sie sich, meiner vielleicht beschränkten, aber doch redlichen Ueberzeugung nach, in

kometenartigen Bahnen. Und nun, nachdem diese meine Ueberzeugung noch einen starken Zuwachs an Gründen erhalten hat, sollte ich mich, um Popularität zu gewinnen, in den Dienst luftiger Rhetorik oder spitzfindiger Logik begeben? Nein! Würdiger scheint es mir, die noch übrigen Tage meines Lebens dem Dienste eines Läuterungsprocesses der Geschichte unserer Zeit zu widmen, die einer solchen Läuterung zum Nutzen und Frommen der heranwachsenden Generation gar sehr bedarf.

Bis zum Jahre **1840** fiel es keinem meiner Freunde und Bekannten ein, Besorgnisse für meinen guten Ruf zu hegen; und doch nahm ich, durch meine Stellung veranlaßt, in den vorhergegangenen Jahren sehr thätigen Antheil an den kirchlichen und politischen Parteikämpfen. Erst nach meinem Eintritt in das Ministerium tauchte der Verdacht auf, ich hätte mich „dem Dienste pietistischer und mittelalterlicher Phantasien, der Romantik auf dem Throne der Cäsaren" verkauft. Mußte ich doch einmal im Beisein einer meiner erwachsenen Töchter auf einem rheinischen Dampfschiff einem lauten Gespräche dreier vornehmer und, nach den Orden und dem Titel „Excellenz" zu urtheilen, auch hochgestellter Männer, die ich nicht kannte und die mich nicht kannten, zuhören, bei welchem einer derselben sich wörtlich so äußerte: „Eichhorn ist es nicht, auf den die Schuld fällt; aber da hat er sich aus Koblenz einen Rath, Namens Eilers,

herbeigeholt, und der ist es, durch den er seine Zwecke verfolgen läßt." Daß der Mann mit diesem „er" den König meinte, ist handgreiflich, und was die Zwecke angeht, so waren es nach seiner Ansicht sicherlich keine lobenswerthen, weil er ja sonst Eichhorn nicht hätte zu entschuldigen brauchen. Es gehört das zu den Unwürdigkeiten, denen der König seit dem Anfange seiner Regierung ausgesetzt war, von denen ich später noch viele ans Tageslicht zu ziehen Gelegenheit haben werde. Hier will ich nur den bösen, noch nicht ganz beseitigten Verdacht mit der Wurzel ausrotten, als ob ich von Irgendjemandem, direct oder indirect, zur Verfolgung absonderlicher Absichten und Interessen herbeigeholt worden wäre.

Zu derselben Zeit, wo Eichhorn mit der höchst schwierigen Aufgabe beschäftigt war, die leidenschaftlichen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete zu beschwichtigen und weitern Unordnungen vorzubeugen, wurde ich nach Berlin gerufen, nicht, wie man allgemein glaubte, um an dem ministeriellen Kirchen- oder Schulregiment theilzunehmen, sondern um der zur absoluten Nullität herabgesunkenen „Staatszeitung" unter die Arme zu greifen. Ich lehnte den Antrag entschieden ab, weil ich mich nicht, um es kurz mit einem bekannten Sprichworte auszudrücken, vom Pferde auf den Esel setzen lassen wollte, so lockend auch die goldgestickte Decke aussah. Nach Vollendung der Verhandlungen über dieses Project fragte mich der Mi-

nister: „Wie steht es mit dem kirchlichen Leben am Rhein?“ Ich konnte ihm diese Frage aus eigener Erfahrung, also gründlich, beantworten, und that es in der Art, daß ich ihm schilderte, wie es im Jahre **1819** gewesen, und wie es bis zum Jahre **1840** geworden. Auf die dann folgende Frage: „Wie ist das zugegangen?“ antwortete ich: „Die Agende hat die Bahn gebrochen, Nitzsch hat eine christlichgesinnte Geistlichkeit geschaffen, Zahn's «Biblische Geschichte» erweckt fortwährend das biblisch-christliche Bewußtsein in den Gemeinden, der hallesche Streit und Hengstenberg's «Kirchenzeitung» haben dem Rationalismus einen Todesstoß gegeben, und für Hegel'sches Wesen hat der Rheinländer keinen Sinn.“ „Geben sich denn nicht separatistische Neigungen kund?“ Antwort: „Am linken Rheinufer wenig, wol aber im Wupperthale und in Westfalen; es wird aber damit schlimmer werden, wenn die Regierung fortfährt, mit polizeilichen Maßregeln einzuschreiten. Man ist am Rhein der Meinung, daß Staatsbehörden keine Seelsorge zu üben hätten, und es am wenigsten mit Hülfe von Dragonern thun könnten.“ Diese einfache und durchaus absichtslose Antwort erregte sichtbar des Ministers Aufmerksamkeit. „Es ist eine der nächsten und schwierigsten Aufgaben meines Ministeriums“, sagte er, „die separatistischen Erscheinungen in mehren Provinzen zweckmäßig zu behandeln. Ich bin aber über das Verfahren meines Vorgängers und die Motive

desselben nicht völlig im Klaren. Ich will Ihnen sämmtliche Acten vorlegen lassen und bitte Sie, mir aus denselben ein Referat über die bisherige Behandlung der Dissidenten anzufertigen und Ihr Gutachten über die fernere Behandlung derselben hinzuzufügen." Erst an dieses Referat, welches wahrscheinlich noch bei den Acten des Ministeriums liegt, knüpften sich Verhandlungen über meinen Eintritt in das Ministerium. Dies ist kurz und wahr die Geschichte meiner Versetzung nach Berlin.

Damit ist aber noch keineswegs bewiesen, sagt man, daß du nicht nach deinem Eintritt in das Ministerium, etwa durch Strauß' Vermittelung, „ein dienstwilliges Werkzeug absolutistischer Willkür und Wöllner'schen Muckerthums" geworden, oder wie ein Anderer es etwas feiner ausdrückt: „daß du nicht mitgeholfen, um das Evangelium der Freiheit und Humanität, welches Kant, Herder und Schiller gesegneten Andenkens dem deutschen Volke gepredigt, wieder in die Form eines beschränkten und lieblosen Symbolchristenthums einzuzwängen." Man gedulde sich bis zum Erscheinen des dritten Theils meiner Wanderung! Hier nur die Bemerkung, daß, wenn ich mich zu irgendwelchen absonderlichen Absichten hätte brauchen lassen, ich dieses doch wol nicht umsonst und aus bloßer Freude an Intriguen gethan haben würde. Welchen Lohn habe ich denn empfangen? Am **10.** März **1849** schrieb ich die Vorrede zu

meiner im December 1848 verfaßten Schrift über das Ministerium Eichhorn, wo es wörtlich heißt: „Ich habe dem König persönlich keine besondere Gnade zu verdanken, auch nichts von ihm zu hoffen als nackte kalte Gerechtigkeit.“ Ein durch die Revolution von 1848 mächtig gewordener Mann, dessen bittere Feindschaft ich mir durch mein Verhältniß zu Eichhorn zugezogen hatte und der mit meiner ganzen Wirksamkeit im Ministerium und allen meinen persönlichen Verhältnissen aufs genaueste bekannt war, hätte mir diese und andere Stellen meiner Schrift sicherlich aufgemutzt, wenn sie nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wären. Den Rothen Adlerorden hatte ich unter Friedrich Wilhelm III. erhalten; die Erhöhung der Rangclasse brachte der gewöhnliche Gang der Dinge mit sich. Meine Dienste unter Friedrich Wilhelm IV. waren ebenso treu und noch viel aufopfernder als unter Friedrich Wilhelm III.; aber unter Friedrich Wilhelm IV. wurde meiner unfreiwilligen Dienstentlassung ein schweres, für meine häuslichen Verhältnisse höchst empfindliches Unrecht hinzugefügt. Man konnte mich, der ich den Ruf aus einer viel vortheilhaftern Stellung in den preußischen Staatsdienst nur im Vertrauen auf die aus dem bestehenden Staatsdienergesetz hervorgehenden Rechte der Staatsdiener, die mir überdem noch ausdrücklich in meiner Bestallung zugesichert worden waren, angenommen hatte, nach dem Urtheile aller Staats-

rechtslehrer und selbst des Herrn von Kamptz, nur mit Beibehaltung meines ganzen etatsmäßigen Gehalts zur Disposition stellen. Statt dessen wurde mir nach einem neuen, während der Revolution gegebenen Gesetze die Hälfte entzogen. Darauf bezieht sich „die kalte nackte Gerechtigkeit", auf deren endlicher Erweisung ich noch immer vertrauensvoll hoffe, so unpassend ich auch den damals gebrauchten schroffen Ausdruck jetzt finde. Ich sage dies nicht, um hier Beschwerde zu führen, sondern nur, um zu zeigen, wie grundlos die Unwürdigkeiten waren, womit jene wahrscheinlich noch lebenden Excellenzen auf dem Dampfschiffe und Andere den Namen des Königs zu besudeln kein Bedenken trugen.

Wie es übrigens zugegangen, daß ich bei der „Literarischen Zeitung" „meine Popularität eingebüßt", kann ich an Einem Beispiel unter Hunderten leicht nachweisen. Im Jahre 1844 hielt der Geheimrath Böckh eine akademische Rede, welche vielen seiner Collegen und andern ehrenwerthen Männern als tendenziös erschien. „So haben er und von Raumer", sagten Einige, „es schon einmal bei Gelegenheit des polnischen Aufstandes gemacht, und auch damals den Parteien willkommenen Stoff zu Zeitungsartikeln gegeben." Einige Zeit nachher brachte die „Literarische Zeitung" einen Artikel über „die Wissenschaft in ihrem Verhältnisse zur Kirche und zum Staat", in welchem die Stelle vorkam: „Die Klagen über geistige Beschränkung sind ein herrliches Thema für den

literarischen Plebs; denn so hat er doch etwas zu reden und kann sich beim Publicum beliebt machen. Die sich eines bessern Strebens bewußt sind, sollten sich von solchen Leuten fernhalten, und nicht etwa in akademischen Salbadereien in das allgemeine Lied mit einstimmen, sondern selbst den Schein vermeiden, als ob sie die Prätensionen der Schwätzer begünstigten." Sogleich hieß es: „Dieser Aufsatz ist gegen Böckh und seine Rede geschmiedet; wir befinden uns in den Zeiten Caligula's, der auch den freien Gedanken bis in die Schulen verfolgte."' Entrüstung von allen Seiten, daß man sich schon nicht mehr schäme, einen Mann wie Böckh öffentlich in einem Schandblatte anzugreifen. Man wies mit Fingern auf mich als den unzweifelhaften Verfasser des bestellten Aufsatzes. Das ging denn durch alle Zeitungen. Die Sache wurde so arg, daß ein dem Minister befreundeter Mann ihm einen langen publicistischen Aufsatz einsandte, in welchem er durch lobende Beleuchtung der Böckh'schen Rede und durch tadelnde des Aufsatzes in der „Literarischen Zeitung" das Odium von dem Ministerium abzulenken suchte. Eichhorn schickte mir den Aufsatz; ich ließ ihn aber nicht abdrucken, weil ich persönlich bei der Sache ganz unbetheiligt war und auch das Ministerium in den Augen aller Verständigen nicht für compromittirt halten konnte. Als nun der wirkliche Verfasser, dem die Böckh'sche Rede unbekannt geblieben war und der mit

den „akademischen Salbadereien“ einen ganz andern salbadernden Professor gemeint hatte, entrüstet über dieses niederträchtige Treiben, sich in einer geharnischten Erklärung dem Publicum nannte: da mußte man freilich in Berlin und in gewissen vertrauten Literatenkreisen schweigen; aber Niemand gab sich die Mühe, die falschen Zeitungsnachrichten zu widerrufen. Ich auch nicht, zumal der Artikel so wahr und treffend geschrieben war, daß ich mir die Autorschaft zur Ehre gerechnet haben würde. —

Die mir zu Gesicht gekommenen Recensionen des ersten Theils meiner Schrift rühren zum Theil offenbar von Männern her, die mich seit längerer Zeit persönlich genauer kennen; aber auch die übrigen sind günstiger ausgefallen, als ich es bei der Unpopularität meines Namens erwartet habe. Einer dieser Recensenten glaubt meiner „Geheimrathsfeder“ nicht ganz trauen zu dürfen. Dieser möge sich vorläufig mit der Versicherung begnügen, daß ich es meiner Natur nach nicht einmal zu einem „Geheimrathsbewußtsein“, viel weniger noch zu einer „Geheimrathsfeder“ habe bringen können und wollen. Ich habe unter den preußischen Geheimräthen viele ausgezeichnete Männer kennen gelernt, deren Freisinnigkeit, Urtheilsschärfe und edle Wahrheitsliebe ich oft zu bewundern Gelegenheit hatte; aber freilich laufen auch untergeordnete Naturen mitunter, deren Geheimrathsbewußtsein dem Schneiderbewußtsein so ähn-

lich ist wie ein Ei dem andern: dieselbe Eitelkeit, dieselbe Muthheuchelei bei Feigheit im Herzen, dieselbe Fügsamkeit und Bücklingsmacherei, und endlich auch derselbe Hochmuth gegen Standesgenossen, die nicht so vornehme Herren zu bedienen haben. Zu den Letztern wird mich Niemand zählen; zu den Erstern zähle ich mich in aufrichtigster Bescheidenheit selbst nicht. Also wird es wol mit meiner Geheimrathsfeder gute Wege haben.

Meine unparteiischen und wahrheitsliebenden Recensenten wollen mir gestatten, zwei Bitten an sie zu richten: zuerst, daß es ihnen gefallen möge, die Ansichten, Urtheile und Behauptungen, deren Richtigkeit sie bezweifeln, hervorzuheben, damit ich Veranlassung erhalte, Irrthümer zu berichtigen oder Wahrheiten näher zu begründen. In der That würde es, wie einer der Herren Recensenten sagt, eine schätzenswerthe Bereicherung des Materials für die Zeitgeschichte sein, wenn Männer, deren Leben in einer ganz einfachen praktischen Theilnahme an der Verwaltung unsers Staatswesens verlief, aufrichtige Rechenschaft gäben über Das, was sie erlebt, erfahren und ausführen geholfen. „Wir würden da", sagt derselbe Recensent weiter, „Aufschlüsse über so manche mit dem Schleier des Amtsgeheimnisses jetzt für ewig bedeckte Vorgänge bekommen, die wesentlich zur Aufklärung über leitende Principien und leitende Persönlichkeiten dienen müßten, die manchen tiefen

Schatten allerdings auf Stellen werfen würden, die jetzt mit unklarem Nebel für uns bedeckt sind, aber auf der andern Seite auch sehr Vieles erklärten, rechtfertigten und in Schutz nähmen, was jetzt angefeindet und verdammt wird. Es kann nichts mehr mit den Maßregeln versöhnen als der offene Blick in die arbeitsvollen Erwägungen oder in die individuellen überzeugungstreuen Anschauungen, deren Ergebnisse die Maßregeln sind." Damit hat der Recensent genau Das ausgesprochen, was ich zu leisten wünsche, aber vollständiger werde leisten können, wenn ich auf Irrthümer und Mängel aufmerksam gemacht werde. Mein leitender Grundsatz ist „Wahrheit in Liebe", was ich aber nicht so verstehe, „daß man die halbe Wahrheit der Liebe und die halbe Liebe der Wahrheit opfere." Was ich unter Toleranz im Religiösen und im Politischen verstehe, wird Niemandem, der einen Blick in den nächstfolgenden dritten Theil meiner Schrift werfen will, zweifelhaft bleiben. Es gibt in der That eine Toleranz, die gottlos und absurd ist; aber auch eine Intoleranz, die es nicht minder ist.

Zum Zweiten bitte ich, daß man den Seite **1** bis **6** des ersten Theils genau angegebenen Plan meines Werks nicht ganz außer Acht lassen möge. Dort heißt es: „Was ich auf dieser in allgemeinen Zügen verzeichneten Wanderung erfahren und beobachtet habe, gedenke ich wahrheitsgetreu und in Worten, wie die

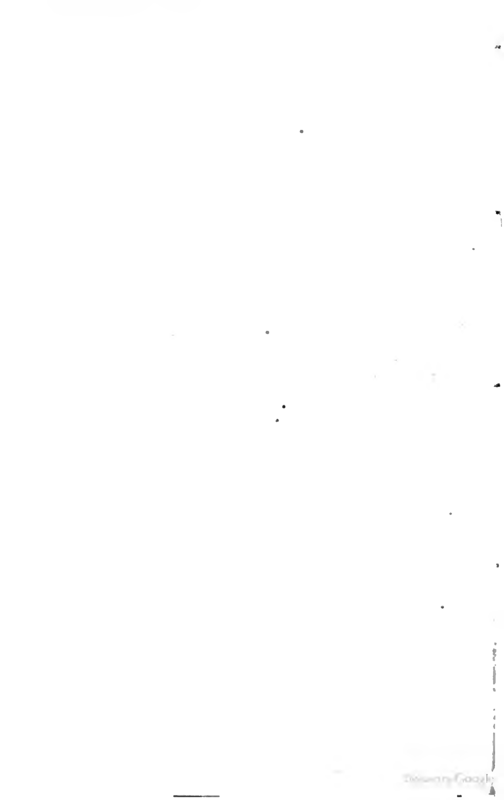
Erinnerung sie unmittelbar gibt, mitzutheilen." Es sind also die jedesmal gegenwärtigen Anschauungen, die ich zu schildern mir vorgenommen. Wenn man sich einen bestimmten Zeitraum selbst erlebter Vergangenheit lebendig vergegenwärtigt, so wird er wieder zur Gegenwart, aber diese eingebildete Gegenwart ist eine lichtvollere, als die wirkliche es war, weil die wirkliche Gegenwart durch das Dunkle der Zukunft begrenzt wird, die Wiedervergegenwärtigung aber des Lichts der Zukunft nicht ermangelt. Wenn ich daher mitunter in Vergangenheit und Zukunft hineingreife, so geschieht es nur zur Beleuchtung der jedesmaligen Scene. Es kann aber wol sein, daß ich mir in dieser Beziehung einen zu weiten Spielraum vergönne. Man wolle mir dies unter der Bedingung zugute halten, daß ich langweilige Altersgeschwätzigkeit meide.

Allen zu genügen ist unmöglich. Einer meint, die Lebensskizze des Ministers von Stein sei eine Ilias post Homerum, und legt größeres Gewicht auf die Geschichte des Ursprungs der Städel'schen Stiftung; ein Anderer dagegen ist der Meinung, ich hätte dergleichen „Schnurrpfeifereien" weglassen und mehr Raum, Zeit und Fleiß auf Stein's Leben verwenden, ja ein ganzes Buch darüber schreiben sollen, welches durch Pertz' „breitspurigen Möbelwagen" keineswegs überflüssig geworden. Letzteres werde ich vielleicht thun, wenn nicht Pertz selbst, dessen Ver-

dienste um die Quellen der deutschen Geschichte und das Leben eines großen deutschen Mannes durch keinen, wenn auch noch so grobkörnigen Witz geschmälert werden können, mir zuvorkommt.

Die Vermehrung der Capiteleintheilung habe ich, nachdem das Manuscript bereits fertig war, auf den Rath von Freunden vorgenommen, welche Gelegenheit hatten, die Wünsche des Publicums zu vernehmen.

Der nächste Theil wird den Orkan der Julirevolution, der die Welt aus ihren Angeln zu heben drohte, und die Sturmfluten, welche sich an der festen Haltung der preußischen Rheinprovinz brachen, sowie die damit verbundenen tiefen kirchlichen Aufregungen anschaulich zu machen suchen.



Inhalt.

I.

Die Stadt Kreuznach, ihre Umgebungen und ihr pfälzischer Charakter.

Hier möchte ich wohnen! rief ich unwillkürlich aus, als ich zum ersten male, im Sommer 1815, mit meinem Freunde Volkhausen von dem hart an der Nahe schroff sich erhebenden mit den Ruinen der alten Burg der Grafen von Sponheim bedeckten Schloßberge auf Kreuznach herabblickte und einen großen Theil des Nahegaus bis an den Rhein hin überschaute. Ich empfand, was der kreuznacher Dichter Maler Müller, Tieck's Freund, ausgesprochen: „Ja, du bist es, schöne freundliche Gegend, die Kummer verjagen und Freude dem Herzen bereiten kann"; ahnte aber nicht, daß mein Wunsch nach wenigen Jahren in Erfüllung gehen sollte. Zu unsern Füßen bildete der Fluß eine Insel mit schönen Baumgruppen, hinter welchen ein Gotteshaus, umgeben von Begräbnißdenkmalen, sich erhob, und schien dann die Stadt in zwei Theile zu theilen, von welcher nur der eine sichtbar war, während eine ebenfalls sichtbare Brücke

auf den andern Theil schließen ließ. Kaum zehn Minuten von unserm Standpunkte entfernt windet sich die Nahe aus dicht zusammengedrängten Felsenwänden hervor und tritt in eine Ebene, die an Mannichfaltigkeit, Lieblichkeit und Fruchtbarkeit von keiner andern übertroffen wird.

Diese Ebene lag im hellsten Sonnenlichte eines schönen Sommertags vor uns. Wir konnten dem Reize nicht widerstehen, dem uns unsichtbaren Herkommen des freundlichen Flusses weiter nachzuforschen, und schlugen zu diesem Zwecke den kürzesten Weg zu der Brücke ein, welche bei den Salinen die rechte Seite mit der linken verbindet. Hier öffnet sich der Gebirgskamm kaum weiter als zum Durchlassen der Nahe nöthig ist; bald aber treten die Massen auf beiden Seiten auseinander und bilden ein kleines länglichrundes Thal von überraschend ernstem Charakter. Eine über vierhundert Fuß hohe senkrecht emporsteigende Felsenklippe, deren Gipfel mit den Trümmern einer uralten Riesenburg bedeckt ist, fällt zuerst ins Auge und fesselt am längsten den Blick. Es ist dies der Rheingrafenstein. Man muß erstaunen über den kühnen Geist der Zeit, aus welcher diese Burg stammt, und wird zugleich an die Zeiten tiefster Erniedrigung Deutschlands erinnert, wo die Franzosen nicht nur diese Burg zertrümmerten, sondern auch die ganze Pfalz in eine Einöde verwandelten. Dann sind es die gewaltigen Ruinen der Ebernburg, Sickingen's stärkster Veste, welche die Blicke auf sich ziehen und an die Geburtswehen des Zeitgeistes der Reformation erinnern; denn in dieser Burg hatte Ulrich von Hutten seine kräf-

tigsten Briefe gegen die römische Hierarchie geschrieben. Wir eilten, Beide gleich ergriffen von der Gegenwart und von der Vergangenheit, nach dem nahen Dorfe Münster, wo die Nahe den Fuß des Rheingrafensteins bespült, warfen einen Blick in das liebliche Alsenzthal und stiegen am südlichen Rande des Berges durch das stille buschige Thal, in welchem Sickingen mit Hutten die Geschicke Deutschlands berathen hatte, und das daher „Huttenthal" genannt wird, hinauf zu den Ruinen der erwähnten Burg. Hier und von einem andern nahegelegenen Höhepunkte bot sich uns eine Aussicht dar, wie ich sie wol großartiger, aber schöner und reicher an Abwechselung selbst in der Schweiz nicht gefunden habe.

Ich kann nicht leugnen, daß die Erinnerung des ersten Besuchs dieser Gegenden nicht wenig zur Annahme des Rufs nach Kreuznach beitrug. In der Stadt begegneten wir überall fröhlichen Gesichtern. Der schwere Druck tyrannischer Gewaltherrschaft war hinweggefallen. Väter und Mütter brauchten ihre Söhne nicht mehr dem Moloch zu opfern. Alle schienen in der Erwartung einer glücklichen Zukunft einerlei deutsches Herz und Wesen zu haben, und die bairische Administrationscommission, die ihren Sitz in Kreuznach hatte und aus lustigen Leuten bestand, flößte mitgenießend ihnen die Ueberzeugung ein, daß Alles geschehen werde, damit es ihnen und ihren Kindern nach ihnen wohl gehe. Selbst die Misthaufen vor den Thüren und die Schweine und Gänse, die sich in aller Zügellosigkeit in den Straßen herumtrieben, schienen das Bild eines freien, behaglichen landstädtischen Lebens zu vollenden. In den Wirths-

häusern offenbarte sich der pfälzische Lustigkeits= und Freiheitssinn beim Genusse des edlen Weins, den sie in dem Jahre der drückendsten Knechtschaft (1811) gezogen hatten und nun in der Fülle der Freiheit trinken konnten, in seiner ganzen liebenswürdigen Eigenthümlichkeit. Wenn es zum Verwundern ist, daß das deutsche Volk in seiner Gesammtheit alle die Leiden und Krankheiten, welche die Geschichte desselben uns vor Augen stellt, glücklich hat überstehen kömnen, so mußte man sich doppelt wundern, daß der pfälzische Stamm, der das bekannte „quidquid delirant reges plectuntur Achivi" im politischen und religiösen Leben im höchsten Maße erfahren, jetzt so frisch und kräftig, so fröhlich und hoffnungsvoll in die Zukunft schaute.

II.

Gedanken, welche hervorragende Männer über nationale Umbildung durch Lehranstalten nach den Freiheitskriegen kundgaben.

Diese schönen Erinnerungen waren es, die mich auf meiner Reise von Bremen nach dem Rhein begleiteten und mir eine Zukunft beneidenswerther Thätigkeit und eines glücklichen Familienlebens vorspiegelten. Meine

amtliche Aufgabe hatte ich mir möglichst klar gemacht und den Lehrplan der neuen Anstalt sowie die Hauptgesichtspunkte angemessener pädagogischer Bestrebungen mit verständigen und erfahrenen Schulmännern berathen, weil ich die erfoderliche Sicherheit aus eigenen Erfahrungen nicht schöpfen konnte. Aus den politischen Phantasien der damaligen Zeit entsprangen pädagogische Pläne der aller extravagantesten Art. Die Nation sollte von allem französischen Schmutz, von aller griechischen und römischen Pedanterie gereinigt und gleichsam von neuem geboren und erzogen werden. Die Quellen und Urkunden der altdeutschen Geschichte sollten in den höhern Classen studirt und in den untern und mittlern Classen die Nibelungen gelesen und andere altdeutsche Gedichte interpretirt werden. Auf diesem Wege glaubte man altdeutsche Sitte, altdeutsche Kraft und altdeutsche Freiheit wieder gewinnen zu können. Das waren die Kraftgenies aus Fichte's und Jahn's Schule. Meine Rathgeber, Matthiä, Rump, Thulesius, waren von solchen Thorheiten weit entfernt. Aber auch die verständigern jungen Männer, die sich dem höhern Lehrfache widmeten, waren nicht frei von einer übermäßigen patriotisch-sittlichen Begeisterung. Da heißt es in einer nicht gedruckten lateinischen Antrittsrede jener Zeit: „Nicht in dem Studium der alten Sprachen, nicht in der Lectüre der lateinischen und griechischen Schriftsteller, von so hohem Werthe für geistige Bildung diese Studien auch sein mögen, liegt das Heil der Jugend, sondern in dem Lehramte, in Lehrern von edler Gesinnung und sittlicher Haltung. Es kommt also in unserer Zeit nicht sowol

darauf an, was die Jugend lernen, als darauf, von wem sie unterrichtet und erzogen werden soll. Darum müssen unsre Alexandriner, unsere grammatischen Pedanten und alle Die, welche aus unreinen oder kleinlichen Beweggründen auf das Lehrfach verfallen, von dem heiligen Geschäfte der nationalen Volks- und Gelehrtenbildung ferngehalten werden. Den Höhepunkt seiner pädagogischen Begeisterung spricht der junge Mann mit Worten aus, die ich nicht übersetzen mag. „Quicunque enim", heißt es „his temporibus sine pura mente, sine vero literarum amore juventutis suscipit curam, humani generis infensissimus mihi videtur hostis judicandus, et, si quis alius vivus mortuusve, aeternis a summo numine mactandus poenis." Ich gestehe, daß diese Ansichten so ziemlich mit meinen eigenen jugendlichen Empfindungen übereinstimmten.

Von großem Einflusse auf mein Urtheil war ein ausführliches Gutachten über die neue Organisation des deutschen Schulwesens, welches ein hochberühmter Gelehrter einem einflußreichen Staatsmann erstattet hatte, und, mir im Original mitgetheilt, zufällig bei meinen Papieren liegen geblieben ist. Dasselbe verbreitet sich über das Verhältniß der Staatsbehörde zu den Thätigkeiten der Schule im Allgemeinen, über die Qualification der anzustellenden Lehrer, über das Verhältniß des Directors zu der vorgesetzten Behörde und zu den Lehrern, über die rechten Mittel einer guten Zucht und endlich über Classeneintheilung und Lehrgegenstände. „Da gute Zucht", heißt es hinsichtlich der Disciplin, „der Hauptgrund ist, warum man die Kinder aus Instituten in die öffentliche

Schule ziehen muß, so hat der Staat dafür zu sorgen, daß die Lehrstellen mit achtungswürdigen Männern besetzt werden, damit die Jugend von Kindesbeinen an, ehe sie weiß, was Recht und Gesetz ist, in der Person das Recht und in dem Charakter des Lehrers Gesetz und Tugend achten lerne. Sein Wille, seine nach eines Jeden Individualität berechnete Behandlungsweise kann allein bei Kindern, wo alle Strafe mehr correctiv als eigentlich strafend und proceßartig sein muß, helfen und den Zweck erreichen. Aus dieser Ursache ist es denn auch nöthig, daß jede Classe ihren Hauptlehrer habe, der als väterlicher Wächter der Behörde, dem Director, den Aeltern verantwortlich sei, sich nach ihrem Treiben erkundige, sie als die seiner Pflege Befohlenen ansehe und leite, während die andern in der Classe unterrichtenden Lehrer, wäre es selbst der Director, an ihn berichten und durch ihn das Nöthige vollziehen lassen. Alle gedruckten und geschriebenen Vorschriften und Lebensregeln sind unnütz; das lebendige Wort, Ton, Autorität, hilft ganz allein. Weil aber die häusliche Erziehung so elend geworden ist, daß die Aeltern mit ihren Kindern faseln, spielen, Vernunft reden, so bedarf es kräftiger Männer von gesundem Herzen, um die Aufgabe zu lösen. Keine ärgere Pest gibt es für Schulen, als sentimentale Lehrer und die aus Jahn's Schule, weil diese, statt in der Schule die Fehler der Aeltern zu corrigiren und dem Staate wieder tüchtige, fleißige, ruhige, gehorsame Bürger zu erziehen, welche allein der wahren Freiheit fähig sind und sie darum auch standhaft vertheidigen werden, das ganze Geschlecht theils verweich-

lichen theils mit Turnanstalten und lächerlichem Schwindel verderben. Alles Geschwätz von altdeutschem Wesen, alles süßliche Gerede muß daher verbannt sein, alles Gründeangeben und Vernunftreden wegfallen, ein strenges stat pro ratione voluntas durchweg gelten. Dabei braucht man nicht gerade ein Barbar zu sein, wie die englischen Orbilien. Und doch, wer kann es leugnen, daß der englische Bakel in den letzten 40 Jahren der englischen Nation mehr kräftige Menschen gegeben habe, als uns alle die Volumina deutscher Erziehungskunst seit Basedow? Aus dem Grunde der Disciplin würde ich mir auch alle Turn-, Spiel- und Schauanstalten, alles Declamiren und Peroriren verbitten, als welches wol den lieben Müttern und den Vätern, die ihnen gleichen, gefallen, aber nicht dem Zwecke der Schule dienen kann. Prügel dürfen freilich nicht an der Tagesordnung sein, da aber alles Citiren, Untersuchen, feierliche Strafen den Kindern lächerlich wird, so wäre es wol höchst unvorsichtig, zu sagen: es soll nicht geschlagen werden. Eine Ohrfeige, zur rechten Zeit angebracht, thut bessere Dienste als alle pädagogischen Künsteleien." Hinsichtlich der Lehre heißt es: „So lieb Ihnen das Vaterland ist, vergessen Sie nicht, daß Hans nie lernt, was Hänschen nicht gelernt hat. Darum muß alles seichte Wesen, Alles was dem gründlichen Lernen Abbruch thut, Naturlehre, Naturgeschichte, Poesie, Declamation, deutsche Classiker und wie das Zeug weiter heißt, der Schule fern bleiben. Ist der Geist durch grammatische und mathematische Disciplin geformt und gekräftigt, dann lernt der Schüler später alle diese Dinge leichter und viel gründlicher; in der

Kindheit führt dergleichen nur zu Oberflächlichkeit und fadem Schwatzen. Die Elemente aller gediegenen Bildung sind Grammatik, Mathematik und Religion." Es folgen dann durchdachte Ansichten über die Methode des grammatischen und mathematischen Unterrichts, über die in den verschiedenen Classen zu lesenden Schriftsteller, über Bildungsstufe und Classeneintheilung. Hinsichtlich der deutschen Sprache wird bemerkt: „daß diese am besten gelehrt werde, wenn der Lehrer fleißig ins Deutsche übersetzen lasse, diese Uebersetzungen corrigire und nach Sprachregeln beurtheile. Jedenfalls gehört das Lehren einer wissenschaftlichen deutschen Grammatik nur für die beiden obern Classen; denn da bei dem Uebersetzen aus den beiden alten Sprachen auf Richtigkeit der deutschen Sprache, Ton und Bau stets gesehen werden muß, und da die Conjugationen blos durch Vergleichung des Deutschen gelehrt werden können, so geschieht damit, wenn es nur gründlich getrieben wird, für den deutschen Sprachunterricht in den untern Classen vollkommen genug. Auch die Erklärung deutscher Bücher und Gedichte darf nicht zugelassen werden, weil alle diese Bücher nicht wie die Bibel und die Bücher so vieler Griechen und der ihnen nachbildenden Römer aus dem Kindesalter des Volkes oder aus einem der Natur näher liegenden Zustande stammen, sondern aus einem hochgebildeten und zum Theil verbildeten Zeitalter hervorgegangen sind. Mit den Nibelungen und dergleichen wird wol Keiner anfangen wollen, der gesunden Verstand hat und bedenkt, daß unsere ganze Bildung seit dreihundert Jahren auf lauter Römer und Griechen gebaut ist." Nichts fürchteten die

tiefer blickenden Schulmänner und Gelehrten damaliger Zeit so sehr, als die aus der früheren Nützlichkeitspädagogik hervorgegangene Tendenz zur Vielwisserei. Die Nation, sagten sie, bedarf Männer von gediegener Bildung und geistiger Kraft, das Nützlichkeits- und Brauchbarkeitsvielerlei in den Schulen führt aber unausbleiblich dahin, daß nur Schwätzer und Schwächlinge in ihnen gebildet werden. Darum räth auch der Verfasser des Gutachtens seinem Staatsmanne: „mit aller Macht dem Vielwissen zu steuern". Die traurigen tief verderblichen Folgen der Nichtbeachtung dieses weisen Raths liegen gegenwärtig in lebendiger Wirklichkeit vor unsern Augen, und wenn ein Franzose (de Lavergne) uns zuruft: Ihr macht euch lächerlich mit euren Unterrichtsübertreibungen, so hätte er ebenso wahr sagen können: Ihr richtet euch mit diesen Uebertreibungen zu Grunde! Es wird sich später eine schickliche Gelegenheit finden, diese beklagenswerthe Entwickelung des ganzen deutschen Schulwesens im Zusammenhange darzulegen. Dem Elementarunterrichte in der Geographie werden in dem Gutachten vier wöchentliche Lehrstunden in den beiden untern Classen zugetheilt, welchen für die alte Geschichte in der dritten Classe noch zwei hinzugefügt werden. Eigentliche Geschichte gehört nach dem Urtheile des Verfassers gar nicht in die Gymnasien, weil alle Wissenschaften in der wissenschaftlichen Form blos den Universitäten gehören. Es soll daher auch in den beiden obern Classen nur ein genereller, chronologisch geordneter Ueberblick über die Hauptthatsachen der ganzen Geschichte eingeprägt werden. „Pragmatische Geschichte in Schulen

führt zur politischen Naseweisheit, besonders wenn der Lehrer selbst noch ein Gelbschnabel ist.“ Dagegen wird für die Uebung und Stärkung der Geisteskräfte großes Gewicht auf die Mathematik gelegt. „Diese Wissenschaft“, heißt es in dem Gutachten, „fodert durchaus einen eigenen Lehrer, und es ist ein schlimmer Umstand, daß es schwieriger als bei irgend einer andern Wissenschaft ist, für dieses Fach gründlich durchbildete Lehrer zu finden; denn hier kommt Alles auf die Methode an.“

Wie begründet diese Klage über den Mangel an guten mathematischen Lehrern war, sollte ich bald selbst erfahren; denn erst nach zwei aufeinanderfolgenden durchaus unfähigen Lehrern dieser Wissenschaft, deren Entfernung mir unsägliche Verdrießlichkeiten verursachte, erhielt ich in der Person des Professors Grabow einen Lehrer, der nicht nur die Schüler kräftig und mit dem erfreulichsten Erfolge zu fassen wußte, sondern auch ein Lehrbuch schrieb, in welchem die in dem Gutachten angedeutete Idee vollkommener ausgeführt ist, als der Verfasser dasselbe, ein so guter Mathematiker er auch war, selbst zu thun im Stande gewesen wäre.

III.

Ansichten ernster und würdiger Männer der damaligen Zeit über den Religionsunterricht an Gymnasien.

Merkwürdig und für jene Zeit charakteristisch sind die Ansichten, welche ernste und würdige Männer damals über den Religionsunterricht an Gymnasien kundgaben. Sie hingen mit der wichtigen Frage des Verhältnisses der Gymnasien zur Kirche zusammen, die in jener Zeit wieder auftauchte und zu Erörterungen führte, die demnächst einen leidenschaftlichen, noch nicht ausgefochtenen Parteikampf hervorriefen. Bekanntlich erhielten die unter der Herrschaft des Priesterthums tief gesunkenen wissenschaftlichen Bildungsanstalten in Deutschland neues Leben and neue Triebkraft durch die Reformation. Die Reformatoren sowol als die Landesherren betrachteten die überall neu errichteten Gymnasien als geistige Rüstkammern, als Anstalten zu Bildung tüchtiger Streiter und Verkündiger der gereinigten Kirchenlehre. Durch gründliches Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache glaubten sie die Jugend am besten zum siegreichen Kampfe gegen ihre Feinde ausrüsten zu können, weil sie durch diese Sprachen in den Stand gesetzt wurden, die Waffen der Wahrheit aus den Urkunden des göttlichen Worts zu holen. So standen die evangelischen Gymnasien recht eigentlich im Dienste ihrer Mut-

ter, der evangelischen Kirche, selbst hinsichtlich derjenigen Schüler, die sich den weltlichen Wissenschaften und dem Staatsdienste widmen wollten. Als darauf der echt evangelische Geist in theologisches Schulgezänk ausartete, verdarben mit der Kirche auch die Gymnasien. Selbst das großartigste Musterbild einer christlichen Lehranstalt, welches August Hermann Francke in der Kraft des Glaubens vor den Augen der erstaunenden Nation gleichsam aus dem Boden hervorzauberte, konnte dem Entwickelungsgange des deutschen Protestantismus nicht widerstehen; denn aus derselben Anstalt ging später das Niemeyer'sche Lehrbuch für den Religionsunterricht an Gymnasien hervor. Als nun nach dem Vorgange in der katholischen Kirche auch in der evangelischen, etwa im Jahre 1816, die Frage nach dem Verhältnisse der Lehranstalten zu dem kirchlichen Interesse auftauchte, wollte man von der einen Seite das ursprüngliche Verhältniß möglichst hergestellt wissen, von der andern Seite wies man auf den veränderten Bildungsstand nnd auf die verderblichen Folgen priesterlichen Einflusses hin. Auch der Verfasser des erwähnten Gutachtens ist der Meinung, daß es nicht zum Heile der Jugend dienen könne, wenn man den Religionsunterricht in der Form der ursprünglichen Glaubensbekenntnisses herstellen wolle. „Die Grundsätze über positive Religion", heißt es, „sind gegenwärtig so verschieden und werden in Kirchen nnd Familien in so verschiedener Weise der Jugend vorgeführt, daß man, wenn man keine Heuchler bilden will, fast nur auf die ersten Grundsätze eines vernünftigen Theismus reducirt ist. In dieser Hinsicht bleibt daher jetzt wol nichts übrig, als die

Bibel zur Hand zu nehmen und die Lehrer zu veranlassen, daß sie sich über ein maßgebendes Princip verständigen, damit man mit Ernst darauf halten könne, daß sie in der pädagogischen Behandlung der Schüler, beim Erklären der Alten und bei jeder Gelegenheit den natürlichen moralischen Sinn durch stetes Hinweisen auf Gott und Unsterblichkeit wecken, zwei Punkte, über welche Niemand, der in der menschlichen Gesellschaft einen Platz haben will, in Zweifel sein darf." — Das war so ziemlich die Meinung aller der Männer, denen die Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts einen Abscheu gegen irgend welchen Priestereinfluß eingeflößt hatte, und die damals auf den Kathedern der Universitäten und an den grünen Tischen der Verwaltungsbehörden herrschten.

An dem Gängelbande des guten Raths Anderer kann Niemand ein Werk zustande bringen, welches die Interessen vieler Menschen berührt, die sehr verschiedene und oft entgegengesetzte Ansprüche machen. Nur in der Kraft eigener Ueberzeugung glaubte ich die Schwierigkeiten und Hindernisse der Errichtung einer neuen, in das Leben vieler Menschen tief eingreifenden Bildungsanstalt, besiegen zu können, und arbeitete daher in mir selbst einen Plan aus, von dem ich sagen konnte, daß er mein eigenes Werk sei, so viel darin auch von den Ergebnissen des Nachdenkens und der Erfahrung Anderer enthalten war. Da es selbst für Männer vom Fach langweilig sein würde, einen ausführlichen, drei bis vier Druckbogen langen Lectionsplan zu lesen, so beschränke ich mich hier auf die wesentlichsten Punkte: Uebung und Stärkung der geistigen Kräfte mittels der alten Sprachen

und der Mathematik, Aneignung eines edeln Gedankenreichthums mittels geläufiger Lectüre der griechischen und römischen Schriftsteller, feste Fundamente für die historischen und geographischen Wissenschaften, sittliche Zucht in Liebe und Ernst, — das waren die Hauptmomente meines Plans, den ich mein ganzes Leben hindurch, als Director, als Schulrath, als Ministerialrath und zuletzt noch bei Errichtung einer Privatschule festgehalten habe. In Absicht des Religionsunterrichts entsprach meinen eigenen Ueberzeugungen nichts mehr, als das Lehrbuch, welches der Theolog Gottfried Menken 1805 herausgegeben hatte.

IV.

Mein Eintritt in den preußischen Schuldienst, nebst Schilderungen der Personen, mit denen ich zuerst in amtliche Berührung kam, namentlich des Staatsministers von Ingersleben und des Schulraths Lange.

So ausgerüstet kam ich nach Koblenz, dem Sitze der mir vorgesetzten Behörde. Der Minister von Ingersleben, der damals das Oberpräsidium der Rheinprovinz führte und an der Spitze des rheinischen Consistoriums und Provinzial-Schulcollegiums stand, ein freundlicher

und wohlwollender Mann, empfing mich fast wie ein Vater einen Sohn empfängt, der Gefährliches zu unternehmen im Sinn hat. Der Minister von Stein hatte ihm nämlich geschrieben, ich sei der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Nach einigen Erkundigungen über meine bisherige Wirksamkeit fragte er mich, wie ich das Gymnasium einzurichten gedenke? Ich konnte ihm meinen vieldurchdachten Plan in kurzem Vortrage deutlich darlegen. Er schien zufrieden, nickte beifällig und machte nur bei meinen Ansichten über den Religionsunterricht eine etwas bedenkliche Miene. „Der Plan", sagte er, „stimmt im Wesentlichen mit den in unserm Ministerium obwaltenden Ansichten überein; aber wie steht es mit der Ausführung? Haben Sie sich schon nach Männern umgesehen, die dazu die erfoderlichen Fähigkeiten besitzen? Ich bejahte diese Frage und nannte ihm für die erste Lehrerstelle den Professor Bercht mit dem Wunsche, daß dieser sogleich möge berufen werden. Ich sehe ein, erwiderte er, daß Sie beim Beginne des schwierigen Werks eines kräftigen Freundes bedürfen, der mit Ihren Ideen einverstanden ist; es ist aber ein übler Umstand, daß dieser Bercht bisher Redacteur einer Zeitung war, die, wie ich mit Grund fürchte, bei einflußreichen Personen Misfallen erregt hat. Wir müssen unter den gegenwärtigen Verhältnissen vorsichtig sein, besonders bei Anstellung von Lehrern. Indessen bringen Sie ihn mittels einer amtlichen Eingabe in Vorschlag und wir wollen dann sehen, was sich thun läßt. „Für den mathematischen Unterricht werden Sie," fuhr er fort, „einen von Berlin geschickten Lehrer in Kreuznach vorfinden." Die väterlichen Lehren

und Ermahnungen, welche er dann hinzufügte, flößten mir so großes Vertrauen ein, daß ich ihn um Erlaubniß bat, mich in allen schwierigen Fällen an ihn persönlich und vertraulich wenden zu dürfen. Ich habe es gethan, und er hat meinem Vertrauen edel und wohlwollend in vollstem Maße entsprochen.

Fast noch mehr erheiterte meinen Blick in die Zukunft mein nächster Vorgesetzter, der Regierungs- und Schulrath Lange. Dieser Mann gehört zu den geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, die ich kennen gelernt habe. Selbst stets heiter besaß er die schöne gesellige Tugend, Alles um sich her durch witzige und sinnreiche, nie boshafte Bemerkungen zu erheitern, weshalb er denn auch überall gern gesehen wurde. Dabei war er ein gründlicher Philolog und besonders mit Homer und Herodot vertraut, mit Letzterm in dem Maße, daß er diesen Vater der Geschichte in seiner ganzen naiven Eigenthümlichkeit verdeutschen konnte, wie kein Anderer vor ihm es vermocht hatte. Philologen rühmen seine Uebersetzung als unübertrefflich, und populäre Kalender- und Wandsbecker-Boten-Schriftsteller haben sich nach ihr zu bilden gesucht. In der Zeit der beginnenden Freiheitskriege hatte er ebenso gefährliche als wichtige Dienste geleistet, war von den Franzosen als Spion gefangengenommen worden und hatte längere Zeit in Prag in einem düstern Gefängniß geschmachtet. Seine patriotische Begeisterung war mehr deutsch-preußisch als preußisch-deutsch. Ein Freund Schleiermacher's, geißelte er die Partei Schmalz-Kamptz oft nur zu unvorsichtig mit seinem Witze. Um die Belebung des Schulwesens in der

Rheinprovinz hat er sich große, nicht genug anerkannte Verdienste erworben. Die Schulmänner alle, mit Ausnahme der grämlichen und pedantischen Splitterrichter, waren ihm in Liebe zugethan und bedauerten die Misverhältnisse, die im Jahre 1831 seine Versetzung nach Berlin herbeiführten. „Der alte Herr (Ingersleben)", sprach er zu mir, „ist ein herzensguter Mann, weise und vorsichtig; wir jungen Männer aber müssen bei guten Werken Gott vertrauen und brav um uns hauen. Zum Schwerte werden Sie bald genug greifen müssen; aber sehen Sie zu, wohin Sie hauen. Der Pfälzer ist freisinnig, gutmüthig, lebenslustig und kann das Moralisiren nicht vertragen. Mit diesen ist Friedrich Wilhelm nicht gefährdet. Aber es sind heimliche Denuncianten unter ihnen, gefährliches unter der französischen Herrschaft verdorbenes Volk. Vor diesen hüten Sie sich. In Merxheim (Dorf an der Nahe) finden Sie noch Einen, der mit einer Jakobinermütze, deren Zipfel, wenn er aufrecht stand, den Boden berührte, die Kanzel betrat, und nun sich durch Denunciationen als guter Deutscher geltend machen will." Den großen Haufen von Denunciationsschriften, der ihm vorlag, sah ich später selbst, fand aber in Berlin einen noch größern und darunter nicht wenige gegen mich selbst. Ich hatte Lange früher einmal gesehen; die nähere Bekanntschaft, die ich jetzt mit ihm machte, führte bald zu einer gegenseitigen vertrauensvollen Freundschaft. Als ich ihn in Berlin wiedersah, schämte ich mich fast meiner höhern amtlichen Stellung; seine edle Seele aber war frei von Neid. Meine Bemühungen, ihm wenigstens einen glei-

chen Titel zu verschaffen, waren vergeblich. Seine Mutter war Dame des Luisenordens; keine der hochherzigen berliner Frauen hatte diesen Orden in der Zeit der Noth mehr verdient, als sie, selbst arm, durch ihre unermüdliche Thätigkeit.

Mit herzlicher Freude empfing mich mein Freund Ulrich, den ich als Medicinalrath wiederfand. In treuester Theilnahme hat er alle meine Leiden und Freuden in Kreuznach getheilt und sich unter allen Umständen thatsächlich als ein wahrer Freund erwiesen. Seine Mittheilungen über die persönlichen Verhältnisse in den Provinzialbehörden, von denen ich in meiner amtlichen Wirksamkeit abhängig war, waren mir gleich anfangs sehr nützlich, flößte mir aber auch Mistrauen gegen einen dem Oberpräsidenten nahestehenden Mann ein, was ich später zu büßen hatte. Wie verändert ich Görres fand, habe ich in dem ersten Theile meiner Wanderung erzählt.

V.

Meine Misgriffe hinsichtlich des confessionellen Parteiwesens in Kreuznach und die schlimmen Folgen, welche daraus für mich und meine Aufgabe hervorgingen.

So ließ sich Alles gut an. Mit gestärktem Selbstvertrauen und in der heitersten Stimmung fuhr ich am 10. Mai des schönen fruchtbaren Jahres 1819 von Bingen nach Kreuznach. Im herrlichsten Frühlingsglanze lachte mich die Gegend an, der Raps stand in üppigster Blüte und verbreitete abwechselnd mit dem frischen Grün der Wintersaaten und des jungen Laubes der Reben einen unbeschreiblichen Zauber über das ganze weite Thal. Dazu kam die freudige Erwartung des nahen Besuchs meiner frankfurter Freundin und meiner Braut. Es waren Momente des höchsten menschlichen Glücks. Ich sollte bald erfahren, daß das menschliche Herz einmüthiges und einträchtiges Zusammenleben mit Mitbürgern schwerer entbehrt als schöne Gegenden. Es wurde mir sauer gemacht, in der neuen mir später so liebgewordenen Heimat heimatliche Gefühle zu gewinnen. Ein großer Theil der Schuld lag auf meiner Seite. Ich empfand zu lebhaft, hoffte zu zuversichtlich auf freundliches Entgegenkommen, kannte die Parteien, ihre Interessen und Leidenschaften zu wenig, als daß ich Misgriffe hätte vermeiden können.

In keinem andern deutschen Lande sind die religiösen Bewegungen und Kämpfe so allgemein, so tief und so dauernd gewesen als in der Pfalz, in keinem andern hat das System des Kirchenregiments, nach welchem die Fürsten auch Herren über den Glauben ihrer Unterthanen sind, so große Verwüstungen im Leben der Menschen angerichtet als dort. Unter dem schwachen und üppigen Karl Theodor, dessen Regierung bis in die Zeiten der Französischen Revolution hineinreicht, hatten die Jesuiten alle Künste aufgeboten, um die Evangelischen zu unterdrücken. Sie wurden aus allen Verwaltungs- und Regierungscollegien entfernt, alle öffentlichen Aemter ihnen genommen, sogar Kuhhirten, Nachtwächter, Ammen sollten katholisch sein. Die Revolution und die französische Regierung hatten dem Unwesen zwar ein Ende gemacht, aber die Erinnerung daran war in Kreuznach noch lebendig, als ich dahin kam. Sie dachten zwar nicht an Wiedervergeltung, wol aber gaben manche in einer für die Katholischen verletzenden Weise ihre Freude kund, nun unter einem gutevangelischen Fürsten zu stehen. Aus der Unkenntniß dieser still im Innern fortwuchernden gegenseitigen Entfremdung der beiden Confessionen entsprangen meine ersten Misgriffe.

Mein erster Besuch galt einem lieben Universitätsfreund, dem Postdirector Lossen — er war katholisch; mein zweiter dem Landrath Hout, mit dem ich schon in Heidelberg als Student in ein freundschaftliches Verhältniß getreten war — er war katholisch; zum dritten besuchte ich den Verwalter der Oberbürgermeisterei, Ruppert, der mir über das Local der neuen Anstalt Aus-

kunst zu geben hatte — er war katholisch. Um das Maß voll zu machen, führte mich Ruppert sogleich zu dem nahe wohnenden katholischen Oberpfarrer, Dechanten Stanger, ob absichtlich oder zufällig, weiß ich nicht. Es war wol natürlich, daß dies die evangelische Geistlichkeit verstimmte. Da das Gymnasium ein evangelisches sein sollte, so hatten sie mit Grund erwartet, daß ich zuerst zu ihnen kommen, mit ihnen berathen, ihre Mitwirkung in Anspruch nehmen würde. Aber unklug war es von ihnen, daß sie mich ihren Verdruß beim ersten Besuch in unhöflicher, einige Zeit später in höchst verletzender und zurückstoßender Weise fühlen ließen. Ich wurde von einem benachbarten Landpfarrer freundlichst zu einer geselligen Zusammenkunft mehrer Geistlichen der Umgegend eingeladen. Mit Freuden folgte ich der Einladung, ohne die Absicht zu ahnen. Der ernste fast finstere Ausdruck auf allen Gesichtern setzte mich, da ich einen freundlichen Empfang erwartet hatte, in Verlegenheit, in jenen Zustand zweifelhafter Erwartung, wo man ängstlich fragt: was soll das bedeuten? Nicht lange blieb ich im Zweifel. Nach einigem Räuspern begann einer der Superintendenten, sichtbar leidenschaftlich aufgeregt: „Herr Director! Sie sind aus dem Norden Deutschlands hierher berufen worden, um ein evangelisches und kein katholisches Gymnasium hier zu gründen. Es sind wol Männer unter uns, die dazu besser geeignet gewesen wären als ein Norddeutscher, der mit unsern Verhältnissen und Gefühlen ganz unbekannt ist. Da wir aber hörten, daß Sie ein Mann von entschieden evangelischer Gesinnung seien, so beruhigten wir uns und erwarteten, daß Sie

zunächst zu uns kommen, sich uns anschließen, unserer Leitung sich anvertrauen würden. Nun hatten Sie aber gleich nach Ihrer Ankunft nichts Eiligeres zu thun, als den katholischen Landrath, den katholischen Postdirector, den katholischen Bürgermeister und sogar den katholischen Dechanten zu besuchen, lauter Stockkatholiken, die uns hassen und uns nichts Gutes gönnen. Ich erkläre Ihnen im Namen der ganzen evangelischen Geistlichkeit zwischen Nahe und Mosel, daß, wenn Sie Ihre katholischen Freundschaften nicht abthun und sich an uns halten, Sie nimmermehr ein Gymnasium in Kreuznach zustande bringen werden." — Der Redner war ein kräftiger, gerader und offenherziger Mann, dem es unmöglich war, anders zu sprechen als er dachte. Es wäre von meiner Seite klug und der guten Sache förderlich gewesen, wenn ich geantwortet hätte: Meine Herren, beruhigen Sie sich! Ich hoffe Ihnen thatsächlich beweisen zu können, daß Niemand unter Ihnen evangelischer gesinnt ist als ich; einstweilen bitte ich um Ihr Vertrauen und in vorkommenden Fällen um Ihren guten Rath. — Aber Verstand kommt nicht vor Jahren; selbst leidenschaftlich erregt, antwortete ich: „Wenn ich ohne Sie kein Gymnasium zustande bringe, dann ist meine Berufung vergeblich gewesen; denn mit Ihnen werde ich es sicherlich nicht versuchen." — Es folgte nun ein Strom von harten Reden, unter welchen ich mich entfernte.

VI.

Das höhere Schulwesen unter französischer Herrschaft.

Vor der französischen Zeit bestanden in Kreuznach zwei Gymnasien, ein reformirtes und ein katholisches. Das reformirte hatte vier Lehrer, einen Rector, zwei wissenschaftliche Lehrer und einen Unterlehrer. Beide Anstalten wurden aus den reichen Gütern und Gefällen der sogenannten Heidelberger Administration erhalten, die zum großen Theile am linken Rheinufer lagen. Als diese von den raubgierigen Franzosen eingezogen und verkauft worden waren, gingen die Anstalten ein und aller Unterricht hörte auf. Daraus kann man sich den Mangel wissenschaftlicher Bildung bei den evangelischen und katholischen Geistlichen erklären, deren Jugend in jene Zeiten fällt. Selbst die Schullocale wurden weggenommen. Im Jahre 1802 ertheilte die französische Regierung den Gemeinden des Rhein- und Mosel-departements die Erlaubniß, sogenannte Secundärschulen, d. h. wissenschaftliche Vorbildungsanstalten, versteht sich auf eigene Kosten, zu errichten, unter der Bedingung jedoch, daß sie drei Lehrer besoldeten und 50 Schüler zusammenbrächten. Von dieser Erlaubniß machte auch Kreuznach Gebrauch, vermochte aber die Bedingung nicht ganz zu erfüllen. Als dem Präfecten dieses berichtet

wurde, decretirte er am 10. Nov. 1806 ohne weiteres: „L'école de Creuznach a été de fait erigée en école sécondaire par arrêté du gouvernement, mais elle a depuis perdu cette qualité et a été rayée des listes des écoles sécondaires, parce qu'elle n'a point rempli les conditions préscrites par l'article 4 de l'arrêté du gouvernement du 19 Vendem. an 12." — So kalt mathematisch verfuhren die Napoleonischen Verwaltungsbehörden, und keiner von Denen, welche später die Welt mit ihrem Wehgeschrei über den preußischen Corporalstock, mit dem man Einen Schlags sieben Rücken bestreiche, erfüllten, wagte auch nur zu mucksen. Der in Kreuznach noch nicht vergessene Maire Burret nahm sich der Sache an, und brachte durch Subscription und auf andere Weise eine Summe von etwa 4000 Francs zusammen, womit er eine Art von Gemeindeprivatschule ins Leben rief. An die Spitze trat ein junger reformirter Geistlicher Namens Weinmann, der in freundschaftlicher Verbindung mit dem Maire die Schule bald zu einer solchen Blüte brachte, daß sie 100 Schüler zählte. Die confessionellen Antipathien schienen ganz erstorben, Katholiken und Protestanten trugen in gleicher Bereitwilligkeit zu den Kosten bei und der katholische Maire wählte einen reformirten Geistlichen zum Vorsteher. Ohne die Gunst des Präfecten, des nachherigen königlich bairischen Geheimraths von Recum, hätten sie doch den geheimen Zweck der Erhaltung deutscher Bildung nicht erreichen können.

Weinmann gehörte noch der alten Schule an, hatte sich gute philologische Kenntnisse erworben und war

schon 1794 von dem kurpfälzischen Kirchenrathe, der bekanntlich aus streng wissenschaftlichen Männern bestand, unter die Candidaten erster Classe aufgenommen worden. Er war ein deutscher Mann, dem nichts mehr am Herzen lag, als deutsche Sprache und deutsche Gesinnung, welche die französischen Schulbehörden womöglich im Mutterleibe zu ersticken suchten, zu erhalten. Die Schulsprache sollte die französische sein, die Schüler nach französischen Schulbüchern Griechisch und Lateinisch, Geschichte und Mathematik lernen, und ihrem Gedächtniß möglichst tief einen Katechismus einprägen, in welchem folgende Fragen und Antworten vorkommen:

Warum sind wir schuldig, diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen?

Antw. Erstens, weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Wohlgefallen austheilt, unsern Kaiser sowol im Frieden als in Kriegszeiten reichlichst begnadigt, ihn zu unserm Oberhaupte eingesetzt und zum Diener seiner Macht, ja zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also den Kaiser ehren und ihm dienen, so ehren und dienen wir Gott selbst.

Gibt es nicht besondere Beweggründe, welche unsere Ergebenheit gegen unsern Kaiser, Napoleon den Ersten, noch um Vieles verstärken sollen?

Antw. Ja; denn er ist Derjenige, den Gott der Herr unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen und der Beschützer derselben zu sein; er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffent-

liche Ruhe und Ordnung wiederhergestellt und erhalten; er ist der Vertheidiger des Staats durch die Kraft seines mächtigen Arms, und durch die heilige Salbung, welche er aus den Händen des Papstes, des Oberhaupts der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden.

Was soll man von Denjenigen halten, die gegen unsern Kaiser treulos handeln?

Antw. Sie machen sich nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus der ewigen Verdammniß schuldig.

Der Katechismus ist 1809 in Trier gedruckt „zum Gebrauch aller Kirchen des französischen Reichs".

Es gehörte viel Klugheit dazu, die deutsche Jugend vor solcher Knechtung des Geistes zu bewahren, ohne der angedrohten ewigen Verdammniß zu verfallen; Weinmann hatte sie und übte sie mit glücklichem Erfolge bis zum Jahre 1812, wo der Herr der Heerscharen den Napoleonischen Katechismus Lügen strafte. — Die Kreuznacher hatten doch so Unrecht nicht, daß sie auf diesen ihren frühern Rector hinwiesen und Vergleichungen zwischen ihm und mir anstellten, die zu meinem, des Ausländers, Nachtheile ausfielen.

Ohnehin hatten die Rheinländer schon seit drei Jahren sich bitter beschwert über Zurücksetzung bei der Wahl der Staatsdiener. „Von 18 Regierungsräthen", heißt es in einem Artikel vom Jahre 1816, „sind nur zwei vom linken Rheinufer, von 10 Referendarien nur vier aus der Rheinprovinz, von acht Registratoren nur zwei, von sechs Kassenbeamten nur einer, von sechs Consistorialräthen nur zwei. Das Bergamt ist fast ganz mit Altpreußen besetzt, und

auf dem Postamte befinden sich unter neun Beamten nur zwei Rheinländer. Mögen immer Altpreußen nach Berlin berichten, mögen sie immer in die Welt schreiben, am Rhein seien keine tauglichen Subjecte für öffentliche Aemter vorhanden: sie berichten und schreiben eine Unwahrheit."

VII.

Die schwierigen und dürftigen Anfänge des Gymnasiums.

Indessen griff ich das Werk doch entschlossenen Muthes an, ohne den weisen Rath des Ministers von Ingersleben, erst das Terrain zu untersuchen, befolgen zu können. Mein gestachelter Thätigkeitstrieb ließ es nicht zu. Die Regierung hatte das Franciscanerkloster zum Ausbau für das neue Gymnasium angewiesen. Der Plan dazu war ganz unzweckmäßig; ich mußte auf bedeutende Abänderungen bringen. Für die Schule, welche ich sogleich beginnen wollte, ließ ich mir drei nothdürftige Räume in dem zum Kloster gehörigen sogenannten Gendarmeriegebäude einrichten. An Lehrern fehlte es ganz. Der von Berlin geschickte Mathematikus war ein räthselhafter Abenteurer ohne wissenschaftliche Bildung, der mir

nur Verdrießlichkeiten erregte und Hindernisse in den Weg legte. Glücklicherweise fand ich zwei Candidaten aus Weinmann's Schule, die sich zur Hülfeleistung erboten, Presber und Bechtel, von denen Letzterer nach Besetzung der Lehrstellen zum Pfarrer in Roxheim ernannt wurde, Presber aber der Schule treu blieb und derselben bis zu seinem Tode wesentliche Dienste geleistet hat. Mit diesen begann ich den Unterricht, wozu sich eine bedeutende Anzahl von Schülern gemeldet hatte. Schulmänner wissen, welche Mühe es kostet, 100 Knaben (soviel hatten sich gleich gemeldet) verschiedenen Alters und von verschiedenen Unterrichtsbedürfnissen in angemessene Classen zu vertheilen. Ich selbst übernahm täglich fünf bis sechs Stunden.

Leider waren auch die finanziellen Verhältnisse der Anstalt nicht gehörig geordnet und bemessen. Nicht allein die Stadt Kreuznach, sondern sämmtliche evangelische Einwohner der Kreise zwischen Nahe und Mosel waren auf das Gymnasium angewiesen, während die katholischen Familien ihre Söhne ebenso gut nach Trier oder Koblenz schicken konnten. Um den aus diesen Verhältnissen hervorgehenden Bedürfnissen zu genügen, bedurfte es eines vollständigen Gymnasiums von wenigstens fünf Classen mit neun Lehrern. Man hatte aber die Kosten der Anstalt nur zu 3745 Thlrn. veranschlagt, wozu der Staat 2030 Thlr., die Stadt 315 Thlr. beitragen sollten. Die fehlenden 1400 Thlr. wurden als Betrag des Schulgelds in Aussicht genommen. Nach meiner damaligen Berechnung erfoderte aber die Besoldung von neun Lehrern allein schon eine Summe von

mindestens 5000 Thlrn. Dieser Mangel an äußern Mitteln beunruhigte mich; ich fürchtete, daß das ganze Unternehmen daran leicht scheitern könne. Meine Eingaben und Vorstellungen zur Beseitigung dieser meinen schönen Plan einengenden Schranke waren dringend, ja drängend. Die wohlwollenden Erwiderungen, daß sich Alles mit der Zeit günstig gestalten werde, beruhigten mich nicht. Ich that falsche Schritte und kam überdies noch mit einem Projecte, welches damals den Leuten wunderlich genug erscheinen mochte. Der Landrath Hout hatte mich nämlich auf den Zustand der Elementarschulen aufmerksam gemacht. Ich sah, wie weit die Schullehrer nicht blos auf dem Lande, sondern auch in der Stadt hinter den Schulen im nördlichen Deutschland zurückstanden. Könnten Sie, sagte Hout, einen Lehrer für die untern Classen des Gymnasiums gewinnen, der geeignet wäre, jungen Leuten, die sich dem Schullehrerstande widmen wollen, Anleitung zum Unterrichten zu geben, so würde ich für Unterkommen und Unterhalt von 12 bis 16 angehenden Schullehrern in der Stadt sorgen. Einen solchen Lehrer hatte ich nun bereits in der Person des Lehrers Nänni ins Auge gefaßt. Ich ergriff also mit Freuden diese Idee und brachte sie an einem Orte zur Sprache, wo sie am wenigsten Anklang fand, später aber in anderer Weise mit Uebertreibungen ins Werk gesetzt wurde. — So treffend war das Urtheil des Ministers von Stein: „Der junge Mensch hat mehr Phantasie als Verstand und gar keine Erfahrung.“ Ein Glück für mich und die Sache war es, daß ich gleich anfangs in Kreuznach einen Freund gewann, der

mir in allen finanziellen und sonstigen äußern Angelegenheiten mit Rath und That treu zur Seite stand. Es war der jetzige Oberbürgermeister von Trier, Herr Buß, der in demselben Jahre, wo ich nach Kreuznach kam, als Oberbürgermeister an die Spitze des kreuznacher Magistrats gestellt wurde. Welche Verdienste sich dieser Mann in seinem Wirkungskreise erwarb, welche Treue er Preußen und dem königlichen Hause widmete, und wie traurig sein Schicksal war, werde ich später Gelegenheit haben, etwas ausführlicher darzulegen.

VIII.

Die Berufung des Professors Berecht führt das Gymnasium und mich selbst in das Gehege der Hetzjagd auf demagogische Ideen und Umtriebe. Schilderung der politischen Parteikämpfe in den Jahren 1818—20.

Bis dahin hatte ich es nur mit äußern Unvollkommenheiten, Schwierigkeiten, die in der Sache selbst lagen, und mit örtlichen Parteimisverständnissen zu thun. Jetzt aber traten Collisionen mit den höchsten Behörden in Berlin so schlimmer und ernster Art ein, daß ältere Freunde, welche die Verhältnisse kannten, mir schrieben oder schreiben ließen: „Sie sind nahe daran, mit meinem

Unternehmen zu scheitern!" Einer schrieb: „Contrabas vela! das Fahrwasser ist gefährlich." Ich will die Sache mit gewissenhafter Genauigkeit erzählen, weil sie ein Licht auf das damalige Parteiwesen in höhern Regionen wirft und insofern auch einen wie ich glaube nicht eben geringfügigen Beitrag zur innern Geschichte Deutschlands enthält, als es wenig bekannte Thatsachen sind, in welchen sich jenes Parteiwesen offenbarte.

Man erinnere sich, daß die politischen Aufregungen in Deutschland sich im Jahre 1819 bis zum Siedepunkt steigerten. Die bittere Erfahrung tiefer Erniedrigung und schmählicher Knechtschaft hatte die ganze Kraft der Nation zum Kampf auf Leben und Tod ins Feld gerufen. Der glorreiche Sieg rief die Hoffnung auf eine gründliche politische Umgestaltung der Nation hervor. Die Vorstellungen von Wiedergeburt, von Einheit und Freiheit, von gleichen Rechten und gleichen Pflichten, von Herstellung des deutschen Reichs in seiner frühern Ausdehnung und Herrscherkraft beherrschten alle Gemüther, trieben aber auch Viele, besonders die Jugend, in die Region überspannter Erwartungen und Foderungen, welche den wirklichen Zustand der Dinge verkennen ließen. Schon die vorläufige Erklärung eines deutschen Bundes im Pariser Frieden erschütterte die süße Gewißheit des Vertrauens und der Zuversicht. Mit steigendem Mistrauen begleitete man dann die ersten Sitzungen des Wiener Congresses. Der patriotische Nationalgeist machte sich Luft in öffentlichen Blättern; die conservative Politik, welche die Gewalt in Händen hatte, suchte ihn zu dämpfen. Bald entwickelte sich ein publicistischer Kampf, an wel-

chem die ganze Nation zu Gunsten der Wiedergeburtspartei theilnahm. Die Kräfte waren ungleich. Von der einen Seite patriotisch begeisterte, von der andern Seite bezahlte oder in Hoffnung auf Lohn dienende Kämpfer. Mitglieder der Bundesversammlung, die bedeutendsten Gelehrten, Männer an den Spitzen der Verwaltungsbehörden standen auf Seiten der Liberalen und schrieben entweder selbst die Artikel, welche am meisten Aerger und Besorgniß erregten, oder gaben doch das Material dazu her. Der tägliche Sieg der liberalen Partei führte die Nothwendigkeit polizeilicher Maßregeln, Ueberwachung der Presse herbei. Aber es war nicht schwer, diese zu umgehen, der Ueberwachung und den Spionen zu entschlüpfen. Man stellte von geschichtlichem Standpunkte allgemeine Betrachtungen über verschiedene Regierungsformen an und versetzte, während man von China und Bengalen sprach, den lebendig gegenwärtigen Organen der Rückwärtspolitik die empfindlichsten Streiche. Was konnte man dagegen haben, wenn ein Publicist das constitutionelle Königthum für die vollkommenste politische Einrichtung erklärte, aber hinzufügte, daß in Fällen, wo der Einfluß der Regierung die ständische Opposition entkräfte, den Freunden des Vaterlands nichts übrig bleibe, als die geistige Gewalt der bessern Einsicht in ihrer ganzen Ausdehnung zu handhaben, und daß eine Regierung, welche die gesetzlichen Wege der Gedankenmittheilung zu hindern suche, sich selbst in einen revolutionären Zustand versetze? Mit welchem Rechte konnte man es strafen, wenn ein anderer Publicist historisch nachwies, daß für das Königthum nichts gefährlicher sei,

als wenn eine herrschsüchtige und bevorrechtete Partei den König zu beherrschen und irre zu leiten suche? Wie konnte man die Uebersetzung und geschäftige Verbreitung des englischen von einem hochkirchlichen Geistlichen (Barrow) verfaßten politischen Katechismus verbieten? Wie absichtlich diese Verbreitung war, geht aus den ersten Fragen und Antworten hervor:

1. Frage. Was verstehst du unter bürgerlicher Gesellschaft?

Antw. Eine Vereinigung von Menschen zu ihrem gegenseitigen Schutz und Vortheil.

2. Frage. Wie wird dieser Schutz erlangt?

Antw. Durch die Theilung des Vereins in Obrigkeit und Bürger und durch Festsetzung weiser Gesetze und Anordnungen.

3. Frage. Durch welche Mittel werden diese Einrichtungen bewirkt?

Antw. Durch ausgesprochenen oder stillschweigenden Vertrag, durch Auswahl eines Mannes aus dem Volke, daß er das Haupt des Staats sei, entweder wegen ausgezeichneten Geistes oder vorzüglichen Muthes.

4. Frage. Entspringt denn alle Macht im Volke?

Antw. Zuverlässig; in jeder besondern Familie hat die Natur das Recht der Regierung dem Vater der Familie gegeben; und zum Nutzen eines Vereins von Menschen wird die Macht der Familienväter übertragen auf das gemeinschaftliche Haupt des Vereins.

5. Frage. Nach welcher Regel regiert der König?

Antw. Nachdem das Volk die Gesetze bestimmt hat, nach welchen es regiert sein will, wird der Vorsteher

oder König zu seinem hohen Amte zugelassen, unter der Bedingung, daß er regiere, gemäß der Bestimmung solcher Gesetze.

So geht der Verfasser alle Kernpunkte der englischen Verfassung durch; der Uebersetzer aber vergißt nicht, die Nutzanwendung für das deutsche Volk hinzuzufügen. „Höchst wünschenswerth", sagt er, „wäre die Ausführung eines politischen Katechismus nach einem ähnlichen Plane auch in andern Ländern. Man lege sich dieselben Fragen vor und versuche, sie nach den Einrichtungen anderer Länder zu beantworten. Kann man sie so bestimmt beantworten? Und woran liegt die Schuld, daß man es nicht kann? Die Fürsten haben Verfassung, das ist, öffentliche Herrschaft des Rechts, versprochen. Die Schuld der verzögerten Ausführung des gegebenen Wortes werden die Minister tragen. Wohl mögen sie sagen, die Verfassung könne schädlich werden. Freilich kann Repräsentativverfassung schädlich werden, sowie auch das Lesen der Bibel, der Gebrauch des Schießpulvers und der Druckerkunst. Aber so unmöglich es ist, Bibel, Schießpulver, Druckerkunst heutzutage dem Volke vorzuenthalten, ebenso unmöglich ist es, die Völker im 19. Jahrhundert von der Kenntniß des öffentlichen Rechts abzuhalten, die Gerechtigkeit mit dem Purpur zu verhüllen, den siegreichen und treuen Völkern die verheißene und verdiente Repräsentativverfassung vorzuenthalten. Die unausweichlichen Foderungen des 19. Jahrhunderts, welches bald völlig neue Generationen sehen wird, werden hauptsächlich folgende sein: 1) Beseitigung der Ueberbleibsel des Feudalwesens insofern sie ungerecht sind und

die friedliche Einigung der Bürger hindern; 2) Theilnahme des Volks an der Gesetzgebung durch gewählte Vertreter und jährliche Bewilligung der Steuern durch ebendieselben; 3) Theilnahme des Volks an der Anwendung der Gesetze durch Geschworenengerichte und gewählte wechselnde Polizeibeamte; 4) Theilnahme des Volks an der Verwaltung mittels eigener Verwaltung der Communalangelegenheiten durch gewählte Männer."

In diesem Sinne wurden die Beschlüsse des Bundestags, die man spöttisch „Früchte" nannte, die Steuerprivilegien und sonstigen Ansprüche der Mediatisirten und des Adels, der würtembergische Verfassungsstreit und die Rolle, welche der Prinz Paul dabei spielte, die Maßregeln der Polizeiministerien, Preßfreiheit, überhaupt Alles, was der Opposition nur irgend Veranlassung zum Tadel oder zu Witz und Spott gab, besprochen und bemessen. Die misliebigen Minister und Bundestagsgesandten wurden nicht geschont; wo man sie nicht offen und unumwunden anzugreifen wagte, da that man es in einer Weise, die den Effect verdoppelte. So wird z. B. aus einem Schreiben des Fürsten Metternich an den Grafen Buol-Schauenstein die Stelle mitgetheilt: „Se. Majestät wiederholen mit Vergnügen bei dieser Veranlassung die Versicherung, daß Allerhöchstdieselben in allen Verhältnissen umsomehr nur unverrückt des Deutschen Bundes Bestand und Wohl, ohne alle Privatrücksichten auf Oestreich zum Zielpunkt nähmen, da nach richtiger politischer Würdigung das wahre Interesse der östreichischen Monarchie von jenem des Deutschen Bundes nicht verschieden sein könne", und unmittelbar darauf ein

kleiner Artikel über Jahn's Vorlesungen eingerückt, worin es heißt: „Die Wahrheit ist eine vertraute Freundin des Volks von uralter Zeit, nirgends und niemals ist ein ganzes Volk betrogen worden, und die Lüge, wenn sie auch, eine zeitlang von dem Irrglauben einer verblendeten Menge genährt, sich einen Riesenleib herangemästet hatte, fand in sich selbst schon den baldigen Untergang." Es wird Niemandem entgehen, wie bitter die gesperrte Stelle auf Oestreich ausgeprägt ist. Auch die Jahn'schen Vorlesungen, deren ich eben erwähnt, wurden tüchtig ausgebeutet, und zwar von den berliner Zeitungen selbst. So heißt es in einem Artikel der „National-Zeitung" vom 8. April 1817: „Jahn hat am Grünen Donnerstag seine Vorlesungen über deutsches Volksthum geschlossen. Einundzwanzig hatte er angekündigt, gerade soviel hat er auch gehalten, und nun sind alle Wetten, daß er früher schließen würde und müßte, gänzlich verloren. Seine Feinde und die Feinde des Volks erklärten es sich kaum, daß er glücklich geendigt, während die Menge es mit Recht als einen Sieg der öffentlichen Meinung betrachtet. Oeffentlichkeit, öffentliches Leben und öffentliche Meinung, Das war es gerade, was Jahn in der letzten Stunde besprach. Hier erklärte er für undeutsche Anstalten und Haupthindernisse der Entwickelung des Volks: Geheime Polizei und geheime Verbindungen. In jeder Verfassung, verlangte er, müßten stehende geheime Verbindungen ausdrücklich untersagt werden. Nur in dem Falle halte er solche für erlaubt und sogar pflichtmäßig, wenn das Vaterland in auswärtige Knechtschaft gerathen. Nach einer Erklärung, daß

er von Jugend an ein öffentliches Leben geführt, gab er als Grund an, warum er jetzt öffentlich das Wort genommen: «weil es durch ultras serviles, zu deutsch Schmalzgesellen, bald dahin gebracht worden, daß alle Rede verstummt wäre.» Gegen das Ende der Vorlesung sprach er mit Kraft und hoher Begeisterung sein Gelübde, für die Deutschheit zu leben und zu sterben; dann schloß er mit folgendem Wunsche: «Gott segne den König, erhalte Zollerns Haus, schirme das Vaterland, mehre die Deutschheit, läutere unser Volksthum von Welschsucht und Ausländerei, mache Preußen zum leuchtenden Vorbild des Deutschen Bundes, binde den Bund zum neuen Reich und verleihe gnädig und bald — das Eine, was noththut — eine weise Verfassung!»" In dieses Jahn'sche Schlußgebet stimmten die damaligen liberalen und deutschgesinnten Preußen, Generale, hohe Staatsbeamte, Gelehrte und die ganze Jugend von ganzem Herzen ein, und ebenso in die Verwerfung der „Schmalzgesellen".

War es zu verwundern, wenn die Regierungen bei solcher Ueberwucherung des patriotischen Geistes die Ordnung, welche sie im Sinne hatten und für gut hielten, gefährdet sahen? Das Wartburgfest steigerte die Besorgnisse; sie erblickten darin eine von liberalen und demokratischen Professoren geleitete allgemeine Verschwörung, während die liberalen Zeitungen und Broschüren den edeln patriotischen Geist der Studenten priesen, die sich dann erst recht einbildeten, Dietriche von Bern zu sein und ebenso viele Lindwürmer getödtet zu haben, als sie Büchertitel verbrannt hatten. Die unweisen Maßregeln, wozu die Regierungen von den Männern gedrängt wur-

den, deren Bücher verbrannt worden waren, machten die Sache nur noch schlimmer. Für die Handhabung der Censur fehlte es noch an einer gesetzlichen Grundlage; aber den Zeitungscensoren gab man jetzt verschärfte Weisungen, die diese selbst durch ungeschickte Anwendung, nicht selten absichtlich, lächerlich machten, oder doch den Redactionen der Blätter Gelegenheit gaben, sie lächerlich und zugleich gehässig darzustellen. So hatte z. B. ein Censor einige Ausdrücke in einem Aufsatze unter der Ueberschrift „Deutschland" gestrichen, der Redacteur läßt darauf nur die Ueberschrift „Deutschland" drucken und statt des Aufsatzes zwei leere Seiten folgen. Sofort erschien in einem andern Blatte (es war die „Bremer Zeitung") folgender Artikel aus Koblenz vom 26. Mai 1817: „Die hiesige Zeitung, «Confluentia» genannt, hat in ihrem heutigen Stück unter der Aufschrift Deutschland volle 2, sage zwei, leere Seiten. Ganz leer! Schon vor einiger Zeit sah man ein ähnliches Phänomen in der «Kölner Zeitung». Die Herren Censoren am Rhein scheinen ihre Pflicht zu kennen. Nur zuweilen begegnet ihnen eine kleine Schwachheit. So hatten kürzlich mehre preußische Zeitungen einen Artikel aus Weimar aufgenommen, worin gesagt wurde, der Großherzog habe die Preßfreiheit wieder eingeschränkt, oder, was ziemlich einerlei ist, aufgehoben. Hätten diese Herren kein so kurzes Gedächtniß für gewisse Dinge, so würde ihnen eingefallen sein, daß der Großherzog von Weimar sehr unrecht, ja seinem feierlich gegebenen Worte entgegenhandeln würde, wenn er irgendeinen Theil der Verfassung, die er selbst unter die Garantie des Deutschen Bundes gestellt, einseitig,

ohne die Stände auch nur zu fragen, zurücknähme. Warum ist diese offenbar falsche Nachricht den Censoren entgangen?" Herr von Kamptz war damals soeben erst Director des Polizeiministeriums geworden. Ihn hatte das Wartburgfest in eine so leidenschaftliche Stimmung versetzt, daß er sogar die Ehrerbietung, die er, ein untergeordneter preußischer Staatsbeamter, einem auswärtigen regierenden Fürsten, dem Großherzog von Weimar, schuldig war, aus den Augen verlor. — Die Vaterlandsfreunde ersten Ranges tadelten, was zu tadeln war, und lobten, was löblich war; da sie aber dem Einathmen der Gährungsluft, welche die ganze deutsche Atmosphäre erfüllte, sich nicht entziehen konnten, so verloren auch sie die erfoderliche Unbefangenheit, um die Gährung selbst richtig zu messen. „Ich stimme mit Ihnen", schrieb Stein an den großherzoglich sächsischen Staatsminister von Gersdorff, „daß kein Grund war, die Versammlung der jungen Leute auf der Wartburg zu verhindern; sie hatte einen guten und edeln Zweck: vaterländische Gesinnung zu beleben und zu erhalten, dem läppischen Wesen der Landsmannschaften abzuhelfen — man hätte aber die jungen Leute entweder der Leitung ihres eigenen guten Verstandes und Ehrgefühls überlassen oder ihnen ein paar verständige, würdige, von ihnen geachtete jenaische Professoren beiordnen, nicht aber sie dem Einflusse von ein paar Thoren, wie Fries und Oken, überlassen sollen, von denen der Eine durch mystischen, metapolitischen, anarchischen Unsinn und der Andere etwas feiner durch seine mündlich vorgetragenen demokratischen Scurrilitäten mehre der jungen Gemüther

aufregte und irreleitete. — Die Preßfreiheit ist ein schätzbares Gut, aber noch hat sie in Weimar wenig Schätzbares zutage gefördert, und die Gleichheitsapostel, die Herren Luden, Martin, Oken, Wieland u. s. w. sind nicht zu Lehrern der Nation geeignet; sie tischen uns die schlechten Gerichte der französischen Demokraten auf, sie wollen Alles nivelliren und die ganze bürgerliche Gesellschaft in einen großen auseinandergeflossenen Brei auflösen. Preßfreiheit ist aber sehr verschieden von Lehrfreiheit, und nichts berechtigt den vom Staate berufenen öffentlichen Lehrer, Mord und Aufruhr und Zerstörung alles Alten und Herkömmlichen zu predigen, und ich würde Herrn Fries als einem ganz unreifen, hohlen, haltungslosen Schwätzer den Lehrstuhl verbieten. — Allerdings ist der Hauptgrund der Gährung in Deutschland in dem Betragen unserer Fürsten und Regierungen zu suchen. Sie sind die wahren Jakobiner, sie lassen den rechtlosen Zustand, in dem wir seit 1806 leben, fortdauern, und reizen und erhalten Unwillen und Erbitterung, sie stören die Entwickelung und Fortschritte des menschlichen Geistes und Charakters und sie bereiten denen Anarchisten den Weg zum allgemeinen Untergang. Wir können und dürfen auf den guten verständigen Sinn des Volks, unsers Adels, unsers guten Bürger- und Bauernstandes zählen; möge es unsern sansculottischen Schriftstellern und unsern organisirenden Büralisten nicht gelingen, den ersten in den Koth zu treten, den zweiten durch das Patentwesen, den letztern durch Theilbarkeit der Höfe zu

zerstören und Alles in einen Brei von eiteln, Schriftstellerei treibenden Volksrednern und Glückspilzen und städtischem und ländlichem Gesindel und Tagelöhnern aufzulösen — hiergegen wird uns eine allwaltende und gütige Vorsehung schützen." Viel Wahres! Aber für einen richtigen Gährungsmesser wird kein Besonnener diese Worte gelten lassen, wenn wir auch der Auflösung in einen Brei von eiteln, Schriftstellerei treibenden Volksrednern und Glückspilzen und städtischem und ländlichem Gesindel und Tagelöhnern in den seitdem verflossenen 40 Jahren um ein Merkliches näher gekommen sind.

Alle einsichtigen und aufrichtigen Vaterlandsfreunde fühlten die Nothwendigkeit einer Beruhigung der gährenden Gemüther. Von dem Aachener Congreß erwartete man dahin abzielende Maßregeln. Eine fast krankhafte Spannung erhielten diese Erwartungen, als die Zeitungen den Einzug der hohen Diplomatie von England, Frankreich und Rußland, von Oestreich und Preußen in Aachen und demnächst auch den der Monarchen selbst verkündigten. Den nächsten Zweck des Congresses, die Zurückziehung der Occupationsarmee aus Frankreich und die Wiederaufnahme der besiegten Macht in den Bund der Großmächte betrachtete man als eine vorher schon abgemachte oder doch leicht zu erledigende Sache; um so gespannter waren Aller Augen auf die deutschen, die eigenen Angelegenheiten gerichtet. Geduld war eine schwere Tugend geworden, weil die gegenwärtigen Uebel zu drückend empfunden wurden und weil die Hoffnung zu wenig Grund in den bisherigen Erfahrungen fand, als daß die Geduld, wie der Dichter sagt, sich

gelassen daran hätte anschmiegen können. In solcher Stimmung galt es allgemein für eine üble Vorbedeutung, daß in geheimen Sitzungen die deutschen Fragen erörtert wurden. Warum scheuen sie das Licht der Oeffentlichkeit? hieß es. Einige sagten: Stein wird Schlimmes abzuwenden wissen; Andere erwiderten kopfschüttelnd: Der ist von Alexander dem Russen berufen und nicht von Preußens König. Am meisten Vertrauen setzte man auf Humboldt, gar keins auf Hardenberg; Bernstorff war sogar verdächtig, weil er Abneigung gegen Repräsentativverfassungen kundgegeben. Mit solchen Gedanken und Befürchtungen begleitete man den Congreß, nicht allein in Frankfurt und Bremen, wo ich mitten darunter war, sondern aller Orten in ganz Deutschland, wo nur politische Naturen lebten. Als nun die Ergebnisse zum Vorschein kamen, das Protokoll und die Declaration, und als das berüchtigte Mémoire sur l'état de l'Allemagne von dem russischen Staatsrath Alexander von Stourdza bekannt wurde, da kam es zu jenen politischen Leidenschaften, welchen Mord für Heldenthat gilt. Den Fürsten und Regierungen erschienen die Ermordnng Kotzebue's und der mörderische Angriff auf den Präsidenten Ibell als das Losungszeichen einer großen Verbindung, einer furchtbaren Verschwörung; die Freunde des Volks, darunter edle Männer, sogar fromme Theologen, suchten die schauderhafte That zu erklären und zu entschuldigen, und am Rhein fing man an, das Gehässige der Napoleonischen Tyrannei in ein milderes Licht zu stellen. „In Aachen haben sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht!" war das erste politische Wort,

welches ich in Kreuznach vernahm, und eine der ersten Predigten, die ich hörte, begann mit den Worten: „Die Völker rumoren, die Throne zittern!"

Die politischen Aufregungen hatten sich also in der That auf den Siedepunkt gesteigert, als ich eine Bildungsanstalt ins Leben zu rufen unternahm, deren Geist und Richtung die damals vorherrschende sogenannte Wittgenstein-Kamptz'sche Partei um so aufmerksamer beobachten ließ, als die jungen Schulmänner jener Zeit, nicht ganz ohne Grund, in dem Verdacht regierungsfeindlicher und volksfreundlicher Gesinnung standen.

In Gemäßheit der Auffoderung des Ministers von Ingersleben brachte ich den Professor Bercht zum ersten Lehrer an dem neuen, meiner Leitung anvertrauten Gymnasium in Vorschlag, bemerkte aber ausdrücklich, daß er bisher Redacteur der „Bremer Zeitung" gewesen. Nach der Dienstinstruction der Provinzialconsistorien vom 23. Oct. 1817 hatten diese Behörden die Aufsicht, Leitung und Revision der Gelehrtenschulen, welche zur Universität entlassen, und die Anstellung, Beförderung, Disciplin, Suspension und Entlassung der Lehrer bei den gedachten gelehrten Schulen. Nur bei Anstellung der Rectoren und obern Lehrer bei denselben waren sie verpflichtet, die Genehmigung des vorgesetzten Ministeriums einzuholen. Dies geschah bei eiligen Fällen in der Art, daß der Provinzialschulrath, der ohnehin das ganze Unterrichtswesen in seiner Hand hatte, an den Referenten in dem Ministerium schrieb, ob gegen die betreffende Person etwas zu erinnern sei. Die Berufung der neuen Lehrer war aber dringend, weil die Anstalt mit dem

Anfange des Wintersemesters in volle Wirksamkeit treten sollte. Der Minister von Ingersleben beauftragte daher den Schulrath Lange, bei dem Ministerialreferenten vorläufig anzufragen. Dieser schrieb, nachdem das Kriegsministerium dem Bercht ein durchaus ehrenvolles Zeugniß über seine militärischen Dienste ausgestellt hatte, wörtlich zurück: „Die Berufung des Professors Bercht nach Kreuznach scheint mir unter den angegebenen Umständen sehr zweckmäßig, und ich zweifle nicht, daß das Ministerium dem desfallsigen Antrage des Consistoriums die Genehmigung geben wird.“ Auch wußte man, daß das Anstellungsdecret für Bercht, vom Minister gezeichnet, schon in den Händen des Referenten war. Daraufhin ertheilte mir das Consistorium mittels einer Verfügung vom 25. Aug. 1819 den Auftrag, den Professor Bercht schleunigst als ordentlichen Lehrer mit einem Einkommen von 2800 Francs nebst freier Wohnung und Garten unter der Verbindlichkeit von 18 bis 20 wöchentlichen Lehrstunden in den obern Classen des Gymnasiums zu berufen, und ich säumte nicht, mich des Auftrags in aller Förmlichkeit zu entledigen. Bercht nahm den Ruf an, kündigte seine bremer Stelle und siedelte nach Kreuznach über, wo ich ihn sogleich in Thätigkeit setzte. In kurzer Zeit gewann er bei der Jugend, bei den Aeltern, bei allen angesehenen Personen der Stadt soviel Vertrauen, daß ich wol eifersüchtig hätte werden können, wenn ich weniger auf die Sache gesehen hätte. Die Freude dauerte nicht lange. Einer der Leute, vor denen Lange mich bei der ersten Unterredung gewarnt hatte, nahm, wie mir erzählt wurde, die gute Gelegen-

heit wahr, sich Gunst zu erwerben, und berichtete geeigneten Orts nach Berlin, was vorgegangen. Darauf soll Herr von Kamptz einen Artikel in eine französische Zeitung veranlaßt haben, worin gesagt wird: Die preußische Regierung habe den Redacteur der „Bremer Zeitung“, einen Hauptdemagogen, der das und das gethan, bei einer Lehranstalt in der Rheinprovinz angestellt, wahrscheinlich um ihn zum Schweigen zu bringen, und diesen Artikel habe dann der Fürst Wittgenstein dem König vorgelegt. Ob es wirklich so geschehen, weiß ich nicht; aber gewiß ist, daß aus dem königlichen Cabinet eine Anfrage an den Minister von Altenstein erging, ob der Redacteur der „Bremer Zeitung“ zu einer Lehrstelle in der Rheinprovinz berufen sei, und daß die Antwort, nach rascher Zurückziehung des schon gezeichneten Anstellungsdecrets, verneinend gegeben wurde. Sofort erhielt ich von meinem nächsten Vorgesetzten folgendes Schreiben: „In den öffentlichen Blättern werden Sie gelesen haben, daß die Anstellung des Professors Bercht nicht genehmigt worden. Die Sache hat leider ihre Richtigkeit. Die Gegner sind wach geworden und haben gleich Alles angewendet, die Sache zu hintertreiben, und dies ist ihnen bei den herrschenden Ansichten nur zu gut gelungen, u. s. w.“ Bald nachher ging auch mir von dem Ministerialreferenten ein Schreiben zu, dessen Inhalt noch niederschlagender war. Derselbe benachrichtigte mich nicht nur, daß die Anstellung Bercht's in Kreuznach nicht habe genehmigt werden können, sondern fügte auch hinzu: „Für den Augenblick ist auch an eine Anstellung Bercht's in irgend einem andern Theile des preußischen Staats

nicht zu denken; es sollte mir daher leidthun, wenn er im Vertrauen auf die Zusicherung des königlichen Consistoriums seine einträgliche Stelle in Bremen sollte aufgegeben haben." Der letzte Passus empörte mich. Bercht war von einer competenten Staatsbehörde förmlich berufen worden, er hatte diesen Ruf angenommen und eine doppelt so einträgliche Dienststelle in einem andern Staate gekündigt. Es war also keine bloße Zusicherung, die er von dem königlichen Consistorium in Koblenz erhalten. Und was hatte er denn gethan, was ihn der Anstellung in irgendeinem andern Theile des preußischen Staats unwürdig machte? Er war ein geborener Preuße, hatte als junger Mann die Freiheitskriege von Anfang bis zu Ende mitgemacht und war wegen seines tapfern Muthes zum Offizier befördert worden. Niemand konnte ihn einer unehrenwerthen Handlung bezichtigen. Nach Abschluß des Friedens wünschte er in den Civildienst zurückzutreten und als Lehrer der alten Sprachen und der Geschichte bei einer höhern Lehranstalt, wozu er in ausgezeichneter Weise qualificirt war, angestellt zu werden. Seiner Begeisterung für Preußen und Deutschland hatte er durch Gedichte und einzelne Aufsätze im „Rheinischen Mercur" Ausdruck gegeben und bewiesen, daß er die Feder zu führen verstehe. Als daher der Bürgermeister Smidt für die „Bremer Zeitung" einen „geistreichen und wissenschaftlich gebildeten" Redacteur suchte, so wies Görres auf Bercht hin. Er wurde berufen und mit dem Titel eines Professors als bremischer Staatsdiener angestellt. Die Zeitung gewann bald Ruf und machte Aufsehen. Bei seinem Aufenthalte in Berlin vor

dem Kriege hatte er mehr oder weniger Umgang gepflogen mit Schleiermacher, Heindorf, Rühs, Reimer, Buttmann, Eiselen, Hofprediger Sack, Bernhardi, Stägemann und andern ehrenwerthen Männern freisinniger Richtung. Es war natürlich, daß Männer dieser Gesinnung sich nun auch der „Bremer Zeitung" bedienten, um in dem Kampf mit der Wittgenstein-Kamptz'schen Partei ihre Meinung zu sagen. Die Hauptcorrespondenten waren aber berühmte Männer, Männer in hohen Würden und hellstrahlende Lichter damaliger Zeit. Daß von solchen Männern keine feindseligen Artikel gegen Preußen ausgingen, versteht sich von selbst. Wol aber brachte die Zeitung mehre Artikel gegen einzelne Beamte, namentlich einen gegen den Geheimen Oberregierungsrath von Kamptz, welcher diesen so ärgerte, daß er den Redacteur bei den bremer Gerichten belangte und sich so selbst dem Witze der Advocaten preisgab. Es war ihm darum zu thun, die Nennung des Verfassers von dem Redacteur zu erpressen. Er kannte diesen wenig verschleierten, ihm tödtlich verhaßten Verfasser sehr wohl; er hätte ihn aber gar zu gern mundtodt gemacht. Wie bitter hat der arme Bercht die Aufnahme dieses Artikels büßen müssen! Auch der Schulrath Lange, der bei Bercht's Berufung doch nur als Organ des Consistoriums gehandelt hatte, entging der Verfolgung nicht. Schon im Anfange des Monats December 1819 wurde er von dem Instructionsrichter in Koblenz über neunundvierzig von Berlin aus gesandte Fragen verhört. Das Verhör dauerte über drei Stunden. Ich, der die Hauptschuld trug, mußte bald einen stärkern Angriff erfahren. Ich hatte den

Professor Bercht in Bremen in den Cirkeln, in welchen ich verkehrte, kennen gelernt, also im vertraulichen Verkehr mit sehr wackern und rechtlichen Männern, Senatoren, Predigern, Aerzten und Professoren. Alle zollten seiner Persönlichkeit, seinem Geiste, seiner gründlichen Gelehrsamkeit und seiner im Kampfe für das Vaterland bewiesenen Tapferkeit Hochachtung, und wenn Einer oder der Andere etwas an ihm auszusetzen hatte, so war es sein mitunter etwas stark hervortretendes Preußenthum. Bei näherer Bekanntschaft konnte mir nicht entgehen, daß er der Sisyphusarbeit eines Zeitungsredacteurs von Herzen überdrüssig war, und da ich zugleich Gelegenheit hatte, seine gründliche philologische Bildung, die er in Schulpforta gewonnen, kennen zu lernen, konnte ich mich des Wunsches und auch der Ermahnung nicht enthalten, er möge seine schönen Kräfte einer edlern und fruchtbarern Wirksamkeit widmen. Als ich bald darauf den Ruf zur Errichtung und Leitung eines Gymnasiums in der preußischen Rheinprovinz erhielt, war mein erster Gedanke, mich seiner Hülfe zu versichern, ja, ich dachte einen Augenblick daran, den Ruf nur unter der Bedingung anzunehmen, daß er zugleich als erster Lehrer mitberufen werde. Es war das nicht Unbesonnenheit, sondern die Betrachtung: daß er die Probe eines Altpreußen von echtem Schrot und Korn bestanden, daß er mit philologischer Wissenschaftlichkeit nicht jenen kleinlichen pedantischen Sinn verbinde, womit die grammatischen Gründlichkeitstiftler sich lächerlich machen, sondern jenen freien, wahrhaft pädagogischen Sinn, der bildend und anregend auf die Jugend einwirkt, ferner; daß er

mit den besten, angesehensten und verdienstvollsten Männern in Berlin in Verbindung stehe, also dem Gymnasium Gunst erwerben könne; endlich auch die Betrachtung, daß er das Leben am Rhein kenne und keine Abneigung habe gegen die heitere, lustige, witzige Art der pfälzischen Geselligkeit, wie ich sie in Kreuznach gesehen und vom Rector Hollmann in Jever bei Gelegenheit des „dulce est desipere in loco" gar komisch hatte beschreiben hören. — Mit Freuden nahm Bercht meinen Vorschlag an; Keiner von uns ahnte die Tücke der Rache, und mit vertrauensvollster Offenheit trug ich dem edeln ehrwürdigen Minister von Ingersleben alle diese Gründe, den letzten nicht ausgenommen, vor.

Es mag für einen Mann in reifern Jahren schwer sein, seine bürgerliche Stellung in Gefahr zu bringen, um Unrecht abzuwehren. In meinem Falle konnte von dergleichen Bedenklichkeiten nicht die Rede sein. Ich empfand das Unrecht, welches meinem Freunde angethan wurde, als empörend, als himmelschreiend, und zog daher nicht die Segel ein, wie ein älterer Mann mir rieth, sondern hißte sie vielmehr und ließ den ganzen Sturm meiner Indignation hineinblasen. Ich machte die entschiedensten Gegenvorstellungen, schrieb an den Schulrath und das Consistorium, an den Minister von Altenstein und seinen Rath in Ausdrücken, wie mir die Empfindung sie gab. Kluges Abwägen der Worte schien mir unwürdige Feigheit. Folgende Punkte waren es, die ich verschiedentlich hervorhob:

1) Der Professor Bercht ist, ohne sich um die Stelle beworben zu haben, von einer competenten Staats-

behörde, nicht mit der Bedingung einer Genehmigung von Seiten einer höhern Behörde, sondern definitiv in sehr bestimmten Ausdrücken berufen worden.

2) Er hat diesen Ruf unbedingt angenommen und seine viel einträglichere Stelle als bremischer Staatsdiener aufgegeben.

3) Es wäre eine unwürdige Sophisterei, zu sagen: die Bedingung einer stets zweifelhaften Genehmigung von einer höhern Behörde habe sich von selbst verstanden. (Das wurde wirklich von einem Manne gesagt, der stets den Mantel nach dem Winde gehängt hat.)

4) Wenn auch das königliche Consistorium seine Befugnisse überschritten hätte, so könnte doch darunter der Professor Bercht nicht leiden.

5) Bercht's preußisch-patriotische Gesinnungen liegen in Prosa und Poesie offen vor aller Welt Augen. *)

---

*) Bercht's Name hat unter den vaterländischen Kriegsliederdichtern einen guten Klang. Während er sein Brot noch immer im Auslande suchen mußte, kam er zu dem berühmten Freiwilligenfeste, welches am 3. Febr. 1838 zu Köln am Rhein gefeiert wurde, und begeisterte seine alten Kameraden mit folgendem Gedichte auf die hingeschiedenen Helden Scharnhorst, Blücher und Gneisenau:

Wer könnte Jedem der Helden alle,
Die, wie sich's gebührt,
Die Scharen geführt,

6) Seine theoretische und praktische Tüchtigkeit zu einem höhern Lehramte liegt außer allem Zweifel und wird von Niemandem bestritten.

Mit Jubelschalle,
Deutschen Weines
Der kleinsten Gläser nur eines
Zu Ehren trinken?
Er würde gebändigt vom Sohne des Rheines
Zu Boden sinken.
Denn welche reiche Saat der Ehren,
Seit bei Großbeeren
Sie ungern schluckten die großen Beeren,
Seit sie bei Nollendorf, bei Kulm
Vergaßen zu prahlen mit ihrem Ulm,
Seit an dem schönen Bach der Katzen
Der Leu sie packte mit grimmigen Tatzen,
Und seit bei Dennewitz, o gutes Dennewitz!
Zermalmend sie traf der rächende Blitz. —
Doch aus dem reichen Heldenchor
Drei Namen leuchten hoch empor,
Drei Heldennamen von echtem Klang,
Unsterblich zu preisen im Hochgesang.

Zuerst Herr Scharnhorst, der Schweigende, Weise,
Der Denker der Schlachten! — Leise
Hat er in engern und engern Bogen
Die Zauberkreise
Um den Würger gezogen.
Doch als das Heer gerüstet stand
Am rechten Ort
Auf Königs Wort,
Zu retten Ehr' und Vaterland,

7) Durch ein Verfahren wie das, welches das hohe Ministerium der geistlichen und Schulangelegenheiten gegen den Professor Berdt geschehen läßt,

---

Und als es drauf in der lützner Schlacht
Gar wacker sein großes Examen gemacht,
Da ging er gen Himmel, zu melden den Alten,
Daß die Jungen sich ehrlich gehalten
Und wieder verdienen zu heißen:
Die alten Preußen.
Stolz brauset daher in blutigen Wettern
Auf schnaubendem Rosse, den Feind zu zerschmettern,
Der Vorwärtstreiber,
Der alte Blücher,
Der Feind der Bücher,
Der Feind der Schreiber.
Und doch ist der Marschall auserlesen
Selber ein guter Schreiber gewesen;
Seine Schrift war deutlich und lesenswerth,
Seine Stahlfeder war das blanke Schwert,
Sein Schreibpapier waren alle Lande
Von Schlesien bis zum Seinestrande,
Seine Tinte gut
Roth Feindesblut.
Damit stellt' er im Schlachtengraus
Urkunden aus,
Die nie verwesen,
Die noch in tausend Jahren zu lesen.
In heißem Zorne zuletzt
Hat der theure Held
Auf dem Montmartre ein Punktum gesetzt,
Wie's keines gibt in der ganzen Welt.

muß das Vertrauen des Publicums, zunächst aller gebildeten Einwohner der Stadt und des Kreises Kreuznach, tief erschüttert werden, besonders wenn

---

Als erobert die Ehrenbraut,
Legt er murrend sich auf die Bärenhaut.
Doch als der große Corse wieder
Reckte die eisernen Riesenglieder,
Aufspringt vom Lager der alte Held
Und stürmt hinaus in das Schlachtenfeld.
Laut donnern und krachen die Todesgeschosse,
Hohl bebt die Erde vom Huf der Rosse.
Wild über ihn geht der Reiter Bahn. —
Der Held sieht ruhig sein Schicksal nah'n,
Und wie sein Vorwärts ihm klingt ins Ohr,
Das theure Wort,
Da rafft er sich herrlich wieder empor
Der starke Hort,
Und mit freudig gerührtem Weinen
Begrüßen ihn wieder die Seinen. — — —

Es hatten die Preußen nicht lange geruht,
Von den Schwertern zu wischen des Feindes Blut;
Sie hatten geruht nicht lange,
Vom Blut zu reinen die Wange.
In der Nacht, da der strömende Regen floß
Da rief er: „Ordnet die Scharen!
Dragoner, Husaren,
Auf, zäumet das Roß!
Es kommt von der Katzbach der Bundesgenoss'!"

Bei Waterloo es donnert und blitzt,
Herr Wellington auf der Erde sitzt;
Und wie es näher und näher kracht,

sich der Fall ereignen sollte, daß an die Stelle eines so tüchtigen Lehrers ein anderer weniger tüchtiger gesetzt würde.

Da spricht er: „Ich wollt', es wäre Nacht,
Oder es käme, wie er's verheißen,
Herr Blücher mit seinen Preußen!"

Und er hat kaum das Wort gesprochen,
Da sind die Preußen hervorgebrochen,
Wettersausend.
Ob auch aus tausend
Glühenden Schlünden die ehernen Schlangen
Verderben speien,
Ohne Bangen
Dringen sie ein
In die mörd'rischen Reih'n, —
Und der Feind mit Entsetzen,
Als ob höllische Geister ihn hetzen,
Fliehet wild
Athemlos durch das Kampfgefild.
Da sprach der Feldmarschall zum Freunde gewandt:
„Ich gebe sie nun in deine Hand!"
Wer ist der Freund, der Dritt' im Bunde?
O Lied, gib von dem Dritten Kunde!
Der Dritt' in der preußischen Heldenschau
Das ist Herr Neidhardt von Gneisenau.
O, Gneisenau, Gneisenau, hoher Held,
Wie sprengtest du ritterlich durch das Feld!
Wie jagtest du sie auf und auf,
Wie stürmtest du feurig drauf und drauf!
Die Freundin der Müden, die linde Nacht,
Hat ihnen den Schlummer nicht gebracht;
Denn als sie entzäumet das dampfende Roß

Das Alles wog federleicht gegen das schwere Gewicht des Zorns, welchen Bercht bei den damaligen Leitern der europäischen Politik gegen sich erregt hatte. Gentz zählte ihn in einem Aufsatze, der in seinen „Vermischten Schriften" abgedruckt ist, zu den „Jakobinern", weil er die Ansicht ausgesprochen, man hätte den Vertrag von Ried nicht schließen und den Franzosen den Elsaß nicht lassen sollen, und weil er behauptet hatte, Oestreich sei eine Oligarchie und werde Preußen immer wie einen „Parvenu" betrachten. Letzteres ergriff dann Herr von K. und warf Bercht vor: er habe Preußen einen Parvenu geschimpft. Was aber besonders den unauslöschlichen Haß des Herrn von K. erregt hatte,

---

Und sicher sich däuchten,
Da sprach der Mond:
„Ich bin der Deutschen Bundesgenoss':
Es haben die wackern Jungen
Mich immer so zart besungen,
Ich will ihnen leuchten."
Und fort nun rannten sie, fort und fort,
Und fanden die Ruh' an keinem Ort.

In jener Nacht,
Da du,
Erbfeind der Ruh',
Zum letzten mal vor uns gefloh'n,
Napoleon,
Da stürzt' in lodernden Flammen
Dein goldener Thron zusammen.
Da sprach der Herr im Donner der Schlacht:
„Das deutsche Volk hat es deutsch gemacht."

war ein Artikel über die Wartburgsfeier, worin darüber gespottet war, daß er in dem Wahn stehe, dergleichen Extravaganzen mit Polizeigewalt unterdrücken und durch seine „Schergen" diesen widerborstigen Geist einfangen zu können. Zum Jakobiner gefährlichster Art aber hatte sich Bercht sowol in Berlin als in Wien dadurch gestempelt, daß er den Deutschen Bund nicht mit Gentz-Metternich'schen Augen angesehen, sondern sich für eine Reorganisation und eine preußische Hegemonie in Deutschland ausgesprochen. Auch bewährte sich das Sprichwort: „Der Zorn bringt blinde Junge zur Welt." In den weggenommenen Papieren kam oft der Name Bercht vor. Dieser Bercht war allerdings ein schwer gravirter Mann und saß später in Köpenick. Aber er war nicht der nach Kreuznach berufene, sondern ein ganz anderer Bercht. Man untersuchte die Identität nicht, sondern legte ohne weiteres Letzterm zur Last, was Ersterer verschuldet haben mochte.

Der ehrenfeste Minister von Ingersleben behandelte die Sache in würdigster Weise. Das Consistorium antwortete nämlich auf meine Eingabe: „Von Ihrem Berichte vom gestrigen Tage werden wir nochmals Veranlassung nehmen, dem königlichen Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten über die Verhältnisse des Professors Bercht und dessen Anstellung an dem dortigen Gymnasium einen Vortrag zu machen, und Sie von dem Erfolge in Kenntniß setzen." — Auch der Regierungs- und Schulrath Lange, der bei der Sache am empfindlichsten compromittirt war, trat in edelster Gesinnungsrüstung auf den Kampfplatz. Er vertheidigte

nicht nur mit aller Energie die Anstellung und nahm dabei die Schuld auf sich, sondern gab auch der angelegentlichen Bitte des Ministerialraths, „ihn nicht zu compromittiren", die gewünschte Folge.

Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ꝛc. antwortete mir: „Das unterzeichnete Ministerium eröffnet Ihnen auf Ihre unter dem 19. v. M. eingereichte Vorstellung, daß sich der Professor Bercht durch die von ihm redigirte «Bremer Zeitung» von Seiten der königlich preußischen Regierung ein solches gerechtes Misfallen und Mistrauen zugezogen hat, daß das Ministerium sich außer Stande sieht, die von dem königlichen Consistorium des Großherzogthums Niederrhein beabsichtigte Anstellung des Professors Bercht an dem Gymnasium zu Kreuznach zu genehmigen. Alles, was Sie von Ihrem Standpunkte aus zur Entschuldigung des Dr. Bercht anführen und rücksichtlich seiner verbürgen zu können glauben, genügt bei der ganzen Lage der Sache keineswegs, die erheblichen Bedenken zu beseitigen, welche seiner Anstellung im Wege stehen. Berlin, den 22. Nov. 1819."

Gezeichnet: v. Altenstein.

Der wirkliche Geheime Oberregierungsrath von Kamptz war schon seit 1817 Director des Polizeiministeriums, war aber auch seit 1818, wie mir versichert worden ist, mit irgend welchen Functionen im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten ꝛc. betraut. So läßt es sich erklären, daß das Polizeiministerium Kenntniß sowol von meiner eben erwähnten Vorstellung an das geistliche Ministerium erhielt, als auch von andern diese Sache betreffenden Briefen und Berichten.

Welchen thätigen Antheil aber das Polizeiministerium an dieser Sache nahm, erfuhr ich in einer Weise, die mich tief erschütterte. Der Landrath Hout theilte mir nämlich vertraulich ein Rescript des Herrn Staatsministers von Schuckmann mit, worin gesagt wurde, „daß der Professor Bercht feindselige Gesinnungen gegen Preußen hege und im Einverständnisse mit dem Meuchelmörder Sand gestanden habe". In der Sorge für meinen Freund ersuchte ich den Landrath Hout dringend, den furchtbaren Verdacht der Theilnahme an Kotzebue's Ermordung durch Thatsachen, die ich angab und durch eine Charakteristik Bercht's, wozu ich das Material subpeditirte, gründlich zu beseitigen. Zum Schlusse sagte ich in meinem Schreiben: „Daß Bercht manche Artikel gegen einzelne preußische Staatsbeamte in der «Bremer Zeitung» aufgenommen, kann ich zwar nicht billigen; aber eine feindselige Gesinnung gegen den preußischen Staat kann dieses um so weniger beweisen, da jene Artikel von preußischen Staatsbeamten und zum Theil von sehr angesehenen und bedeutenden direct und indirect herrühren. Wollte Bercht diese nennen, wie man es wol verlangt hat, dann wäre er der Freundschaft vieler rechtlicher Männer, deren er sich jetzt erfreut, nicht werth. Noch einmal ersuche ich Ew. Hochwohlgeboren, diese Punkte schleunigst zur Kenntniß Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern und der Polizei zu bringen und Hochdieselben dringend zu bitten, davon den Gebrauch zu machen, den die Gerechtigkeit zur Verhütung eines Unrechts erheischt." Zugleich legte ich einen von Bercht selbst verfaßten Artikel der „Bremer Zeitung" vom März

1818 vor, um seine preußische Gesinnung zu beweisen. Da dieser Artikel für die politische Anschauung der damaligen preußischen Kreuzzeitungs-Patrioten bezeichnend ist, so lasse ich wenigstens den Schluß hier folgen:

„Außer Oestreich hat nur Preußen einigermaßen Selbständigkeit. Zehn Millionen tapferer Menschen, fast alle Deutsche! könnten sich wol genügen um sicher zu sein, so konnte man auf den ersten Anblick glauben. Auch wären sie es, wenn sie an irgendeinem andern Ort in Europa wohnten. Aber ein Blick auf die Karte überzeugt Jeden, auch den Laien der Kriegskunst, daß Preußen, sowie es jetzt besteht, allein keine Sicherheit hat, trotz aller Anstrengung, geschweige denn durch stehendes Heer allein; am wenigsten durch eine «gereinigte Garde allein». Preußen ist ein Gebäude, wovon die Mauern zwar fest und sehr hoch, aber nur von zwei Seiten aufgeführt sind. Preußen, wenn es an der einen der entlegenen Grenzen angegriffen wird, muß seine Krieger so viele Tagemärsche von ihrer Heimat entfernen, daß diese ohne Hut bleibt; die preußischen Heere können unmöglich zu gleicher Zeit den Niemen und die Mosel decken. Preußen, damit es nicht im Kampfe allzu schnell verblute, hat zur Stärkung seines Körpers durchaus das ganze nördliche und mittlere Deutschland für sich nöthig. Und diese dreißig deutschen Lande haben ebenso sehr und noch mehr Preußen nöthig, wenn sie nicht unaufhörlich das Schachbret des Kriegs sein wollen, wenn nicht jeder deutsche Herzog das Schwert eines französischen Marschalls beständig über seinem Haupte

erblicken will. Nur blinder Dünkel, wie wol mancher preußische Offizier von 1806 haben mochte, kann glauben, daß Preußen allein stark genug sei. Aber auch die blindmachendste Eifersucht kann nicht glauben, daß Hannover oder Nassau oder Hessen zur Vertheidigung stark genug sei. Nur Vereinigung, nahe aufrichtige Vereinigung gibt Sicherheit! Im Fall des Kriegs muß Preußen die Hegemonie haben, vom Fichtelgebirge bis zur Ems! Preußen hat die Weinberge am Rhein, die nicht ohne Blut erkauft sind, nicht ohne Blut bewahrt werden können, es hat die Hand ausgestreckt nach Mainz und Luxemburg, statt daß Oestreich Landau weggegeben hat. Die Fahne Preußens sei das deutsche Panner; nur dadurch kann der Rhein geschützt werden. Wo die Franzosen das preußische Feldzeichen nicht sehen, da freut sich ihr Herz und hofft Sieg. In Preußen sind jetzt nur noch wenige so Verblendete, die da glauben, daß Preußen allein sich genug sei. Das Streben nach außen ist allgemein. Aber in der Art dieses Strebens sind zwei Parteien unverkennbar. Die eine Partei will Deutschland mit sich vereinigen, die zweite will sich mit Deutschland vereinigen; jene kennt blos physische Mittel, Zwangsmittel um Vereinigung zu bewirken, möchte mit der Trommel durch ganz Deutschland ziehen; diese Partei glaubt und hofft die Möglichkeit, daß durch moralische Mittel eine engere Verbindung zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland zustande komme. Die erstere Partei, unter welcher manche sind, die mit dem nicht guten Namen Stockpreußen bezeichnet zu werden pflegen, und welche dagegen die Andersdenkenden als Ja-

kobiner verschreien, wollen nichts als Centralregierung, als einen permanenten Oberfeldherrn, als einen Sultan, möchten daß die Preußen lagern in Deutschland wie die Türken in Griechenland, wollen höchstens Provinzialstände, etwa nach Art der galizischen. Die Folge, wenn diese Partei vorherrschte, würde sein der fürchterlichste Krieg innerhalb Deutschlands. Die zweite Partei, welche das Wohl Preußens und Deutschlands wahrhaftig wünscht und eben deswegen beider Wohl als etwas Unzertrennliches betrachtet, hält für das Allerwichtigste, daß gleiche oder ähnliche Verfassungen in den allzu ungleichartigen Theilen Deutschlands eingeführt werden, daß Preußen der Schirmherr der liberalen Ideen in Deutschland, der moralische Hauptmann sei, daß Preußens Regierung sich das Verdienst erwerbe, durch die Macht des Beispiels Gesetzgeberin Deutschlands zu werden, und dadurch hauptsächlich den Anspruch, im Augenblick der Gefahr Bundesfeldherr zu sein. Es war eine Zeit, wo Alles vorbereitet war, die moralische Obermacht Preußens, wenn sie zum Heil Deutschlands angewandt worden wäre, willig, freudig und dankbar anzuerkennen. Humboldt schlug in Wien ein Minimum vor für die Gerechtsame der nordischen Versammlungen in ganz Deutschland. Das war der Weg, auf welchem Preußen zu Ruhm und Macht hätte gelangen können, ohne physische Kraftanwendung. Es war der gerade Weg. Gegenwärtig aber ist es in vielen Gegenden Deutschlands wieder üblich geworden, Preußen als fremd anzusehen und mehr zu fürchten als zu ehren. Zum Theil mag schuld daran sein, daß Preußen Leipzig und Emden

weggab; daß ein mächtiger Theil des preußischen Heeres unter nichtpreußisches Commando gestellt worden ist; daß man geschreckt wird durch allerlei Gerüchte von Härte der preußischen Ordnung, noch mehr aber durch Gerüchte von den Bemühungen derjenigen Undankbaren, welche die Begeisterung des preußischen Volks in der Zeit der Gefahr leugnen möchten; daß Männer wie Stein, Humboldt, Gruner, Gneisenau, Görres entfernt gehalten werden; daß die Gönner der Polizei und Diplomatik allerlei böse Gerüchte verbreiten von den wohlgesinnten Männern in Deutschland, und sich bemühen, sie als Jakobiner anzuschwärzen. Wenn die Sicherheitsanstalten für Deutschland allein durch die Diplomatiker erkannt werden sollen, so wird jenseit des Rhein mehr Freude sein als diesseit. Die Diplomatiker sind fast noch alle aus der alten französischen Schule; ihr Geschlecht erneut sich nicht so schnell als das der Militärs. Es ist leichter Tabatièren gewinnen als das Eiserne Kreuz. Bei jeder Ländervertheilung erheben die Diplomaten einen Tribut von Tabatièren, gleichviel ob der Kampf glücklich oder unglücklich fiel. Wenige Diplomaten haben die Grundsätze des Eisernen Kreuzes begriffen, noch weniger sie beherzigt. Mein Satz ist dieser, ich habe ihn behauptet, ich werde ihn behaupten: nur diese Grundsätze der Stiftung des Eisernen Kreuzes kann Preußen erhalten. Auf die Bedingung dieser Grundsätze verbindet sich gern Jeder mit den ruhmvollen preußischen Kriegern. Aber fabricirte Zeitungsartikel, wodurch die Männer in Deutschland, welche die besten Absichten haben, welche herzliche Wünsche für das allgemeine Wohl haben, wie auch im-

merhin ihre Irrthümer sein mögen, verleumdet werden sollen als Uebelwollende, wodurch der edle Großherzog von Weimar geschmäht wird, sind keine guten Verbindungsmittel, erregen kein Vertrauen. Heil Preußen, Heil dem Eisernen Kreuze, Heil Preußen und Deutschland durch die Grundsätze der Stiftung des Eisernen Kreuzes. Wir können des Eisernen Kreuzes noch wieder bedürfen vor Ende des ersten Viertels dieses Jahrhunderts."

Ich hatte in jenen Mittheilungen Bercht's Unschuld und gute preußische Gesinnung mit so schlagenden Gründen nachgewiesen, daß, wie ich glaubte, auch ein Jeffreys die Hände hätte sinken lassen müssen. In der That hatte man auch wenigstens die Beschuldigung der Theilnahme an Kotzebue's Ermordung fallen lassen. Dafür wurde ich aber nun selbst mit so scharfen Krallen gefaßt, daß einige ängstliche Freunde mir riethen, schleunigst die Flucht zu ergreifen. Noch an demselben Tage, am 15. Dec. 1819, erhielt ich folgendes Schreiben von dem Landrath: „Ew. Wohlgeboren theile ich einliegend einen Auszug der Verordnung Sr. Excellenz des Herrn Ministers des Innern und der Polizei vom 2. Dec. mit, und fodere Sie infolge desselben auf, mir auf das schleunigste die Wahrheit der angeführten Behauptungen gründlich und erschöpfend nachzuweisen." Der mitgetheilte Auszug lautete: „Wenn übrigens der ꝛc. Eilers behauptet: daß dem ꝛc. Bercht bei seiner vormaligen Redaction der „Bremer Zeitung" die feindseligen Artikel gegen Preußen von hohen preußischen Staatsbeamten zugesendet worden seien, so ist dieses eine die Gesammtheit der höhern Staatsbeamten so hart bezichtigende Behauptung

des Daseins eidbrüchiger Mitglieder unter denselben, daß solche nicht auf sich beruhen kann. Sie haben daher den Director Eilers aufzufodern, die Wahrheit dieser Behauptungen nachzuweisen, indem er sonst dafür als einer grundlosen Beschuldigung verhaftet bleibt."

Zur Erklärung der leidenschaftlichen Befangenheit, womit ich meinerseits diesen Angriff, mit welchem es offenbar auf mein Verderben abgesehen war, behandelt, muß ich bemerken, daß ein eigenthümlicher Schrecken sich damals wie ein dicker wüster Nebel über das ganze Land verbreitet hatte. Die verdienstvollsten Männer, Arndt und andere große Lieblinge und Zierden der Nation, hellglänzende Lichter, die nicht unter dem Scheffel, sondern auf Höhen standen, wurden schonungs= und rücksichtslos gefaßt, inquirirt, suspendirt. Ueberall witterte man Spione und Denuncianten, und wirklich fehlte es auch an solchen nicht. Ingrimm bemächtigte sich der ruhigen Vaterlandsfreunde, und wer preußische Naturen kennt, wird es begreifen, daß mit solchem Ingrimme die Entschlossenheit verbunden war, dem Uebel aufs äußerste zu widerstreben. Die Idee eines neuen Tugendbundes erwachte und man that Schritte zur Ausführung. Letzteres weiß ich aus eigener Erfahrung. Es besuchte mich nämlich in jener Zeit der Director des Gymnasiums zu Wetzlar, Herr Snell, Bruder des bekannten Hauptvertreters liberalistischer Bestrebungen in der Schweiz, Ludwig Snell, und eröffnete mir, daß unser gemeinschaftlicher Vorgesetzter, der Regierungs= und Schulrath Lange, in großer Gefahr schwebe, daß es die Pflicht sämmtlicher Directoren am Rhein sei, ihn mit allen

Kräften zu schützen, daß außer ihm auch die andern Vertreter der heiligsten Güter der Nation den Häschern der Schmalzgesellen preisgegeben seien und daß es einer neuen Verbindung wackerer Männer bedürfe, um das kaum von dem Joche der Fremdherrschaft befreite Vaterland zu retten. Ich erklärte ihm, daß ich Lange warnen, mich aber in geheime Verbindungen nicht einlassen, viel weniger sein (Snell's) Vertrauen misbrauchen würde. Lange antwortete mir: „Was die in Ihrem Schreiben vom 14. d. M. geäußerten Bemerkungen anbetrifft, so sind sie wol im Ganzen übertrieben. Daß die Schlosser'sche Geschichte*) mir viele Feinde, worunter sehr bedeutende Personen sind, zugezogen hat, ist natürlich. Außerdem sind, wie ich vermuthe, meine Grundsätze hinsichtlich des katholischen Kirchenwesens dem Ministerium nicht angenehm, und die Festigkeit, womit ich Anmaßung und Arglist, aller Verordnung ungeachtet, bekämpfe, ist manchen Leuten sehr anstößig und ärgerlich. Da ich allen offenen Angriffen bisjetzt mit siegreicher Freimüthigkeit entgegengetreten bin, so ist es leicht möglich, daß geheime und verdeckte Waffen gegen mich gebraucht werden, und solchen ist kein Mensch gewachsen."

Unter solchen aufregenden Eindrücken schrieb ich gleich

*) Der koblenzer Gymnasialdirector Schlosser, dessen ich in dem ersten Theile meiner Wanderung gedacht habe, ermangelte der Eigenschaften eines preußischen Schuldirectors, sowol in wissenschaftlicher als disciplinarischer Beziehung, und gab daher Blößen, die sein Vorgesetzter, der Schulrath Lange, nicht ignoriren durfte. Das zog ihm heftige Verfolgungen zu.

nach Empfang der in Auftrage des Polizeiministeriums an mich erlassenen Auffoderung an den Landrath folgenden nur zu leidenschaftlichen und unziemlichen Brief: „Ew. Hochwohlgeboren haben mir einen Auszug der Verordnung des Herrn Ministers des Innern und der Polizei vom 5. d. M. mitgetheilt und mich aufgefodert, Ihnen auf das schleunigste die Wahrheit einer mir schuldgegebenen Behauptung: daß nämlich dem Professor Bercht bei seiner Redaction der «Bremer Zeitung» feindselige Artikel gegen Preußen von hohen preußischen Staatsbeamten zugesendet worden seien, gründlich und erschöpfend nachzuweisen. Ich erwidere darauf Folgendes: Nie und nirgends habe ich weder gesagt noch geschrieben: daß dem rc. Bercht als Redacteur der «Bremer Zeitung» überhaupt feindselige Artikel gegen Preußen zugesandt worden seien. Auch habe ich nie und nirgends weder schriftlich noch mündlich behauptet: daß dem Bercht von hohen preußischen Staatsbeamten feindselige Artikel gegen Preußen zugesandt worden. Ich verlange die strengste Untersuchung über die Quelle der mir gemachten boshaften Beschuldigung: «eine Behauptung gewagt zu haben, welche die Gesammtheit der höhern Staatsbeamten hart bezichtigt» Sollte die Beschuldigung sich auf einen. an Ew. Hochwohlgeboren geschriebenen Brief gründen, worin es wörtlich heißt: «Daß Bercht manche Artikel gegen einzelne preußische Staatsbeamte in die «Bremer Zeitung» aufgenommen hat, kann ich zwar nicht billigen; aber eine feindselige Gesinnung gegen den preußischen Staat kann dieses umsoweniger beweisen, da diese Artikel von preußischen Staatsbeamten und zum Theil von sehr

angesehenen und bedeutenden direct oder indirect herrühren», und sollten Sie auf Grund dieser Worte an das hohe Polizeiministerium berichtet haben: daß nach meiner Anzeige dem ꝛc. Bercht feindselige Artikel gegen Preußen von hohen preußischen Staatsbeamten eingeschickt worden, so muß ich Sie einer Fälschung anklagen und Ihnen Gesinnungen beimessen, die einem königlichen Staatsdiener nicht wohlanstehen."

Eine so anmaßende und hochmüthig-schulmeisternde Aeußerung konnte natürlich der Landrath nicht auf sich beruhen lassen. Es kam zu einem Briefwechsel, den ich nicht mittheilen will, der aber dahin führte, daß der Landrath mir das Concept seines Berichts an das Polizeiministerium vorlegte, woraus ich mich überzeugen konnte, daß er als ein Ehrenmann gehandelt und vielmehr zu Gunsten des ꝛc. Bercht als zu dessen Nachtheil berichtet hatte. Das Hauptergebniß aber war nun für mich der Schluß: also in dem hohen Polizeiministerium selbst hat der betreffende Referent den landräthlichen Bericht benutzt, um seinem Hasse zu fröhnen. Dies empörte mein sittliches Gefühl in dem Maße, daß ich, ohne die möglichen Folgen in Betracht zu ziehen und ohne mich mit Jemandem zu berathen, an den Minister des Innern und der Polizei, Freihern von Schuckmann, unmittelbar folgenden Brief schrieb: „In der unschuldigsten und vor aller Welt ehrenwerthen Absicht, einen sehr wackern und tüchtigen Mann, zur Abwendung einer unleugbaren durch den Widerspruch zweier königlichen Behörden ihn bedrohenden Ungerechtigkeit, vor Ew. Excellenz in ein Licht zu stellen, in welchem er mir, der ich ihn genau

kenne, dasteht, schrieb ich an den Landrath Hout einen Brief mit der Bitte, den Inhalt zur Kenntniß Ew. Excellenz zu bringen. Dieser Brief, der zur Vertheidigung eines Mannes geschrieben wurde, den Alle achten, die ihn persönlich kennen, ist verfälscht worden, in der abscheulichen Absicht verfälscht worden, um aus der Vertheidigung eine Anklage zu machen, um Pfeile sowol gegen den Vertheidiger als gegen den Vertheidigten daraus zu schmieden. Die unbefangenen Worte: «manche Artikel gegen einzelne Staatsbeamte» sind verwandelt worden in die Worte: «feindselige Artikel gegen Preußen von hohen preußischen Staatsbeamten», und hieraus ist der gegen mich gerichtete tödtliche Pfeil geschmiedet worden: «das Dasein eidbrüchiger Mitglieder unter den hohen Staatsbeamten» zu beweisen, Ausdrücke von so schrecklicher Bedeutung, daß nur die blinde Leidenschaftlichkeit sie bei so geringfügiger Veranlassung und bei so unschuldigem Sinne, der sich in meinem ganzen Briefe kundgibt, officiell und unter dem Stempel eines hohen Ministeriums zutage fördern konnte. Die Verfälschung ist gröblich, der Zweck boshaft und die Methode nicht nur mir und der Ruhe aller rechtlichen Unterthanen Sr. Majestät des Königs gefährlich, indem auf diese Weise auch der unschuldigste Mensch unglücklich gemacht werden kann, nein, sie ist zugleich mit sträflicher Nichtbeachtung der Würde des hohen Ministeriums und Ew. Excellenz eigener Gerechtigkeitsliebe zur Ausführung gebracht, und der Urheber hat sich nicht gescheut, Ew. Excellenz zu täuschen und Sie zu veranlassen, mit Ihrem nur Gerechtigkeit bezeichnenden Namen eine so arglistig erdichtete, auf das Verder-

ben eines ganz unverdächtigen treuen Staatsdieners gerichtete Verfügung zu unterschreiben.

„Ew. Excellenz bitte ich daher unterthänig, die strengste Untersuchung über das begangene Falsum anzuordnen, und wenn es Hochderselben Weisheit nicht zulassen sollte, mir den Verfälscher zur gerichtlichen Verfolgung zu nennen, mich außer Bereiche seiner Andichtungen, denen kein schlichter Mann gewachsen ist, zu setzen, da ich weder Zeit noch Lust noch Geschick habe, dagegen auf meiner Hut zu sein."

Ich erhielt keine Antwort auf dieses der Form nach ungehörige Schreiben, aber die Niederschlagung der angeordneten Untersuchung, die sogleich erfolgte, war eine thatsächliche Antwort, die jede andere überflüssig machte. An dem Hasse des betroffenen Mannes, der noch dadurch gesteigert wurde, daß ein Brief von mir an einen Freund in Frankfurt unterwegs geöffnet worden war, worin ich mit Beziehung auf Bercht gesagt hatte: „Das schwarze Thier macht es wie Lessing's Tempelherr; was man auch sagen mag, immer lautet die Antwort: thut nichts, der Jude wird verbrannt", an diesem Hasse, sage ich, hatten ich und Andere, die von mir zu höhern Stellen empfohlen wurden, noch lange zu leiden, bis es endlich einem seiner dienstbaren Geister gelang, ihm das Schwert zu einem Racheſtreich in die Hände zu spielen, den nur eine höchst mächtige schützende Hand, die des Kronprinzen nämlich, pariren konnte.

Wie konnte so etwas, wird man fragen, unter den Augen eines Königs geschehen, dessen ganzes Dichten und Trachten auf innern und äußern Wohlstand seiner



Unterthanen gerichtet war, und der, wenn irgend ein anderer König, den Beinamen des Gerechten verdient hat? Wer die damalige politische Lage Europas und die Verhältnisse der einzelnen Staaten zu beurtheilen vermag, wer den vulkanischen Boden kennt, auf welchem fast alle Staaten standen, und den Widerstreit der Interessen dieser Staaten untereinander, wer endlich einsieht, daß es unter den einmal gegebenen gesetzlichen neuern Ordnungen eine Unmöglichkeit war, den jugendlich-stürmischen, oft ganz thörichten Foderungen der Wortführer zu willfahren — der wird jene Frage gar nicht aufwerfen, sondern Gott danken, daß Friedrich Wilhelm III. auf dem Throne saß und dem Unverstande, welcher von verschiedenen Seiten her eindrang, kräftig widerstand. Und waren denn die sogenannten demagogischen Umtriebe so ganz aus der Luft gegriffen? Sie waren es nicht! Daß sich aber ehrgeizige und herrschsüchtige Menschen mit dem Geschrei: „Der Staat ist in Gefahr!" hinzudrängten, die Gefahr mit kecken Verdächtigungen vieler verdienstvoller Personen vergrößerten, um sich Namen und Lohn von Staatsrettern zu verdienen, das war des Königs Schuld nicht; und was speciell den Professor Bercht betrifft, so hatte der unglückliche Sand wirklich ausgesagt: er sei unter Anderm, auch durch das Lesen der Artikel gegen Kotzebue in der „Bremer Zeitung" entrüstet worden, was denn die Rachegier treffend zu benutzen wußte. Ich habe später Gelegenheit gehabt, die Acten, wenigstens theilweise, selbst zu lesen und die Sache mit einem Staatsmanne, der selbst in schändlichster Weise und boshaftester Absicht, aber vergeblich, beim

Könige verdächtigt worden war, zu besprechen, und mußte, nachdem ich volle Einsicht gewonnen, ausrufen: Wie blind, wie ungerecht urtheilen doch Parteien über Könige!

Schwer ruht das Haupt, das eine Krone drückt!

Eine Untersuchung, die von Seiten des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten gegen mich verfügt wurde, konnte ich mit leichter Mühe ablenken. „Das Ministerium", hieß es, „hat aus einem von dem königlichen Polizeiministerium mitgetheilten Bericht des Landraths Hout in Kreuznach mit äußerstem Befremden ersehen, daß ungeachtet der verweigerten Bestätigung und ausdrücklich untersagten Anstellung des Dr. Bercht als Oberlehrer am Gymnasium zu Kreuznach dessen Einführung in dies Amt dennoch erfolgt sei. — Das Ministerium darf voraussetzen, daß das Consistorium zu dessen höchst strafbarer Einführung nicht nur keine Veranlassung gegeben, sondern vielmehr, sowie es davon Nachricht erhalten, die Entfernung des ꝛc. Bercht sogleich veranlaßt haben werde. Inzwischen wird dem königlichen Consistorium hiermit aufgegeben, nach Empfang dieser Verfügung unverzüglich solche Maßregeln zu treffen, daß der Dr. Bercht ganz unfehlbar außer aller Verbindung mit dem Gymnasium gesetzt werde. Der Director Eilers aber, welcher von der dem Dr. Bercht verweigerten Bestätigung wohlunterrichtet gewesen und dessen Einführung dennoch vorgenommen hat, ist wegen dieses Ungehorsams ungesäumt zur Verantwortung zu ziehen, darüber zu Protokoll zu vernehmen und dieses anher einzuschicken. Die weitere Verfügung behält das Ministerium sich vor." — Als der Landrath mir diese Verfügung vorlegte, dictirte

ich ihm auf der Stelle folgende Erklärung: „Die Verfügung beruht auf unrichtigen Annahmen. Erst am 2. Dec. ist mir von dem hohen Ministerium durch Rescript vom 22. Nov. die Nachricht zugekommen, Bercht's Anstellung könne nicht genehmigt werden. Am 9. Dec. erhielt ich von dem königlichen Consistorium die Weisung, dem rc. Bercht dieses bekannt zu machen, was sofort geschehen ist. Wenn Bercht sich dabei nicht beruhigt, so muß ich um die Angabe der Mittel bitten, ihn zu zwingen, umsomehr, da er erklärt, sich an Se. Durchlaucht den Fürsten-Staatskanzler und nöthigenfalls an des Königs Majestät wenden zu wollen, um erstens seine Schuld bestimmt zu erfahren, und zweitens, um sich eine richterliche Entscheidung zu erbitten, in der festen Ueberzeugung, daß Se. Majestät nicht zugeben würden, daß ein Mensch vor ganz Deutschland beschimpft und unglücklich gemacht werde wegen irgend eines unbestimmten Meinens oder Denkens oder einer unerwiesenen Beschuldigung einer Polizeibehörde, sei es auch die höchste des Staats, ohne vorhergegangene gesetzliche Untersuchung und Urtheil. Es erhellt hieraus, daß ich der am 2. Dec. erhaltenen ersten officiellen Nachricht unmöglich schon am 13. Nov. Folge geben konnte. Uebrigens protestire ich für meine Person gegen jede Folge aus dem Widerspruch zweier mir vorgesetzten Staatsbehörden."

Damit war die Sache abgethan und kam nicht weiter zur Sprache. Der edle, milde, aber wenn es darauf ankam auch sehr thatkräftige Minister von Ingersleben soll von dem Inhalt des Protokolls Veranlassung zu

ernsten Erörterungen genommen haben. Der Befehl, den Professor Bercht außer aller Verbindung mit dem Gymnasio zu setzen, wurde ausgeführt; ich nahm ihn aber in meine Amtswohnung, und als der Landrath mir sagte, daß das nicht geschehen dürfe, erklärte ich ihm, daß er dann zugleich auch mich austreiben müsse. So weit wollte man aber doch nicht gehen und ließ die Sache auf sich beruhen.

Im Publicum nahm man an allen diesen Vorgängen den lebhaftesten Antheil, zu Gunsten Bercht's, wie sich von selbst versteht. Die Stadt aber war mit ihren innern und äußern Interessen zu sehr bei der Sache betheiligt, als daß sie sich auf unthätiges Zusehen hätte beschränken können. Der Stadtrath, an dessen Spitze Buß stand, wandte sich mit Vorstellungen und Bittschriften an alle Minister, von denen man Schutz und Schirm für das Gymnasium und den hart bedrängten, nun erst recht beliebt gewordenen Mann hoffen konnte, und da es hieß: „Fürst Wittgenstein sei der allein mächtige Mann, der König glaube Alles, was der sage, und Herr von Kamptz sei nur Spürhund", so wandte man sich auch an diesen mit einer Bittschrift, welche die ganze Situation beleuchtet und auch deshalb noch merkwürdig ist, weil nicht einmal eine Antwort darauf erfolgte. Ich theile sie in der Note mit.*) — Bercht

*) Durchlauchtigster Fürst! Gnädiger Herr! Wenn die gehorsamst Unterzeichneten es wagen, die, höhern Staatszwecke gewidmeten Momente Ew. Durchl. zu unterbrechen, und sich bittend nahen, dann geschieht dies in der Hoffnung, daß Höchst-

reiste nach Berlin, um dort persönlich seine Angelegenheit zu betreiben. Abhängigkeitsverhältnisse spielen überall in

dieselben hierin das ehrfurchtsvolle Vertrauen gnädigst erkennen wollen, das seit Ew. Durchl. Anwesenheit am Rhein in seinen Bewohnern so fest gewurzelt und das, auf das Bewußtsein, wie der Rheinprovinzen Bedürfnisse, die Handlungsweise und die Gesinnungen ihrer Bewohner vor Ew. Durchl. offen liegen, gestützt, in ihnen immerdar die Hoffnung nährt und erhält,einen Fürsprecher in ihren ersten Angelegenheiten in Ew. Durchl. verehren und sich geneigter Nachsicht und Erhörung getrösten zu dürfen.

In diesem Vertrauen nehmen wir uns die Freiheit, einen, obgleich nicht für das allgemeine Wohl, jedoch für das Wohl unserer Stadt und ihrer Umgebungen, höchst wichtigen Gegenstand zu jenem unsers gehorsamsten Vortrags zu machen.

Aus den Trümmern einer, beinahe ganz untergegangenen, Bildungsanstalt, blühte vor kurzem, durch die freigebige Theilnahme der Regierung und durch große Opfer und Anstrengungen der Stadt und ihrer Bewohner gegründet, ein Gymnasium wieder auf, das durch die glückliche Vereinigung seiner Elemente und durch das seltene Zusammenwirken des Strebens und der Kräfte verdienter Männer jetzt dasteht, ein würdiger Gegenstand der Aemulation aller übrigen.

In dem Grade, in dem es segensvolle Resultate mit Recht erwarten läßt, nehmen alle Männer in der Nähe und in der Ferne innigen Antheil an einem Institut, das um so wichtiger geworden, als es den Uebergang aus einer Zeit, in der die Bildung der Jugend schmählich danieder gehalten worden, in jene bessere bezeichnet, welche die geistige und die moralische Entwickelung des Menschen ehrt und fördert; — in ihm blüht der preußischen Regierung am Rhein ein Denkmal bleibender Verdienste.

Wir kennen und verehren dies, aber nicht minder auch die

der Welt eine knechtende Rolle und können auch wol stolzen Seelen den Rücken beugen. Welch ein hartes

---

dankbare Verpflichtung, die wir den Männern schuldig sind, die mit warmer Liebe sich für diese Sache hingegeben, und die sie mit dem Geiste belebten, der jetzt in ihr wirkt, und ohne welchen die Stiftung ein todtes Wesen geblieben wäre. Unter ihnen nimmt der Professor Bercht eine der ersten Stellen ein — er verließ auf den ehrenvollen Ruf des Consistoriums ein glänzenderes Verhältniß und eine lucrativere Stelle in einer der größten Städte Deutschlands, und trug aus weiter Ferne seine reichen Kenntnisse und den rühmlichsten Eifer zu uns herüber; mit Erfolg widmete er bisjetzt diese so schätzbaren Kräfte der Anstalt, erwarb sich dadurch die Liebe und Ehrfurcht der Schüler und ward die Stütze schmeichelhafter Hoffnungen der Aeltern und der Vorgesetzten.

Ew. Durchl. wollen sich nun unsere Unruhe und alle das Schmerzliche vergegenwärtigen, das uns ergriffen, als dieser Mann auf höhern Befehl, ohne alle uns bekannte hinreichende Ursache, mit einem mal seinem Wirkungskreise entzogen und wir dadurch in unsern schönen Hoffnungen und in dem Gefühle der dankbarlichsten Verpflichtungen, die wir ihm jetzt schon haben und die er täglich reichlicher erwarb, so sehr gekränkt wurden; — wenn Ew. Durchl. zu glauben geruhen wollen, wie unter den mancherlei ungünstigen Verhältnissen der Zeit die Sorgen des Familienvaters und seine getäuschten Erwartungen für uns doppelt beängstigend sind, und wie ein widriges Verhältniß, das jetzt der kaum gegründeten Anstalt schon in den Weg tritt, die Theilnahme zu erkalten und den sie jetzt belebenden Geist zu tödten vermag, ohne welchen sie nicht bestehen kann, dann werden Höchstdieselben die Bekümmerniß nicht ohne Veranlassung finden, die wir um den Fortgenuß eines so neu erworbenen Gutes hegen, und in dem Maß, als es eingreift in unser Wohl und in jenes unserer

Ding das Müssen ist, fühlen Könige am tiefsten. In der Beamtenwelt aber führt das Abhängigkeitsgefühl, besonders wenn Ehrgeiz hinzukommt, nicht selten zur Ausbildung von Charakteren, die jedem Systeme und jedem Vorgesetzten mit gleicher Bereitwilligkeit und Gewandtheit dienen. Wenn Männer, auf die sie vorher hochmüthig herabblickten, zur Machtstellung gelangen, dann beeilen sie sich, ihnen ihre Aufwartung zu machen und ihre Dienste anzubieten; wenn ein Minister von entgegengesetzten Grundsätzen, dem sie vorher Dasselbe gethan,

heranwachsenden Kinder, werden Ew. Durchl. einen entschuldigenden Grund aufzufinden so geneigt sein, zu der Freiheit, die wir genommen, die Sache Höchstdenselben nebst der unterthänigsten Bitte unmittelbar gehorsamst vorzutragen, uns und der Anstalt den Professor Bercht, als einen der würdigsten und hoffnungsvollsten Lehrer gnädigst zu belassen und deshalb den vorgesetzten Behörden die nöthige Anweisung zu ertheilen. — Wir getrösten uns umsomehr der Erhörung in unserm so wichtigen Anliegen, als gewiß wir sind, wie die Entscheidung von großem Einflusse für das Bestehen der Anstalt selbst ist, und wie wir, sowie den Professor Bercht wir seit seiner Anwesenheit unter uns in allen Beziehungen kennen gelernt haben, dafür einstehen können und wollen, daß gleich uns auch die Regierung sehr bald sein Verdienst um die Anstalt anerkennen und mit seinem Wirken in unserer Mitte zufrieden sein wird. — Möchte das Wort, das wir dafür verbürgend einlegen, das Vertrauen finden, auf das wir gerechte Ansprüche machen zu können uns bewußt sind, und möge die Erhörung unserer Bitte uns die Beruhigung gewähren, daß wir es genießen.

In tiefster Ehrfurcht harren wir

Euer Hochfürstlichen Durchlaucht

gehorsamste.

gestürzt wird, dann versichern sie, sie hätten ihm nur widerstrebenden Herzens aus subordinationspflichtiger Nothwendigkeit gedient, und meiden ihn und seine Freunde wie das höllische Feuer. So heucheln sie Feindschaft und Freundschaft, je nachdem es ihr feiges Abhängigkeitsgefühl fodert. Das mußte auch Bercht erfahren; ja, es begegnete ihm, daß, als er einmal mit einem Manne dieser Art auf der Straße ging, derselbe plötzlich mit den Worten „Da kommt Kamptz" in eine Seitenstraße sprang, und ein anderer Geheimrath, dem er einmal in einer Schlacht das Leben gerettet, ihn bat, doch zu thun, als ob sie sich nicht kennten: es könne ihm in seinen Dienstverhältnissen schaden. Ich will die beiden mir persönlich wohlbekannten Männer nicht nennen. Der Fürst-Staatskanzler erkannte das dem ꝛc. Bercht geschehene Unrecht und suchte ihn dadurch einstweilen zu beschwichtigen, daß er ihm eine Summe anweisen ließ, die dem zweijährigen Betrage des ihm zugesicherten Gehalts gleichkam. In der Hauptsache konnte oder mochte aber auch **er** nichts ändern. Als Bercht den Minister von Schuckmann auffoderte, ihn vor Gericht stellen zu lassen, erwiderte dieser: „Das wird man bleiben lassen, man hat durchaus keine Indicien gegen Sie. Sie sind des Verdachts verdächtig, und das ist jetzt von großer Bedeutung. Sie haben als Offizier gedient und als Halbinvalide mit Aussicht auf Anstellung den Abschied erhalten; der Staat ist mithin verpflichtet, Sie anzustellen, und er wird dieser Verpflichtung gerecht werden: man wird Sie zum Thorschreiber in Gumbinnen machen!" Mit dieser ironischen Erwiderung gab Herr von Schuck-

mann, der Polizeiminister, seine eigene Indignation über das Verfahren der Polizei deutlich genug kund, aber auch seine eigene Abhängigkeit. Es blieb dem treuen Preußenpatrioten nichts übrig, als sein Brot im Auslande zu suchen. Zu derselben Zeit war die Lehrstelle der Geschichte an dem Gymnasium in Frankfurt am Main zur Erledigung gekommen. Ich schrieb sogleich meinem alten Freunde und Gönner Matthiä, er möge zu dieser Stelle den verstoßenen Bercht in Vorschlag bringen. Matthiä ging mit Freuden darauf ein und antwortete mir schon am 15. März (1820): „Ich habe gestern mit Metzler und Thomas (den beiden Bürgermeistern) eine zweistündige Conferenz gehabt wegen Wiederbesetzung der Stelle. Weder Metzler noch Thomas hat etwas gegen Bercht. Sie sehen ein, daß unter allen Bewerbern für diese Stelle keiner so geeignet ist als Bercht. Aber bei der Besorgniß, bei dem preußischen Gouvernement Anstoß zu geben, zweifeln sie alle Beide sehr daran, daß sie beim Rath mit dem Vorschlage Gehör finden werden. Zum Schlusse kam noch die Idee zum Vorschein, ob es nicht gut sei, wenn Bercht hierher käme und einstweilen vicariando den Ritter'schen Unterricht übernähme? So würde er hier bekannter und in den Stand gesetzt, die gegen ihn stattfindenden Vorurtheile coram zu besiegen. Was sagen Sie dazu? Da das befürchtete Misfallen der preußischen Regierung der Anstellung Bercht's bei den vorsichtigen Frankfurtern hauptsächlich im Wege steht, indem sie Bercht gleichsam als einen verbotenen Baum betrachten, von welchem auch nur zu kosten sie sich kaum getrauen, so entsteht die

Frage, ob nicht Bercht selbst von dem Herrn von Altenstein ein Zeugniß beibringen könnte, in welchem versichert würde, daß man gegen eine Anstellung in einem andern Staate gar nichts einzuwenden habe?" — Bercht selbst konnte, wie die Sachen lagen, bei dem Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten um ein solches Zeugniß nicht einkommen. Ich war dazu bereit, fürchtete aber, meine Eingabe möge in die Hände eines Referenten fallen, der mit ängstlicher Sorgfalt Alles mied, was ihn persönlich hätte compromittiren können. Ich wandte mich also mit aller Offenheit vertrauensvoll an einen andern einflußreichen und zugleich redlichen Mann. Fast umgehend erhielt ich die Antwort: daß der königliche Ministerresident zu Frankfurt am Main den Auftrag erhalten habe, dort gehörigen Orts zu erklären, wie die Anstellung des Herrn Dr. Bercht beim dortigen Gymnasium, wenn sie erfolgt, von Berlin aus keineswegs ungünstig oder misfällig werde angesehen werden. Der Ministerresident führte seinen Auftrag zweckmäßig und mit warmer Theilnahme aus; aber entgegengesetzte Einwirkungen von einer Seite, von der man sie am wenigsten hätte erwarten sollen, vereitelten dennoch meine Bemühungen. — Es ist unbeschreiblich, mit welchem Kummer Bercht den Staat verließ, für welchen er in vielen Schlachten sein Leben dargeboten; aber seine Treue wankte nicht. Zwanzig Jahre später wagte er sich noch einmal auf das stürmisch bewegte Meer der Politik. Aber wie hatten sich die Zeiten verändert! Die Lichtträger vom Jahre 1810, die tapfern Kämpfer mit Gott für König und Vaterland in den Jahren 1811, 12 und 13, die muthi-

gen und edeln Männer, welche in den folgenden Jahren unermüdlich und mit Weisheit an Preußens und Deutschlands Wohl arbeiteten, für Freiheit und Recht stritten — dieselben Männer wurden in den vierziger Jahren als Finsterlinge verschrien, als Mucker verhöhnt und als Romantiker, als Wiederhersteller eines neuen mittelalterlichen Ritterthums, eines unerträglichen Gewissens- und Kirchenzwanges dem Hasse des urtheilslosen Publicums preisgegeben. Ich werde diese traurigen Erscheinungen in dem dritten Theile meiner Wanderung nach dem Leben zeichnen, nicht weil ich Freude daran hätte, große Sünden und Schwächen aufzudecken, sondern weil es zur nationalen Selbsterkenntniß dient, diese aber, wie ein berühmter englischer Geschichtschreiber bei Gelegenheit eines Excurses über die Entstehung der englischen Preßfreiheit treffend bemerkt, zur Bekehrung führt und Veranlassung zu jener sittlichen Zucht gibt, welche die Bibel mit einem Worte (μετάνοια) bezeichnet, wir aber nur durch viele Worte verdeutschen können.

IX.

Unerhörte Anfeindungen, Denunciationen und Untersuchungen gegen mich.

Man sollte glauben, ich hätte unter solchen Störungen und Aufregungen an den Auf- und Ausbau der neuen Lehranstalt gar nicht denken können. Dies war keineswegs der Fall; im Gegentheil nahm diese Beschäftigung meine Zeit und meine Kräfte so befriedigend in Anspruch, daß ich das Andere nebensächlich und möglichst gleichgültig behandelte. Das allgemein gefühlte Bedürfniß einer lange entbehrten wissenschaftlichen Bildungsanstalt trieb das Gymnasium fast ohne mein Zuthun rasch in Blüte. Die nothdürftigen Lehrkräfte waren herbeigeschafft; unter der Jugend, welche die Anstalt bald füllte, waren viele lernbegierige, talentvolle und liebenswürdige Knaben, und wenn auch diese lebhaften pfälzischen Naturen der Zucht bedurften, so stieß man doch selten auf böswillige und hartnäckig widerstrebende Schüler. In der Bestimmung der Lehrgegenstände und in der Anordnung des Lectionsplans ließ man mir freie Hand. Ich erfreute mich des Gedeihens und fühlte mich gehoben durch eine Benachrichtigung aus dem Ministerium: „Der Minister von Ingersleben habe einen vortheilhaften Bericht über meine Wirksamkeit erstattet, und man werde Alles thun, um dem Gymna-

sium auch eine bessere äußere Ausstattung zu ermitteln.“ Auch ein heiterer freundschaftlich geselliger Kreis hatte sich gebildet. Wir genossen die Schönheiten der Gegend in vollem Maße, und oft ging ich mit meiner Frau an Sonnabend-Nachmittagen zu Fuß nach Bingen, wo wir über den Rhein fuhren und den Niederwald und Rüdesheim besuchten. Die Gefahr einer unfreiwilligen Amtsentsetzung war freilich drohend und wurde es durch immer erneuerte Angriffe noch mehr; sie schreckte mich aber nicht. Ich war entschlossen, bis aufs Aeußerste Stand zu halten. Gelang es dem rachgierigen Todfeinde, meine Absetzung zu erwirken, so hätte er nur mein äußeres Glück befördert. Ich konnte jedenfalls in Frankfurt oder auf einem frankfurter Dorfe, etwa in Bonames, eine Privatanstalt gründen, die mich unter meinen persönlichen Verhältnissen zum reichen Manne gemacht haben würde.

Der nächste Streich, der mir den Garaus machen sollte, wurde durch das Gerechtigkeitsgefühl des Königs abgeleitet. Jener Abenteurer, von dem mir Ingersleben gesprochen hatte und den ich als Lehrer der Mathematik und Physik in Kreuznach vorfand, war so ganz ohne wissenschaftliche Bildung und wirkte durch seine unmäßigen Lügen, Prahlereien, Hetzereien und Ränkeschmiedereien so nachtheilig auf den Ruf der Anstalt ein, daß meine Pflicht es heischte, auf Entfernung dieses Menschen zu bringen. Er sann auf Rache und entwarf dazu unter schlauer Benutzung des Mitleidens mit einem Unglücklichen folgenden höchst listigen Plan. Zuerst ging er zu den geistlichen Herren und ließ sich von diesen ein

Zeugniß ausstellen, daß er ein braver, redlicher Mann sei, der nur durch ein unglückliches Zusammentreffen von Umständen von seiner Lehrstelle entfernt worden. Dann kam er auch zu mir, weinte und schluchzte wie ein Kind und bat mich fast fußfällig, ihm doch ein möglichst günstiges Zeugniß auszustellen, auf dessen Grund er sich um ein anderweites Unterkommen bewerben könne. Ich that es. Mit meinem und der Geistlichen Zeugnisse in der Hand ging er zum Landrath, und als auch dieser seinen Bitten nachgab, trugen der Postdirector, der Oberbürgermeister und alle angesehenen Personen in der Stadt kein Bedenken, Dasselbe zu thun.

Mit diesen Zeugnissen, das meinige natürlich ausgenommen, unterstützte er den Eingang seiner unmittelbar an des Königs Majestät gerichteten Anklageschrift: „daß ein redlicher und wahrheitsliebender Unterthan sich in seinem Gewissen gedrungen fühle, unmittelbar zur Kenntniß Sr. Majestät zu bringen, welch einen gefährlichen Mann die Behörden aus dem Auslande an die Spitze des Gymnasiums berufen hätten." — In der Schrift kamen die ungeheuersten rein aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen gegen mich vor, z. B. ich böte frechen Trotz dem Verbot der Turnanstalten und hätte eine förmliche Jahn'sche Turnerei in meinem Garten angelegt; ich ginge mit den ältern Schülern auf die Dörfer, betränke mich mit ihnen in den Wirthshäusern und kehre dann an der Spitze der jungen Leute, unziemliche Lieder singend, zum Entsetzen aller frommen Familienväter in die Stadt zurück, und dergleichen mehr. Die Schrift wurde durch Vermittelung eines jungen Arztes

von Homburg aus an den Fürsten Wittgenstein mit der dringenden Bitte geschickt, sie dem Könige vorzulegen. Sie hofften, der König werde durch diese so bestimmt aufgestellten Behauptungen bewogen werden, auf der Stelle meine Entfernung zu befehlen. Was wirklich erfolgte, erwarteten sie nicht. Se. Majestät ernannte eine Immediatcommission zu einer gründlichen und umfassenden Untersuchung. Sie bestand aus einem Geheimrath, aus dem Professor Augusti, der das besondere Vertrauen Sr. Majestät genoß, und aus einem Dritten, dessen Namen ich vergessen habe. Es waren keine böswillig lauernden und forschenden Inquirenten, sondern redliche, wackere Männer, denen es nur um Ermittelung der Wahrheit zu thun war. Die Falschheit der Anklage lag so offen zu Tage und das Entgegengesetzte stellte sich so klar heraus, daß die Commission nur mein Lob zu protokolliren hatte; der Ankläger aber verließ, die Folgen seiner boshaften Verleumdung fürchtend, die Stadt und suchte sich ein Unterkommen in der Schweiz.

Von viel ernsterer Art war eine andere Begebenheit, bei der ich mir eine gefährliche Unbesonnenheit hatte zu Schulden kommen lassen. Gegen Ende des Monats October erhielt ich aus dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten 2c. wörtlich folgende Benachrichtigung: „Statt des Herrn Bercht wird Ihnen das Ministerium sofort den Dr. K. aus Breslau senden, welcher gute Zeugnisse für sich hat und neben guten philologischen Kenntnissen ein vorzüglicher Mathematiker ist." — Bald darauf kündigte dieser Doctor selbst mir seine nahe An-

kunft an, und begleitete das Schreiben mit einer Sendung von 6000 Thlrn. in Silber mit der Bitte, dieses Geld für ihn in Verwahrung zu nehmen. Dies war mir sehr auffallend. Das Porto war bedeutend. Viel bequemer und wohlfeiler hätte er das Geld durch einen Wechsel auf das Sahler'sche Bankierhaus in Kreuznach mitbringen können. Und dann verrieth es eine große Taktlosigkeit, mir die Aufbewahrung einer so bedeutenden Summe zuzumuthen. Ich nahm sie nicht an, sondern überließ die Aufbewahrung dem Postamte. Das Schlimmste aber war, daß er durch diese Geldvorraussendung in der kleinen Stadt eine Art von Aufmerksamkeit erregt hatte, die zu seiner amtlichen Stellung und Bestimmung nicht paßte. Wenige Tage nach seiner Ankunft war er schon die Zielscheibe der kreuznacher Spötter und Witzlinge. Bei einer gewissen albernen Eleganz und Vornehmheit gab er die handgreiflichsten Beweise des Mangels an geselliger Bildung und gewöhnlicher Menschenkenntniß. Wohin er kam, sprach er immer nur von sich selbst, von seinen Verbindungen mit vornehmen Leuten, von seinen Feldzügen und Wunden, und gab sich das Ansehen, als ob er besondere Vollmachten habe. Er sei, hatte er dem Landrath Hout gesagt, eigentlich für einen andern höhern Posten bestimmt gewesen, die Verhältnisse in Kreuznach hätten aber seine Anstellung hier nöthig gemacht. Gleich in der ersten Gesellschaft, zu der ich ihn einlud, um ihn mit seinen neuen Collegen bekannt zu machen, gab er die unzweideutigsten Beweise einer gemeinen Gesinnung. So erzählte er von dem Streben des Oberpräsidenten

Merkel, den Mangel einer adeligen Abkunft zu verdecken; von der Erbärmlichkeit des Consistoriums in Breslau; von dem gänzlichen Verfall der Disciplin eines dortigen Gymnasiums; von dem Professor Wachler, der ihn einen Schandbuben genannt und gesagt habe, er solle in 10 Jahren nicht angestellt werden, nun aber wol selbst seinen Abschied nehmen müsse, weil der Herr Minister von Altenstein ihn doch angestellt; von pöbelhaften Streitigkeiten der breslauer Gelehrten; von Turnern und Antiturnern, und wie er sich durch seine Theilnahme daran das Vertrauen des Ministerium erworben. Und der soll Bercht ersetzen und uns auf den Dienst passen, dachten alle Lehrer und sprachen es nachher aus. Ein Zollamtsrendant, der damals die kreuznacher Gesellschaften mit seinen drolligen Witzen erheiterte, jetzt aber, wenn ich recht gehört habe, einen hohen Posten bekleidet, brachte den unglücklichen Menschen vollends um alle Achtung. Derselbe erzählte nämlich nicht nur mir, sondern Jedem der es hören wollte: der Herr Doctor habe ihm auf Pflicht und Gewissen wegen gewisser in Mainz gekaufter Möbel eine schriftliche Declaration übergeben. Da diese als falsch erwiesen worden, habe der neue Gymnasiallehrer ihn gebeten, er möge ein Auge zudrücken, er, der Defraudant, vermöge viel bei dem Minister von Altenstein und könne ihm sehr nützlich sein, auch möge er bedenken, daß er Offizier gewesen und ein Altpreuße sei. Als er, der Rendant, sich darauf nicht eingelassen, habe er gedroht, er werde es anzeigen, daß die Herren vom Zollamt auch meine Möbel ohne Zoll hätten eingehen lassen.

Eben weil Dr. K. von dem Ministerium unmittelbar geschickt worden war, um den vom Consistorium gewählten Dr. Bercht zu ersetzen, glaubte ich alles Mögliche thun zu müssen, um den höchst unglücklichen ministeriellen Misgriff zu verdecken. Dies war auch der Wunsch meines väterlichen Beschützers, des Ministers von Ingersleben, dem ich vertrauliche Mittheilungen gemacht hatte. Ich hielt dem Dr. K. sein ganzes lächerliches Benehmen, alle seine Thorheiten und Unvorsichtigkeiten vor und zeigte ihm, wohin es nothwendig führen müsse, wenn er sich nicht in Acht nähme. Wirklich wurde er von nun an vorsichtiger und zurückhaltender, und das Ministerium gab mir aus Veranlassung eines Berichts von Koblenz seine Zufriedenheit durch ein besonderes Schreiben zu erkennen.

Dies Alles begab sich während der drei ersten Monate seines Aufenthalts. An der Richtigkeit des ihm von der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Breslau ausgestellten Zeugnisses hatte ich keinen Augenblick gezweifelt. Ich hielt ihn für einen wenigstens mittelmäßig guten Philologen und wies ihm einige lateinische Lehrstunden in Tertia an, während er selbst Ansprüche auf die Lectüre eines lateinischen Schriftstellers in Prima oder Secunda machte. Die rheinische Jugend pfälzischen Stammes hat alle Tugenden und Untugenden des Knabenalters und der Schlingeljahre in erhöhtem Maße. Ein Lehrer, den sie achten, kann mit ihnen machen was er will; ein geistloser, kleinlicher, pedantischer ist verloren. Sie wittern die Schwächen der Lehrer, wie die Mäuse den Speck, und wissen diese Schwächen mit einer Schlauheit

herauszulocken, worüber ich mich oft gewundert habe. So hatten sie denn auch bald die wissenschaftlichen Schwächen des Dr. K. gemerkt und dann durch allerlei scheinbar unschuldige und lernbegierige Fragen zu Tage gefördert. Bei meinem Besuche seiner Lehrstunden war mir zwar eine betrübende Ungeschicklichkeit im Unterrichten klar geworden, da er aber immer große Befangenheit zeigte und mir in Gegenwart der Schüler mit zitternder Stimme ungeschickte Antworten gab, so glaubte ich ihn schonen und schärferes examinatorisches Eindringen vorläufig meiden zu müssen. Aber bald sah ich mich genöthigt, ihm den lateinischen Unterricht ganz abzunehmen. Einer der jungen Schelme fängt einen verabredeten grammatikalischen Streit mit einem neben ihm sitzenden Schüler über die Frage an: ob es heißen müsse celer, celeris, celere, oder celer, celera, celerum, und Dr. K. entscheidet frischweg mit einem „Ei du dummer Junge! es heißt celer, celera, celerum." Es blieb mir nun nichts übrig, als ihn von allem philologischen Unterricht fernzuhalten; aber den Spottnamen Celerarum konnte ich ihm nicht abnehmen. Daß es nicht viel besser mit seinen mathematischen Kenntnissen stehe, mußte ich bald nachher erfahren. Ich sah bei einem Besuche seiner mathematischen Lehrstunden, daß er nicht im Stande war, den Pythagoräischen Lehrsatz aus freier Hand zu demonstriren. Die Bürger verspotteten ihn, wo er sich blicken ließ, und bei den Schülern kam er in dem Grade um alle Achtung, daß es ihm unmöglich wurde, sie auch nur einigermaßen in den Schranken äußerer Ordnung zu halten, geschweige denn Ruhe und Aufmerksamkeit für den Unterricht zu

gewinnen. Einer der wichtigsten Lehrgegenstände war gänzlich verloren, und überdies die Disciplin erschwert, ja gefährdet. „Seit meinem letzten Berichte", schrieb ich am 6. Jan. 1821 an das Consistorium, „hat die Zügellosigkeit in den Lehrstunden des ꝛc. K. so überhand genommen, daß er nothwendig sofort entfernt werden muß, wenn nicht das Gymnasium den größten Schaden leiden und in den übelsten Ruf kommen soll. Alle Anstrengungen von meiner Seite, die Ordnung und die Würde des Lehramts zu erhalten, werden mit jedem Tage fruchtloser. Das Maß ist voll, und unmöglich kann er bis Ostern, so wünschenswerth dieses auch in vieler Beziehung sein möchte, bleiben. Meine Auctorität kann und werde ich nicht leiden lassen, aber um sie zu behaupten, müßte ich ganze Classen fortschicken; denn nicht Dieser oder Jener ist es, der ihn verspottet, durch Getrampel stört, durch Knallerbsen erschreckt, sondern Alle ohne Ausnahme nehmen theil an solchem Frevel, Alle stehen für Einen, Keiner verräth den Andern und er selbst trifft gewöhnlich den Unrechten."

Im Unwillen über alle diese Störungen beging ich jene Unbesonnenheit, die leicht von schlimmen Folgen für mich hätte sein können. Ich schrieb nämlich nach Berlin: die wissenschaftliche Prüfungscommission in Breslau habe ein sträfliches Falsum begangen, Dr. K. habe gar keine philologischen Kenntnisse und seine mathematischen qualificirten ihn höchstens für den Unterricht in Quarta. Das konnte nicht ununtersucht bleiben. Zurücknehmen wollte ich nicht, und so kam denn abermals eine Untersuchungscommission nach Kreuznach, bestehend aus

einem Justitiarius, dem Professor Augusti, dem Professor der Mathematik in Bonn und dem Oberlehrer der Mathematik am Gymnasium in Koblenz. Die Herren wünschten, ich möchte der theoretischen und praktischen Prüfung, die sie mit dem Dr. K. vorzunehmen beauftragt seien, beiwohnen. Auf meine Bemerkung, daß meine Gegenwart den ohnehin nicht sehr sichern Mann noch befangener machen könnte, ließen sie den Wunsch fallen. Nach beendigter Prüfung, die lange genug dauerte, traten die Herren in feierlicher Haltung in mein Zimmer, und der Justitiarius, Oberregierungsrath John, eine eigenthünlich naive Persönlichkeit, sprach: „Herr Director, Ihr Urtheil war falsch!" und fuhr dann nach einer Pause erklärend fort: „Sie haben gesagt, Herr K. könne in Quarta Mathematik lehren; er kann aber nicht einmal in Sexta und überhaupt gar nicht lehren." Das Schicksal des unglücklichen Mannes war traurig. Man bot ihm eine Stelle beim Zollamte an; er schlug sie aus und kaufte sich ein Gut in der Nähe von Kreuznach, wo er durch eigene Schuld gänzlich zugrunde ging und zuletzt einen bemitleidenswerthen Tod fand.*) Aber das Gymnasium hatte den herrlichsten Gewinn von diesem für mich so unangenehmen und störenden Zwischenspiele. Es war eine Art von Ehrensache für das Ministerium geworden, nun einen Mann zu schicken, der nicht allein

*) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich die Geschichte des betreffenden Mannes nicht so speciell erzählt haben würde, wenn mir nicht versichert worden wäre, daß kein näherer Angehöriger am Leben sei, der sich dadurch verletzt fühlen könne.

Meister der Wissenschaft war, sondern sie auch zu lehren verstand. Professor Grabow, denn der war es, den man schickte, gehört zu den vorzüglichsten Lehrern der Mathematik, die ich kennen gelernt habe. Er griff sogleich die Sache mit durchdringender Kraft und disciplinarischer Strenge, aber auch mit so glücklichem Erfolge an, daß die Abiturienten des kreuznacher Gymnasiums hinsichtlich ihrer mathematischen Bildung bald den Vorrang vor vielen andern gewannen. Soviel vermag ein Lehrer, der es ernst meint und seine Wissenschaft zu handhaben versteht! Leider neigte er zu Uebertreibungen und war in seinem Streben, alle Kräfte und alle Zeit der Schüler für seine Wissenschaft in Anspruch zu nehmen, bei der pommernschen Hartnäckigkeit seines Charakters schwer zu zügeln. Er hat mir das Leben sauer genug gemacht. So sehr ich seine wissenschaftliche Tüchtigkeit, seine Pflichttreue, seine patriotische Gesinnung auch ehrte, kam ich doch einmal in den Fall, die strengsten disciplinarischen Maßregeln in Anwendung bringen zu müssen, um meine Directorialautorität aufrechtzuerhalten. Als in der Julirevolution die Franzosen abermals Miene machten, über die Rheinprovinz herzufallen, und Preußen nöthigten, ein Armeecorps zusammenzuziehen, wollte er, obwol er Frau und Kinder hatte und in der Schule nöthig war, sich nicht abhalten lassen, abermals die früher tüchtig geführten Waffen mit Gott für König und Vaterland zu ergreifen, und meldete sich zum Wiedereintritt in den Felddienst. Ich hintertrieb es durch wenige Zeilen an den General von Borstell. Er war, oder viel-

mehr ist, denn er lebt noch, ein Pommer; zur Ehre der Pommern sei es gesagt.

Noch eine andere sehr vortheilhafte Folge hatte die viel Aufsehen erregende unfreiwillige Entfernung des untauglichen Mathematikers. Eines Morgens früh, als ich eben den Homer in die Hand genommen hatte, um in die Schule zu gehen, erschien ein Mann von ernstem würdigen Ansehen, mit dem Rothen Adlerorden geschmückt, vor dem man damals, weil man ihn selten sah, noch großen Respect hatte, und sprach: „Ich bin der Geheimrath Süvern und komme im Auftrage des Herrn Ministers von Altenstein, den Zustand des Gymnasiums zu untersuchen.“ „Den innern oder den äußern?“ fragte ich. „Den innern“, antwortete er. „Nun dann kommen Sie nur gleich mit“, sagte ich, und führte ihn sofort in meine Classe, ohne ihm vorher einen Stuhl anzubieten. Nach Beendigung meiner Stunde legte ich ihm den Lectionsplan vor und gab ihm Gelegenheit, seinen Auftrag so vollkommen als möglich auszuführen. Er verstand es, Lehrer und Schüler zugleich zu examiniren, besonders im Philologischen und in der Geschichte. Das Ergebniß schien ihn befriedigt, ja seine Erwartungen übertroffen zu haben. Das gesunde frische Aussehen der Jugend, die geistige Lebendigkeit und Gewandtheit, die der pfälzischen Jugend angeboren ist, freute den alten Pädagogen; mit einem schweren Seufzer, den ich damals nicht so gut als später verstand, pries er mich glücklich in so schöner Gegend mit einer so hoffnungsvollen und freudig belebten Jugend zu thun zu haben. Er wurde bei einem Glase Wein fast pfälzisch heiter und gesprächig,

sodaß ich, ohne eine Unschicklichkeit zu begehen, ihn um die Erlaubniß bitten konnte, nun auch das Hohe Ministerium hinsichtlich der äußern Verhältnisse des Gymnasiums examiniren zu dürfen. Ich zeigte ihm die Nothwendigkeit einer bedeutenden Erhöhung des Etats, wenn die Anstalt den Bedürfnissen ihres Wirkungskreises genügen solle, und stellte ihm vor, wie wünschenswerth die Anlage einer Bibliothek für die Lehrer sei. Er versprach Alles zu thun, was in seinen Kräften stehe, wies aber zugleich auf die Beschränktheit der allgemeinen Fonds hin, die es seinem Herrn Chef bei dem besten Willen oft unmöglich mache, Abhülfe zu leisten, wo es dringend nöthig sei. Bald nach seiner Rückkehr nach Berlin wurden 300 Thaler zur Anlage einer Bibliothek angewiesen, eine Summe, die der Oberbürgermeister Buß auf dem Wege einer Subscription verdoppelte. So konnten die werthvollen lexikographischen und andere Werke angeschafft werden, welche die Grundlage der seitdem bedeutend vermehrten kreuznacher Gymnasialbibliothek bilden. Auf Betrieb und Beihülfe des Landraths Hout wurde in dem Gymnasialgebäude nach und nach auch eine ansehnliche Volksbibliothek angelegt, mit der es auf Förderung patriotischer Gesinnung und deutscher Bildung abgesehen war, und die auch, viel gebraucht, ihres Zwecks nicht verfehlte.

Abiturienten- und sonstige Reglements waren damals noch nicht vorhanden. Ich hatte freie Hand und mir schon in Bremen, wie bereits bemerkt, einen Lehrplan ausgearbeitet, den ich jetzt auch mit dem Geheimrath Süvern durchsprach. In diesem Plane hatte ich die Ziel-

punkte der Gymnasialbildung festgestellt und für jede Disciplin die stufenweise Fortbildung zu diesen Zielpunkten hin nach der Sechsclasseneintheilung angeordnet. Süvern hatte nichts auszusetzen, und so konnte ich mich denn auch des Einverständnisses von Seiten des Mannes versichert halten, der in der Wirklichkeit an der Spitze des ganzen Unterrichtswesens im preußischen Staate stand. Nicht lange vor meinem Abgange von Kreuznach wurde mir von dem Provinzial-Schulcollegium in Koblenz das Protokoll der fünften Versammlung der Directoren der westfälischen Gymnasien mit dem Auftrage zugeschickt, mich über die Anwendbarkeit der darin zur Sprache gebrachten Maßregeln gutachtlich zu äußern. Außer andern minder wichtigen Uebelständen, bei welchen jedes Gymnasium sich leicht selbst helfen kann, wenn der Director nur einigermaßen seine Pflicht thut, wurden in dem Protokolle die von mehren Seiten erhobenen Klagen über den bedenklichen Einfluß der gesteigerten Anfoderungen der Gymnasien auf den Gesundheitszustand der Schüler besprochen und Vorschläge zur Abhülfe derselben gemacht. Dies gab Veranlassung zu einer abermaligen Prüfung meines im Wesentlichen unverändert beibehaltenen Lectionsplans. Ich ließ diese Prüfung von meinen Collegen in mehrstündigen Conferenzen unter meinem Vorsitze anstellen, und es ergab sich, daß die in dem neuen Abiturientenreglement verordneten Zielpunkte ohne Nachtheil für die Gesundheit der Schüler sehr wohl erreicht werden könnten, wenn nur die Methode die rechte sei und die Stufenfolge und Pensa der einzelnen Classen richtig bestimmt und genau festgehalten würden. Uebrigens waren

die Beschwerden, die damals von allen Seiten erhoben wurden, nicht ohne Grund. Es kamen die unsinnigsten Uebertreibungen vor, und Themata zu lateinischen und deutschen Aufsätzen, die oft ganz unbegreifliche Urtheilslosigkeit beurkundeten. Die Schuld lag aber nicht sowol an den freilich zu dehnbaren und unbestimmten Foderungen des Reglements, als vielmehr an dem übeln Umstande, daß viele armselige und beschränkte Köpfe sich dem höhern Lehramte widmen, Leute, die schon Plato kannte und Schneiderseelen (βάναυσοι) nannte. Geister dieser Art sind es, die solche beklagenswerthe Misgriffe machen. Es ist ihnen nicht gegeben, wahrhaft fördernd auf die sittliche und wissenschaftliche Bildung der Jugend einzuwirken. Dies nur beiläufig, da ich später dem Schulwesen im Allgemeinen ein eigenes Capitel zu widmen beabsichtige.

X.

Eine Erbschleicherei seltenster Art führt die plötzliche Gefangennehmung zweier Superintendenten und anderer angesehener Personen in Kreuznach herbei. Das große Aufsehen, welches diese Begebenheit in ganz Deutschland machte, drohte auch das Gymnasium in den Strudel der Parteileidenschaften zu ziehen.

Die Herren Superintendenten in Kreuznach sahen das Aufblühen des Gymnasiums als gute Kreuznacher gern; da ich aber den Verkehr mit meinen katholischen Freunden nicht aufgab, so blieb das gespannte Verhältniß, welches seit jener roxheimer Versammlung eingetreten war, bestehen, ohne Nachtheil für die Anstalt. Einen Beweis ihrer günstigen Gesinnung für das Gymnasium gaben sie dadurch, daß sie skandalösen Zeitungsartikeln, wozu der Professor H...... in Bonn abermals Veranlassung und Stoff gegeben hatte, und die dem Rufe der Anstalt hätten gefährlich werden können, mit Entschiedenheit entgegentraten.*) Nun aber trat ein Ereigniß so

*) Hier eine Probe solcher Artikel: „Nach der Kirche versammelten sich viele Mitglieder in dem Saale des städtischen Musikvereins, um gemeinschaftlich den Abend zuzubringen. Da drängten sich auch in die Gesellschaft die meisten Lehrer des königlichen Gymnasiums mit dem Professor Heinrich von der Rheinuniversität und mehren Studenten, und fingen an Bur-

außerordentlicher Art ein, daß es Aufsehen in ganz Deutschland erregte, alle Zeitungen, auch die des Auslandes, beschäftigte und das Gymnasium mit in seinen Strudel hineinzuziehen drohte. In der That ließen die Vorgänge den sittlichen Zustand der Stadt nach außenhin in einem so nachtheiligen Lichte erscheinen, daß ich ernstliche Schritte that, die Anstalt nach Kirn zu verlegen, wo schöne und großartige Locale zur Aufnahme bereitstanden.

Es lebte in Kreuznach ein 87 Jahre alter Junggeselle Namens Klingenschmidt, der in seiner Jugend Theologie studirt — dann aber auf den Kirchendienst verzichtet und es vorgezogen hatte, sich dem Handel zu widmen. Es war ihm gelungen, sich ein sehr bedeutendes Vermögen zu erwerben, dessen Vergrößerung sein

---

schenlieder zu singen. Die anwesenden Geistlichen und Bürger schwiegen zu dem Unfuge, weil sie wohl wußten, daß einige Sänger und namentlich mehre Lehrer des Gymnasiums, von dem genossenen Weine erhitzt, leicht Streit anfangen könnten. Endlich wurde Schiller's Räuberlied nicht gesungen, sondern gebrüllt. Als das «Heut kehren wir beim Pfaffen ein» ertönte, bemerkte ein Pfarrer der Gegend, das sei bengelhaft, und da capo! brüllte ein Lehrer, und noch dazu ein Religionslehrer, und es geschah. Als aber bei der Stelle «selbst mit dem Teufel Brüderschaft» alle wie vom Teufel besessen mit den Gläsern anklirrten, verließ die übrige Gesellschaft schweigend den Saal." „Westfälischer Anzeiger", Jahrgang 1821, Nr. 80. — Einen feiner gehaltenen Artikel hatte selbst Hofrath Heun in die „Staatszeitung" aufgenommen, der sich aber deshalb sehr entschuldigte. Was zum Grunde lag war arg genug.

einzige Freude war. Sein Geiz war zum Sprichwort geworden. Er mied alle gesellschaftlichen Berührungen und verkehrte nur mit seinen Gläubigern. Religion und Kirchengemeinschaft waren ihm gleichgültig; er besuchte nie die Kirche und wurde von keinem Seelsorger besucht. Seine nächsten Verwandten und natürlichen Erben waren die beiden Töchter seiner Schwester, von denen die eine an den Kaufmann B. in Bremen, die andere an den Pastor D. in Detmold verheirathet war. Ihnen hatte er auch in mehren Briefen, zuletzt noch im Jahre 1820, die Erbschaft seines ganzen Vermögens zugesichert. Im August 1821 von einer heftigen Krankheit ergriffen, ließ er seinen Verwandten schreiben, er sehne sich nach ihnen. Herr B. traf einige Tage nachher in Kreuznach ein und fand seinen Oheim in einem so verwahrlosten Zustande, daß er die Hülfe der Ortsbehörde in Anspruch nahm, um das zur Pflege nöthige Geld und Weißzeug aus den verschlossenen Kisten und Schränken zu entnehmen. Bei dieser Gelegenheit fand er 22,000 Fl. baares Geld und in den Werthpapieren und Wechseln eine bedenkliche Unordnung. Nach einigen Wochen war der alte Mann so ziemlich hergestellt. Herr B. hatte es aber doch wegen der schwachen Geisteskräfte des Greises für nöthig gefunden, einen Notar, den Justizrath Potthoff, zur Wahrung seiner Interessen zu bestellen. Er soll bei der Gelegenheit eine so lächerliche Besorgtheit, die Erbschaft möge ihm entgehen, gezeigt haben, daß man in allen Wirthshäusern über ihn lachte und spottete. „Könnte man doch dem Geizhals die Erbschaft entziehen und einer wohlthätigen Anstalt zuwenden! Das wäre ein Hauptspaß, eine

Freude für Götter und Menschen!" So lauteten die Reden. Aber welcher wohlthätigen Anstalt? Diese Frage war es, welche die Parteiinteressen weckte und sofort zur stillen Thätigkeit antrieb. Persönliche Vortheils- und Habsucht ging nebenher. Ein Arzt, Dr. G., den ich nie anders als im betrunkenen oder halbbetrunkenen Zustande gesehen habe, bemächtigte sich der ärztlichen Pflege des Klingenschmidt und führte gewissermaßen die Aufsicht über ihn. Der Notar, welchem die Wahrung der Interessen der Erben übertragen war, ließ es an Aufmerksamkeit nicht fehlen. Er ermittelte Thatsachen, die auf Blödsinn des Alten schließen ließen. Er rumorte z. B. des Nachts im Hause herum, visitirte seine Schätze, schleppte Geld von einer Kiste zur andern, ließ Rollen auf der Treppe liegen und versteckte andere in einem Marktkorbe, den er in seinem Pulte einzuschließen suchte, und da dieses nicht ging, weil der Raum zu eng war, denselben gefüllt, wie er war, wieder in die Küche trug. Auf Grund dieser Thatsachen ordnete die Localbehörde eine Polizeiaufsicht im Hause an, um Diebstahl zu verhüten, und ließ davon die Erben in Kenntniß setzen. Herr B. eilte sogleich herbei, fand aber seinen Oheim in einer äußerst erbitterten Stimmung gegen sich. Man hatte ihm weißgemacht, sein Neffe wolle ihn ins Hospital bringen lassen, und Leute angestellt, die vor den Fenstern seines Wohnzimmers laut riefen: „Klingenschmidt kommt ins Hospital!" In dieser entrüsteten Stimmung ließ er sich leicht überreden, den Arzt zum Verwalter seines ganzen Vermögens zu bestellen. Herr B. machte diesen und andere Vorgänge als Beweise von Geistesschwäche

geltend und drang auf Interdiction, wie die Juristen es nennen. Der Arzt rief einen in allen Advocatenkniffen und Verhetzungskünsten geübten Rabulisten, den Advocaten S. in Koblenz, zu seiner Hülfe herbei. Der Polizeicommissar, der von der Localbehörde bestellt worden war, Diebstahl zu verhüten, wurde des Arztes Freund und soll an den vorgekommenen Entwendungen in gröblichster Weise theilgenommen haben. Gewiß ist, daß er, als die Sache zur gerichtlichen Untersuchung kam, die Flucht ergriff. Neugier, Schadenfreude, die Lust Witze zu machen und Witze zu hören, steigerten den ohnehin regen Geselligkeitstrieb des kreuznacher Publicums dermaßen, daß die Wirthshäuser nach einer damals angestellten Berechnung während der ganzen Dauer des mehr tragischen als komischen Schauspiels die dreifache Quantität Wein verzapften. Natürlich bildeten sich auch in den Wirthshäusern Parteien. Der Antrag der Erben auf Interdiction wurde von dem Friedensrichter zurückgewiesen. Der zum Verwalter des Vermögens bestellte Arzt ließ unter Zuziehung eines Notars das vorhandene baare Geld in seine Wohnung bringen; eine Schachtel mit Gold im Werthe von 3300 Fl. übergab er dem Gastwirth H.; die ärztliche Pflege des Kranken übertrug er einem jungen Arzt, dem Dr. H. Bald darauf hieß es, das Testament sei gemacht. Ueber die Art und Weise, wie es zustande gekommen und über den Inhalt erzählte man sich die wunderlichsten Dinge. Unterdessen hatte Herr B. seine Zuflucht zu dem Landgericht in Koblenz genommen und erwirkt, daß der Staatsprocurator mit einem Landgerichtsrath nach Kreuznach ge-

schickt wurde, um zu untersuchen, ob ein Testament gemacht worden sei. Das Resultat war, daß Klingenschmidt erklärte, er wisse nichts von einem Testamente, sein Vermögen habe er beim Stadtrathe deponiren lassen. Das Landgericht bestellte darauf den Steuerempfänger Ruppert zum provisorischen Administrator für die Person und das Vermögen des Klingenschmidt. Dies gab Veranlassung zu skandalösen Auftritten mit dem bisherigen, angeblich von Klingenschmidt selbst bestellten Administrator, die dann eine peinliche Untersuchung herbeiführten. Die Leute nämlich, welche bisher wol hier und da Hülfe geleistet haben mochten, fürchteten in die Untersuchung verwickelt zu werden, und brachten, um diese Gefahr abzuwenden, sehr gravirende Thatsachen zur Anzeige, in deren Folge das Landgericht eine förmliche Untersuchungscommission nach Kreuznach schickte. Die Commission bestand aus dem Staatsprocurator Bessel, dem Landgerichtsrath von Düsseldorf und dem Gerichtsschreiber Kopp. Sie begann mit Hausuntersuchungen bei dem Dr. G., dem Notar B., dem Gastwirthe H. und dem Polizeicommissar H. Die ganze Stadt war in Aufregung. Schon am folgenden Tage wurde der Polizeicommissarius verhaftet, fand aber Gelegenheit zu entspringen. Dasselbe Schicksal traf gleich nachher den Dr. G. Dann kam die schlimmste und gefährlichste Frage zur Untersuchung, ob nämlich Klingenschmidt vermöge seiner offenbar sehr gesunkenen Geisteskräfte im Stande gewesen sei, ein Testament zu machen. Zur Entscheidung dieser Frage wurde das Medicinalcollegium in Koblenz requirirt. Infolge der an Ort und Stelle vorgenommenen Untersuchung

erklärte das Collegium: Der Klingenschmidt habe sich seit September 1821 in dem Zustande einer vollkommen moralischen Unfreiheit befunden. Das Testament aber war am 9. Jan. 1822 und zwar in sogenannter mystischer Form geschrieben, was deswegen bemerkt werden muß, weil diese Form gewöhnlich bei betrügerischen Testamenten gebraucht wird. Es gibt nämlich nach rheinischen Gesetzen drei Formen für Testamente: Die eigenhändige, wo der Testator seinen letzten Willen selbst aufschreibt; die authentische, wo er seinen Willen einem Notar in Gegenwart von Zeugen dictirt, und die mystische, in welcher das Testament von dritter Hand geschrieben und vom Testator nur unterzeichnet wird. Dasselbe wird in ein Couvert gelegt und versiegelt, dann kommt ein Notar mit sechs Zeugen, der Testator nimmt das Couvert in die Hand und erklärt laut, daß die darin eingeschlossene Schrift seinen letzten Willen enthalte, worauf der Notar einen Aufschriftsact ausfertigt und mit den sechs Zeugen unterschreibt. Noch an demselbigen Tage, an welchem die Medicinalcommission dem Klingenschmidt die geistige Fähigkeit abgesprochen hatte, in irgendeiner gesetzlich zulässigen Form ein Testament zu machen, wurde der Notar B. vorgeladen und in seiner Gegenwart das Testament, welches er in Verwahrung hatte, geöffnet. Ein Drittel des ganzen Vermögens, wovon 15 — 20,000 Fl. entwendet worden sein sollen, war darin dem Pastor D. zu Detmold, ein Drittel dem Dr. G. und das letzte Drittel der evangelischen Kirche vermacht, die Superintendenten Eberts und Schneegans zu Testamentsexecutoren ernannt

worden, mit der Bestimmung, daß ihnen dafür der einjährige Genuß des ganzen Vermögens und eine angemessene freiwillige Remuneration von Seiten der Erbnehmer zugute kommen solle. Der Notar erkannte das Testament an und erklärte, dasselbe sei ganz von seiner Hand geschrieben. Befragt, warum er nicht zu einem authentischen Testamente gerathen, kam er in Verlegenheit und war schwach genug, alle Schuld auf die Andern zu schieben. Am 20. März (1822) wurden darauf die sämmtlichen Theilnehmer und Zeugen des Testaments vorgeladen, ihnen dasselbe vorgelegt und ein Verhör mit ihnen protokollirt. Nach Beendigung dieser Verhandlung ließ die Untersuchungscommission die Zeugen nach Hause gehen, kündigte aber den beiden geistlichen Herren und dem Notar an, daß auf ihnen ein so schwerer Verdacht ruhe, daß sie nach den Bestimmungen der Criminalgerichtsordnung vorderhand ihrer persönlichen Freiheit beraubt und in gerichtliche Verwahrung genommen werden müßten. Sofort wurden sie in einem, wie es scheint, vorher schon in Bereitschaft gehaltenen Wagen unter Gendarmeriebegleitung nach Koblenz abgeführt. — Dieses rasche Verfahren erregte das ungeheuerste Aufsehen. Die ganze evangelische Bevölkerung der Stadt und Umgegend gerieth in Bewegung und es kam zu sehr heftigen und leidenschaftlichen Ausbrüchen, ja zu Volksaufläufen. Man war geneigt, das Ganze für ein Complot des Landraths, des Oberbürgermeisters, des Postmeisters, des Steuereinnehmers und anderer angesehener katholischer Einwohner zu halten, um sich an den ihnen verhaßten evangelischen Superintendenten zu

rächen und sie sich für immer vom Halse zu schaffen. Noch an demselben Tage schickte der Kirchenvorstand eine Vorstellung an das Consistorium, welche mit den Worten begann: „Das Unerhörteste, was je in unserer Stadt geschehen ist, hat sich heute früh ereignet. Unsere beiden Superintendenten Eberts und Schneegans, die ohne alle und jede Ausnahme durch ihre Amtsführung und persönliche Würde die Hochachtung und Liebe der hiesigen evangelischen Gemeinde sowol als auch der ganzen Umgegend genießen, sind heute früh nach Koblenz ins Gefängniß geführt, ohne daß ihnen gestattet worden, sich mit dem Nöthigsten zu versehen, oder von ihren Familien Abschied zu nehmen u. s. w." — Die Pfarrer der Synode versammelten sich in großer Aufregung und beschlossen eine Bittschrift an des Königs Majestät, worin sie die Hauptmomente der Procedur hervorheben, die Unschuld der ins Gefängniß geführten Männer betheuern und dann so schließen: „Im Namen der evangelischen Kirche, deren Ehre man angegriffen glaubt, und von unserer Gemeinde aufgefodert, flehen wir zu Ew. königlichen Majestät in tiefster Unterthänigkeit, die unglücklichen, aber, wie Niemand zweifelt, eines Verbrechens durchaus unfähigen Männer unter Allerhöchstdero erhabenen Schutz zu nehmen, zumal die schwächliche Gesundheit des einen einer dauernden Einkerkerung unfehlbar erliegen muß, und der zu befürchtende Tod des geehrten und geliebten Mannes die Gemüther aller seiner Glaubensgenossen gegen seine Feinde und deren Confessionsverwandte mit unauslöschlichem Unwillen erfüllen würde."

Gleich darauf wandte sich das Presbyterium der evangelischen Gemeinde zu Kreuznach mit einer Vorstellung an des Königs Majestät, welche die Sache in das Gebiet der höhern Staatsinteressen hinüberführte und die ich daher wenigstens stellenweise mittheilen muß, um die Wichtigkeit einer weisen und angemessenen Behandlung der gefährlich aufgeregten Gemüther anschaulich zu machen. „Mit dem Gefühle des lebendigsten Schmerzes“, heißt es, „wagen die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten, sich dem Throne Ew. königlichen Majestät zu nahen, um bittend, hoffend und kindlich vertrauend Allerhöchstdieselben von einer Begebenheit in Kenntniß zu setzen, welche für die Bewohner von Kreuznach die erste und einzige ihrer Art ist.“ Es folgt die Geschichtserzählung. Dann heißt es weiter: „Wir fragen uns vergebens und müssen uns bei dem schauerlichen Dunkel, in welches dieser entsetzliche Vorfall gehüllt ist, mit bloßen Vermuthungen begnügen.

„Ew. königliche Majestät werden den ehrfurchtsvoll Unterzeichneten nicht zürnen, wenn sie bei der Unkenntniß der wahren Ursache ihre Vermuthungen äußern, welche sie bereitwillig zurücknehmen, wenn solche als nichtig und unbegründet erscheinen.

„Als im Jahre 1814 die Zwingherrschaft der Franzosen durch die siegreichen Heere der Verbündeten gebrochen wurde und die Rheinlande dem deutschen Vaterlande wieder zufielen, da waren es besonders die Geistlichen und namentlich die *evangelischen* Geistlichen unsers Landes, welche die ohnehin dafür empfänglichen Gemüther für die Sache unsers gemeinschaftlichen deutschen Vaterlandes stimmten. Unter diesen Männern,

welche allerdings viel durch die Achtung, in welcher sie bei ihren Gemeinden standen, zu wirken vermochten, zeichneten sich besonders die jetzt so schmachvoll behandelten Superintendenten Eberts und Schneegans aus, welche nicht allein durch Worte und Ermahnung für die deutsche Sache und ganz vorzüglich für Preußens Sache wirkten, sondern deren Söhne und Verwandte sich auch freiwillig in die Reihen der Krieger stellten.

„Es war natürlich, daß das thätige und erfolgreiche Wirken unserer Geistlichen nicht durchaus mit günstigen Augen betrachtet wurde. Der Factionsgeist, welcher leider so oft sich gegen das Bessere stemmt, spielte auch damals sein schlechtes Spiel. Denunciationen und versteckte Angriffe mancherlei Art, denen die Geistlichen von da ausgesetzt waren, konnten sie in ihrem schönen Wirken nicht ermüden; allein tiefkränkend mußte es für sie sein, gegen heimliche Feinde immer gerüstet dazustehen. Diese geheimen Verfolgungen haben bis zu diesem Augenblick noch nicht aufgehört, wie denn noch vor wenigen Monaten ein Wohllöbliches Consistorium durch eine anonyme Denunciation Veranlassung nahm, den beiden inquisitorisch Verhafteten einen Verweis zu geben, der freilich durch ihre Rechtfertigung niedergeschlagen wurde, aber der bei dem Bewußtsein ihrer Unschuld nichtsdestoweniger sehr schmerzhaft für sie sein mußte.

„Bei einer Bevölkerung von 6971 Seelen beträgt die Anzahl der evangelischen Bewohner von Kreuznach 4066. Und doch sehen wir uns von lauter katholischen Beamten umgeben. Landrath, Oberbürgermeister,

Friedensrichter, Kreiskasserendant, Steuereinnehmer, Postmeister, Gerichtsschreiber, Gerichtsvollzieher, kurz, beinahe Alle, welche man unter dem Namen Beamte und Angestellte begreift, sind katholisch, und wenn wir auch unter ihnen geachtete Männer hochschätzen, so kann es doch nicht fehlen, daß besonders in Hinsicht auf Administrativbeamte, zuweilen Fälle eintreten, die in den Augen des großen Haufens mit der Religion in Berührung kommen. So tastet in diesem Augenblick die administrative Behörde unserer Stadt Güter und Gebäulichkeiten an, in deren unbestrittenem Besitze sich die evangelische Gemeinde schon seit Jahrhunderten befindet, und fodert sie dadurch zum Kampfe um Recht und Eigenthum auf.

„Mit gerechtem Schmerze müssen wir bemerken, daß durch solche und ähnliche Erscheinungen allmälig sich ein Geist von Unduldsamkeit in den bewegten Gemüthern bereitet, der unserer Stadt seit einer Reihe von Jahren ganz fremd war; ein Geist, der das schöne Band, welches Evangelische und Katholische bisjetzt brüderlich umschlang, endlich zerreißen und eine Zeit wieder herbeiführen möchte, die ewig fern von uns bleiben sollte.

„Das Vertrauen auf die exemplarische Rechtlichkeit unserer Superintendenten Eberts und Schneegans ist zu felsenfest begründet, als daß wir ihr hartes Schicksal einem wirklichen Vergehen — das Wort Verbrechen wagen wir in dem vorliegenden Falle kaum auszusprechen — zuschreiben sollten. Von ihrer Reinheit bis auf diese Stunde unerschütterlich überzeugt, müssen wir vermuthen, daß der politische Verfolgungsgeist auch diesmal wieder

im Spiele ist, und so dürfen wir uns mit der gewissen Hoffnung beruhigen, daß die gerechte Sache der so schmählich Verhafteten einen glänzenden Sieg davontragen werde. Aber die ungewisse Dauer ihrer Verhaftung muß uns aus folgenden Gründen aufs höchste beunruhigen. Der eine dieser Geistlichen, Schneegans, besorgte seit einem Jahre den Religionsunterricht von 120 jungen Christen, welche am zweiten Ostertage durch die Confirmation der Gemeinde einverleibt werden sollten. Diese Confirmanden, von welchen ein großer Theil nach geschehener feierlicher Handlung seiner künftigen bürgerlichen Bestimmung zugeführt werden soll, sehen mit thränenden Augen ihren Lehrern sich entrissen. Die Aeltern dieser Kinder sehen mit gerechtem Schmerze, wie eine gewaltige Hand in die künftige Bestimmung ihrer Kinder eingriff. — Der zweite Grund unserer Beunruhigung ist der verwaiste Zustand unserer Gemeinde. Unserm dritten Geistlichen ist es bei seiner schwächlichen Gesundheit nicht möglich, den gewöhnlichen Gottesdienst und die in einer so zahlreichen Gemeinde vorkommenden häufigen Amtsverrichtungen, verbunden mit den ad interim ihm übertragenen Superintendenturgeschäften allein zu besorgen. Wenn er auch nach der Verfügung des königlichen Consistoriums in Koblenz die Hülfe der benachbarten Geistlichen unserer Diöcese in Anspruch nimmt, so kann das doch nicht häufig geschehen, weil sonst die Landgemeinden darunter leiden würden. — Aber die vorzüglichste Berücksichtigung verdient wol die Gemeinde selbst. Obgleich bei der Verhaftung unserer Geistlichen solche Maßregeln genommen wurden, als ob die ganze Gemeinde sich in einem Zu-

stande von Empörung befände, und unerachtet der Landrath sogar die Landwehr requiriren wollte, und die Unteroffiziere derselben wirklich requirirt hatte, um sich deren Hülfe gegen die Bürger zu bedienen, fiel doch nicht die mindeste Unordnung oder Zusammenrottirung vor, so entrüstet auch die Gemüther waren. Ehrfurcht vor dem Gesetze und der Ordnung entwaffnete den gerechten Zorn der Gemeindeglieder, ohne daß der Herr Landrath, der doch billig seine Verwalteten auch von dieser Seite kennen sollte, nöthig gehabt hätte, solche bedenkliche Maßregeln zu ergreifen.

„Allein bei dieser in die gesetzlichen Schranken zurückgewiesenen Entrüstung der Gemüther ist der Schmerz unserer Gemeindeglieder zum fressenden Wurm geworden. Da, wo der wilde Zorn aus seinen Schranken tritt, findet er nach dem Ausbruche seine Sättigung; der verschlossene Groll aber verzehrt Mark und Bein. Bei den gewaltsamen und zum Theil auf Empörung hindeutenden Maßregeln, welche bei der Verhaftung unserer Geistlichen genommen wurden, mußten die Gemüther auf das schmerzlichste ergriffen werden. Schrecken und Betäubung bemächtigten sich der Gemeinde, und in diesem Zustande befindet sie sich bis auf den heutigen Tag. In einer solchen Lage bringt der Gottesdienst keinen Segen, denn wo die Andacht fehlt, gibt es keinen Eindruck und der Säemann streut seinen Samen in die Dornen und auf die Felsen am Wege. Auch ist es moralisch unmöglich, daß dieser peinliche Gemüthszustand unserer Gemeinde endigen werde, bevor sie im Wiederbesitz ihrer Geistlichen ist.

„Die ehrfurchtsvoll Unterzeichneten wagen daher die unterthänigste Bitte:

Daß Ew. königliche Majestät geruhen möchten, diese unserer ganzen Gemeinde so wichtige Angelegenheit in Ihrer Weisheit zu würdigen und die uns entrissenen Geistlichen unter Allerhöchstdero unmittelbaren Schutz zu nehmen.

Kreuznach, am 26. März 1822."

Ich habe viele nach allen Regeln der Rhetorik kunstreich geformte und klug berechnete Immediateingaben gelesen, aber keine einzige ist mir vorgekommen, welche die natürlichen Gemüths- und Gedankenbewegungen eines gerechten, wohlwollenden und frommen Königs so umsichtig, so maßvoll und so zweckmäßig in Anspruch genommen hätte als diese. Und doch hatten die Verfasser keine Rhetorik studirt, nicht einmal Latein gelernt. Takt, Klugheit und geistige Gewandtheit sind den Rheinländern angeboren, weshalb sie sich auch schneller und sicherer zu vorzüglichen Rednern in den Gerichten und in den Kammern ausbilden als die nordischen Naturen, die es mit allen ihren gründlichen wissenschaftlichen Studien und aristotelischen praeceptis bene dicendi nur selten zu freien, frischen und treffenden Reden aus dem Stegreif bringen. Die Verfasser der Eingabe waren, wie mir wenigstens versichert worden, ein Buchbinder, dessen Sohn einer meiner talentvollsten und liebsten Schüler war, seit Jahren kaiserlich russischer Staatsrath ist und gegenwärtig an einer russischen Geschichte arbeitet, die in Deutschland Aufsehen erregen wird; ein Buchhändler, der sich durch Besonnenheit und Klugheit auszeichnete,

sich große Verdienste um die kirchliche Union erwarb, und darüber später mit dem Superintendenten Schneegans, der seine Verdienste schmälern wollte, in einen bitterbösen Streit gerieth; der dritte endlich war ein Kaufmann, der Proben eines nicht unbedeutenden dichterischen Talents gegeben hat, und als begeisterter Liebhaber altdeutscher Kunstüberbleibsel, nach denen er das ganze Alsenzthal durchsuchte, in Kreuznach mehr verspottet als gepriesen wurde. Die Eingabe verfehlte ihres Ziels nicht. War es nothwendig, erfoderte es das strenge Amt der Justiz, so angesehene, in hohen geistlichen Würden stehende Männer, auf noch nicht näher untersuchte Thatsachen hin, so plötzlich und so schonungslos ihrer Freiheit zu berauben, ihren Familien zu entreißen, von ihrer zahlreichen Gemeinde zu trennen, den Bürgerfrieden zu stören, die Confessionen hintereinander zu hetzen, einen solchen Lärm in ganz Deutschland zu machen? Der Justizminister verneinte diese Fragen, worauf der König schon am 8. April folgenden Befehl an den Justizminister von Kircheisen erließ: „Die Verhaftung der beiden Superintendenten Eberts und Schneegans zu Kreuznach, worüber die beiden vorliegenden Vorstellungen der evangelischen Geistlichkeit ihrer Sprengel und des Presbyteriums der evangelischen Gemeinde zu Kreuznach vom 25. und 26. v. M. eingegangen sind, scheint mir auf keine Weise begründet zu sein, weil man sie der Flucht nicht verdächtig halten kann; und ich will daher, daß sie sofort der Haft entlassen werden. Hiernach das Weitere unverzüglich zu verfügen, gebe ich Ihnen anheim und will demnächst baldmöglichst Bericht über

diesen auffallenden Vorgang, der nothwendig viel Aufsehen in Kreuznach und dortiger Gegend gemacht haben muß, erwarten." Man sieht, daß die Cabinetsordre zu denen gehört, welche der König eigenhändig schrieb. Sofort öffneten sich die Thüren des Gefängnisses der beiden Geistlichen und am 28. April wurden sie bei ihrer Rückkehr nach Kreuznach von der ganzen evangelischen Bevölkerung mit großem Jubel und fast königlichen Ehrenbezeigungen empfangen, nicht ohne symbolische Drohungen gegen die katholischen Beamten und Diejenigen, welche sie für die Feinde der zurückkehrenden Männer hielten. Zu diesen gehörte auch ich; denn so sorgfältig ich mich auch von jeder Einmischung und Theilnahme ferngehalten hatte, setzte ich doch den Umgang mit meinen katholischen Freunden fort, und zwar ebenso offen als vorher. So wurde denn auch ich zur „schwarzen Bande" gerechnet, unter welchem Namen man alle Die begriff, welche nicht mitjubeln und miteifern wollten. Während die rheinischen Juristen eine große Anzahl von Broschüren pro und contra in die Welt schickten und die Zeitungen in ganz Deutschland sich in demselben günstigen oder ungünstigen Sinne mit der Sache beschäftigten, suchte ich mir mein Urtheil nach der Regel zu bilden: willst du die Andern erkennen, blick' in dein eigenes Herz. Wenn mein Hausarzt mir gesagt hätte: „Der alte Klingenschmidt, dessen Erbe ein reicher Geizhals ist, der dem alten Mann nie die geringsten Beweise von Liebe gegeben hat und jetzt gierig auf die Erbschaft wartet, wäre leicht zu bestimmen, dem Gymnasium sein Vermögen zu vermachen. Was sagen Sie dazu?" — so würde ich wahrscheinlich

geantwortet haben: „Wenn Sie es dahin bringen können, dann soll ihr Bildniß neben dem des alten Klingenschmidt zum ewigen dankbaren Andenken im Prüfungssaal des Gymnasiums aufgehängt werden.“ Weiter wäre ich aber nicht gegangen, jedenfalls hätte ich alle persönlichen Vortheile, unter welchem Vorwande sie mir auch angeboten worden wären, zurückgewiesen. Daß die Superintendenten Letzteres nicht gethan, schien mir tadelnswerth; daß ich es aber offen und laut tadelte, ziemte sich für mich in meiner Stellung nicht, und war zugleich unklug.

Die Geistlichen waren nun zwar wieder an Ort und Stelle, aber ihre Suspension dauerte fort; sie durften daher keine geistlichen Amtshandlungen vornehmen. Das Consistorium in Koblenz ließ sich weder durch schriftliche noch mündliche Vorstellungen bewegen, die Suspension aufzuheben. Die Gemeinde wurde abermals sehr unruhig, und als man eben im Begriff war, eine Deputation nach Berlin zu schicken, verkündigten die Zeitungen, der König werde auf seiner Reise nach Verona am 15. Sept. in Frankfurt eintreffen und daselbst übernachten. Dahin wandte sich nun die Deputation, bestehend aus vier schlichten aber eifrigen Gliedern der Gemeinde. Sie brachte die allerhöchste Cabinetsordre zurück: „Auf die hier eingereichte Vorstellung der evangelischen Gemeinde zu Kreuznach habe ich die Suspension der beiden Superintendenten Eberts und Schneegans von der Ausübung ihres Amts aufgehoben und dem Staatsminister von Ingersleben aufgetragen, sie sofort in ihre Amtsverrichtungen zurücktreten zu lassen. Die weitere

diesfällige Verfügung des Staatsministers von Ingersleben ist also zu erwarten. Frankfurt a. M., den 26. Sept. 1822. F. W.".

Die Verfügnng des Staatsministers von Ingersleben ließ nicht lange auf sich warten, und schon am 6. Oct. durften die Geistlichen die Kanzel wieder betreten. Die Gemeinde machte diesen Tag zu einem großen Jubel- und Dankfeste. Am Vorabend wurde mit allen Glocken geläutet und die Böller gelöst, zwei Triumphbogen errichtet mit dem Transparent: „Gott erhalte, Gott schütze den König!" Die Thürme der beiden Kirchen, der lutherischen und reformirten, wurden durch ein langes Seil verbunden, in der Mitte ein Kranz von Laub um ein Gemälde, welches zwei ineinandergeschlungene Hände darstellte, und dergleichen mehr. Zum Festtage selbst strömten die Leute aus allen Dörfern der Umgegend herbei, und es gab eine Bewegung in den Straßen, die einen mit dem Charakter der Pfälzer Unbekannten angst und bange hätte machen können. Wirklich fürchtete der Landrath, das Haupt „der schwarzen Bande", die Wirkungen des Weins und der Predigten und bereitete polizeiliche Maßregeln vor, die zu einem großen Unglücke hätten führen können, wenn ein Einschreiten nöthig geworden wäre. Es ging aber Alles in schönster Ordnung vonstatten. Im feierlichen Aufzuge begaben sich die Superintendenten, umgeben von Gemeindedeputirten und den Mitgliedern des Kirchenvorstandes zur Kirche an der Nahebrücke unter unaufhörlichem Jubelrufe der Menge. Am Eingange in die Kirche überreichten weißgekleidete Jungfrauen ihnen Kränze und Ge-

dichte, welche dem Publicum Thränen der Wehmuth und der Freude entlockten.

Ein anderes charakteristisches Gedicht, welches die ebenfalls mit Blumenkränzen geschmückten Confirmanden den Geistlichen in der Kirche überreichten, möge hier folgen:

Feier=Glockentöne rufen
Zum geschmückten Festaltar.
An des Tempels heil'gen Stufen
Naht gerührt die Kinderschar,
Und im frischen Blumenleben
Reichen sie ihr eignes Bild —
Kränze sollen Deutung geben,
Heiter, jugendlich und mild.

Froh, im Glanz der Morgensonne
Fühlen wir des Tages Glück;
Alle Herzen füllt die Wonne,
Freudenthränen manchen Blick.
Hochbetagte Aeltern schreiten
Ehrenfest den heil'gen Gang;
Hehren Willkomm zu bereiten,
Tönt der Jungfraun Lobgesang.

Fest wie beide Kirchenthürmen
Mit verschlungner Bruderhand
Sehn wir bei des Schicksals Stürmen
Unauflöslich unser Band.
Schönes Bild der künft'gen Zeiten
Einigkeit sei Bundeswort!
Bis in alle Ewigkeiten
Tönt der Klang der Liebe fort.

Verfasser dieser Gedichte war, wenn mein Gedächtniß mich nicht täuscht, mein guter Freund, der oben

erwähnte Dichter und begeisterte Alterthümler im Alsenzthale, der auch eine dichterisch schön gefärbte Beschreibung des Festes herausgegeben hat. Ich übergehe die weitern pompösen Vorgänge in der Kirche, weil sie Vielen lächerlich erscheinen könnten, welche den pfälzischen Volkscharakter nicht kennen, und will nur noch der Predigt erwähnen. Der Superintendent Eberts, der die Predigt hielt, war ein offener gerader Mann von lebhafter und reizbarer Empfindungsweise; zur Verstellung unfähig, gab er in aller Freimüthigkeit und Unbesonnenheit allen seinen Gedanken und Empfindungen die Worte, die ihm gerade in den Mund kamen. Ich bin überzeugt, daß er bei allen den tadelnswerthen Vorgängen im Klingenschmidt'schen Hause entweder ganz unbetheiligt war, oder doch nur passiven Antheil nahm. Wenn man bedenkt, wie tief gekränkt sich ein solcher Mann im Bewußtsein seiner Unschuld über die erlittene Behandlung fühlen mußte, so kann man sich die Predigt wol erklären, aber vom christlichen Standpunkte aus nicht billigen. Er gedachte zuerst in rührender Weise seiner zweiundzwanzigjährigen Wirksamkeit in der Gemeinde. „Es waren glückliche Tage", sagte er, „die ich von Anfang an in eurer Mitte lebte; selbst als der Krieg schon in unserer Gegend verheerend ausgebrochen, floß mein Leben unter treuer Uebung meiner Pflichten sanft dahin. Nur ein Unfall trübte seinen Strom. (Sein Vater war nämlich 1795 von einem französischen Soldaten in seinem Hause niedergeschossen worden.) Aber der Glaube an eine allwaltende Vorsehung lehrte mich auch diesen mit christlicher Ergebung ertragen, und so erstieg ich bei freudigem Wir-

ken im Dienste des Herrn die Höhe des Lebens. Aber hier hat es der ewig weisen und gütigen Vorsehung gefallen, meinen Herrn Amtsbruder und mich einer schweren Prüfung zu unterwerfen und uns einen Kampf zu bereiten, den wir unter ihrem heiligen Schutze und im Bewußtsein unserer Unschuld auch glücklich zu bestehen hoffen dürfen."

Bis dahin war Alles gut und passend; nun aber ergriff ihn die Erinnerung des erlittenen Unrechts, der Einkerkerung, der Leiden des Gefängnisses. — „Kein Mensch", fuhr er fort, „ist fehlerfrei, und so theilt auch der christliche Prediger dieses Loos der schwachen Menschheit. Allein wenn Haß und Neid, wenn Zwietracht und Verleumdungssucht in den friedlichen Kreis einbrechen, gegen den rechtlichen Mann einen Bund schließen und jedes Mittel für erlaubt halten, ihn zu brandmarken und zum Verbrecher zu stempeln: dann, meine Freunde, hat die Stunde geschlagen, wo der seiner Unschuld sich bewußte Mann zu den geistigen Waffen greifen und jedes erlaubte Mittel zu seiner Rettung anwenden darf. Diese Stunde hat uns geschlagen und unser Schicksal erreichte in ihr den höchsten Grad der Bitterkeit und der äußern Schmach. — Mein Herr Amtsbruder ungesetzlich und ich gar nicht verhört, wurden unter trügerischen Vorspiegelungen den Händen einer bewaffneten Macht übergeben, und Mördern gleich, gewaltsam aus eurer Mitte gerissen und in das Gefängniß abgeführt u. s. w. — Noch würden wir im Kerker schmachten, in dem wir eben so ungesetzlich als menschenfeindlich erst am neunten oder zehnten Tage nach unserer Einkerkerung vernommen wur-

den, hätte nicht des Königs Majestät, Friedrich Wilhelm der Gerechte, den Knoten zerhauen, den man um uns geschürzt hatte u. s. w. — Freilich lag das nicht in dem Plane jener Menschen, die bisher ihre Federn in giftige Galle getaucht und ausländische Blätter mit hämischen Verleumdungen gegen uns befleckt hatten. Es lag nicht im Plane Derer, die schon die Würfel über uns geworfen und unser Verderben bestimmt hatten. Gott hat es anders beschlossen und durch den König herrlich ausgeführt u. s. w." Am Schlusse hieß es: „Nächst Gott dem Könige die Ehre! — Auch unsern Feinden sei verziehen, unter dem Kreuze des Erlösers, an dieser heiligen Stätte, wo die Versöhnung gepredigt wird. — Können wir mit den Bösen auch keinen Freundschaftsbund schließen, so ist es doch hohe Christenpflicht, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern den Geist des Herrn in uns wirksam sein zu lassen; denn sein Geist ist der Geist der Liebe." — Die Predigt hatte aber die Brust der Zuhörer dermaßen mit Haß und Rache erfüllt, daß dem Geist des Herrn der Zugang verschlossen war. — Ein Glück, daß die katholischen Einwohner sich still verhielten und ihre Schadenfreude über einen ominösen Zufall nicht laut werden ließen. Der Wind hatte nämlich während der Feier das Bild der verschlungenen Hände aus dem Kranze in der Mitte des Seils, welches die beiden Kirchthürme verband, herausgeweht und in die Nahe geworfen. Uebrigens dauerte die Störung des Friedens zwischen den Confessionen im Allgemeinen nicht lange. Der Pfälzer ist aufbrausend, aber gutmüthig; die Gefühle des Hasses und der Rache stören

zu sehr den heitern Lebensgenuß, als daß er sie lange hegen könnte. Die Befreiung der beiden Superintendenten zog auch die der übrigen Gefangenen nach sich, die weitere Untersuchung der Anschuldigungen wurde als nicht gehörig begründet von den richterlichen Behörden aufgehoben, aber der Proceß über die Gültigkeit des Testaments ging in drei Instanzen mit Verurtheilung in die Kosten verloren. Diese sehr bedeutenden Kosten wurden auf dem Wege der Subscription beigebracht, und bei dieser Gelegenheit ließ ich mir abermals einen Misgriff zuschulden kommen, den ich später bereut habe. Als nämlich der Küster auch zu mir mit der Liste kam, wies ich ihn zurück. Man hatte mir die Hand zum Frieden bieten wollen; ich aber hielt es für inconsequent, zu den Kosten eines Processes beizutragen, dessen Gegenstand mir verwerflich schien.

XI.

Merkwürdiger Einfluß der den evangelischen Geistlichen erwiesenen königlichen Gnade auf die politischen und kirchlichen Gesinnungen der evangelischen Bevölkerung am Rhein.

Wer das luftige Wesen der öffentlichen Meinung, um welche alle Parteien, die guten wie die bösen, mit einem

erstaunlichen Aufwande politischer Buhlerkünste sich bewerben, eine Reihe von Jahren beobachtet hat, wird nicht selten in den Fall gekommen sein, sich über die flüchtige Beweglichkeit derselben zu verwundern. In einen solchen Fall kam auch ich, als ich den Einfluß sah, den die Befreiung der Superintendenten durch königlichen Machtspruch auf die Gesinnungen der evangelischen Bevölkerung übte; erkannte aber zugleich auch, wie gefährlich es in unserer Zeit ist, namentlich für Preußen, aus dem Katholicismus oder Protestantismus ein politisches Princip zu machen. Die befreiten Geistlichen nahmen nun nicht allein selbst die Agende an, der sie sich bis dahin leidenschaftlich widersetzt hatten, sondern wirkten auch dahin, daß sie von den andern Geistlichen angenommen wurde; und was die politische Gesinnung angeht, so schien es, als ob die evangelischen Pfälzer sich plötzlich in preußische Pommern verwandelt hätten. Es scheint mir der kleinen Mühe werth, diesen Umschwung aus Bildern des Lebens heraus anschaulich zu machen.

Ich habe oben bei Gelegenheit der Kämpfe, die durch Bercht's Berufung nach Kreuznach veranlaßt wurden, die allgemeine große politische Aufregung im Jahre 1819 zu schildern gesucht. In der Rheinprovinz, und vorzüglich in den pfälzischen Theilen derselben, äußerte sich diese stärker, lebendiger und rücksichtsloser als irgendwo sonst in Deutschland. Eben jener Superintendent, der auf eine so bedauerliche Weise in die Klingenschmidt'sche Geschichte verwickelt wurde, war es, der mir bei meinem ersten Besuche entgegenrief: „In Aachen haben sie die Rechnung ohne den Wirth gemacht!“ und etwas später

eine Predigt mit den Worten begann: „Die Völker murren, die Throne zittern!“ Alles was dieser Stimmung zusagte oder zuwider war, wurde begierig gelesen, lebhaft besprochen, übermäßig gelobt oder übermäßig getadelt. Die Rede, welche Herr von Liebenstein in der Zweiten Kammer des ersten badischen Landtags über Preßfreiheit hielt, circulirte in Abschriften und fand allgemeinen Beifall; selbst der besonnenste und unparteiischste Vaterlandsfreund, den ich in Kreuznach kennen lernte, hielt mich für einen Mann serviler Gesinnung, als ich einige Bedenklichkeiten gegen Einführung der Preßfreiheit im Liebenstein'schen Sinne erhob. Einen noch größern Beifall erntete die Rede, welche Ludwig Winter, der spätere Minister, auf demselben Landtage über das badische Adelsedict hielt; denn schon vorher hatte die französische Emigranten-Entscheidungsfrage das alte Mistrauen, den alten Haß gegen Adelsvorrechte und Jesuiteneinfluß in der Rheinprovinz wieder wachgerufen. Hoch ließ man Liebenstein und Winter und Andere leben, als die Nachricht von der Vertagung dieses ersten badischen Landtags einlief.

Diese politischen Gesellschaften versammelten sich in dem pfälzisch-behaglich eingerichteten sogenannten Womrath'schen Gasthause, wo der echtpfälzische Wirth nur edeln Wein reichte. Ich besuchte dieselben während der ersten Zeit meines kreuznacher Aufenthalts oft, theils weil mir das heitere Leben anfänglich gefiel, und dann auch, um die Ideenkreise der Leute, deren Kinder ich erziehen sollte, kennen zu lernen. Ein durch Unglück heruntergekommener Kaufmann Namens Kiefer, ein Mann

von mehr als gewöhnlicher musikalischer Bildung, spielte die Rolle eines Troubadour. Er handhabte die Guitarre mit Geschick, sang vortrefflich und besaß überdies die Kunst, durch Geberdenspiel allerlei Gemüthszustände auszudrücken. *) Schon daraus kann man entnehmen, daß es nicht allzu ernst gemeint war. Nun aber kam Görres und goß Oel in das Feuer dieser keineswegs geistlosen Kannegießereien, sodaß es hoch aufloderte. Die Erinnerung Dessen, was er für Deutschlands Befreiung

*) Gottfried Weber, der bekannte musikalische Theoretiker, damals Hofgerichtsrath und Generaladvocat in Darmstadt, ein Mann von großer Liebenswürdigkeit und voll belebenden Witzes, kam oft zum Besuche seines Schwagers, des Landraths Hout, nach Kreuznach und knüpfte auch die schon in Heidelberg gemachte Bekanntschaft mit mir wieder an. Als ich ihn bei dieser Gelegenheit bat, mir einen guten Gesanglehrer für das Gymnasium zu nennen, wies er auf diesen Herrn Kiefer hin. Ich ging darauf ein, unterließ aber nicht, ihm jegliche Anwendung seiner mimischen Kunst ernstlich und unter Androhung augenblicklicher Entfernung zu untersagen. Er ertheilte den Unterricht mit geschickter Anwendung des Weber'schen Taktmessers vortrefflich und mit erfreulichem Erfolge. Etwa ein Vierteljahr ging Alles gut; da hörte ich einmal den Ausbruch eines ungeheuern Gelächters der Schüler in seiner Unterrichtsstunde. Ich traf auf eine Scurrilität und entfernte ihn, wie ich gesagt hatte, augenblicklich. Das zog mir seinen Haß und die Misbilligung seiner Freunde zu. Er suchte mich durch seine mimischen Künste lächerlich zu machen, und seine Freunde hatten die Satisfaction, über mich zu lachen. Gegen dergleichen Dinge war ich sehr gleichgültig, und bedurfte Seneca's Sprüche de animi tranquillitate nicht, um sie mir fernzuhalten.

gethan, und das Gefühl der Kränkung, die er von hochgestellten Männern, auf die er tief herabblickte, erlitten zu haben glaubte, hatte den Geist dieses merkwürdigen Mannes in die Region des Prophetenthums hinaufgetrieben, wo er sich zu Gericht setzte über Könige, Fürsten und Völker, nicht Träume predigend, oder philosophische und theosophische Leuchtkugeln auswerfend, sondern mit den alten furchtbaren Warnezeichen: „Discite justitiam moniti, et non temnere Divos!“ auf die Geschichte der Zeit und das Murren der Völker hinweisend, schien er Worte der Wahrheit und nicht seines eigenen Herzens Trügerei zu weissagen. Das Buch „Deutschland und die Revolution“ ging wie ein Lauffeuer durch die ganze Provinz. Es wurden in vielen politischen Gesellschaften einzelne Stellen vorgelesen und commentirt, z. B.: „Da die Sachen nun also stehen, und bis die Hand, die den Franzosen ihre Mene, Thekel Phares in die Flammen von Moskau hineingeschrieben, auch unsere Sentenz unwiderruflich in brennenden Zügen an den Himmel schreibt, ist an Jedem, dem das Getümmel der Zeit die Sinne nicht verwirrt, und der das Haupt noch in ruhiger Besonnenheit über den bewegten Fluten hält, das Gebot ergangen, zu stehen auf der Warte der Zeit, zu wachen und zu merken auf die Zeichen, zu rufen und zu warnen ohne Unterlaß.“ Was heißt das: Mene, Thekel Phares? Es klingt so schauerlich! Sogleich war einer mit der Bibel bei der Hand und las: „Und da sie so soffen, lobten sie die goldenen, silbernen, ehernen, eisernen, hölzernen und steinernen Götter. Eben zu derselben Stunde gingen hervor Finger, als einer Menschen-

hand, die schrieben gegen dem Leuchter über, auf die getünchte Wand in dem königlichen Saal. Und der König ward gewahr die Hand, die da schrieb. Da entfärbte sich der König und seine Gedanken erschreckten ihn, daß ihm die Lenden schütterten u. s. w." In derselben Weise wurden auch andere Schlagstellen des höchst aufregenden Buches durchsprochen, wobei immer die Vergangenheit sich in eine lebhaft empfundene Gegenwart verwandelte. „Die Hoffnungen und Erwartungen Deutschlands, die geduldig mit zu dem Wiener Congreß zogen und, die Jahre vorübergehender Erhebung gegen Jahrhunderte von Erbärmlichkeit und Entartung zu hoch anschlagend, klagbar in die Mitte der Versammlung eintraten", personificirten sich in den phantasiereichen und zechenden Politikern; sie selbst schienen tief zu fühlen „die Schmach jener Verhandlungen und urtheilten wie damals die Städte Siciliens, als sie den Epiroten Pyrrhus herübergerufen, um sich durch seine Hülfe vom Joche der Römer zu befreien, und der Retter sie nun in ein noch unerträglicheres zu schmieden versuchte". So begleiteten sie ihren Führer überallhin und betrachteten mit gierigster Schaulust alle Bilder, die er ihnen vorhielt, besonders die von den einzelnen deutschen Ländern und ihren Fürsten. Alle Augenblicke hörte man zwischendurch den Ruf: Womrath! Noch 'n Schoppen!

Von dem Augenblicke an, wo der König die Freilassung der Superintendenten und ihrer Freunde befohlen hatte, hörte diese Art politischer Unterhaltungen in den Wirthshäusern auf, und Görres verlor seinen Einfluß. Noch würden unsere geistlichen Vorgesetzten und

die andern wackern Männer im Kerker schmachten, hieß es, hätte nicht der König in seiner Machtvollkommenheit sie befreit. „Es lebe Friedrich Wilhelm der Gerechte! Ein Pereat allen Denen, die seine heilige Macht antasten!“

XII.

Die materiellen Interessen zeigen sich allem preußenfeindlichen Parteitreiben zum Trotz als das feste Band, welches die Rheinlande mit Preußen verknüpft.

Es war mir bei dieser Lebhaftigkeit und Freimüthigkeit in der Besprechung politischer Dinge doch angst und bange geworden. Ich ging zu einem durch praktischen Verstand und Selbständigkeit des Charakters hervorragenden Mann, dem Steuereinnehmer Ruppert, zugleich Kaufmann und Gutsbesitzer, den ich nie in dem Gasthause sah, obwol der Wirth sein Schwiegervater war, und theilte ihm meine Besorgnisse über die aufregenden Wirkungen des Görres'schen Buches mit. „Der Phantast“, antwortete er, „soll uns den Löffel nicht aus der Hand winden, während es Brei regnet. Die Leute da haben ein leichtfertiges loses Maul, und ergreifen gern jede Gelegenheit, einen Schoppen mehr zu trinken; aber das Geld dazu haben sie nie so reichlich in der Tasche

gehabt, als seitdem wir preußisch sind.“ Damit gab er mir einen Leitfaden für meine politischen Beobachtungen, der mich nach und nach über alle sogenannten Stimmungen in der Rheinprovinz, die in Berichten nach Berlin und in Zeitungen spukten, zu einem festen und sichern Urtheile führte. Wäre dieser Ruppert im Jahre 1848 Oberpräsident der Rheinprovinz gewesen, er hätte sicherlich des Königs Ohren nicht mit dem Geschrei belästigt: „Die Rheinprovinz fällt ab!“ sondern hätte vielmehr dem Könige gesagt: „Majestät! ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß sie nicht abfällt!“ Und wohin hätte sie auch fallen sollen? Nach Belgien hin? Sie hätten diesen Gedanken mit Stolz zurückgewiesen! Nach Frankreich hin? Sie hätten diesen Gedanken in der Erinnerung Napoleonischer Tyrannei und im Anblick bourbonischer Erbärmlichkeiten mit Abscheu verworfen. Ja, wenn von Wiederherstellung des alten Lothringen mit einem breiten Landstriche an der rechten Rheinseite die Rede gewesen wäre, dann möchte ihre Treue gegen Preußen wol nicht allzu fest gestanden haben. Meine Ueberzeugung von der Treue der Rheinprovinz stand schon 1830 so fest, daß ich unter dem Schrecken, den die Julirevolution und ihre Agenten überall hin verbreiteten, auf den Rath eines einsichtigen Freundes ruhig fortfuhr, mir ein Haus zum dauernden Aufenthalt in Kreuznach zu bauen. Selbst die Aufregungen und Befürchtungen der unglücklichen kölner Wirren konnten meine Ueberzeugung nur im Hinblick auf die diplomatischen Unredlichkeiten in den Verhandlungen mit dem Papste und auf die schwachen zitternden Hände, womit die Organe der Regierung das edle

von Gott gegebene Wesen der monarchischen Verfassung in Preußen handhabten, erschüttern. Zum Beweise dessen möge hier eine kurze Stelle aus einer Broschüre folgen, welche ich unter jenen Wirren, 1838, drucken ließ, woraus man zugleich meine damaligen allen Parteien mißliebigen politischen Ansichten und Ueberzeugungen entnehmen kann:

„Der einfache Grundsatz eines legitimen nnd mächtigen Staats: Thue recht und scheue Niemand! ist durch Gutmüthigkeit und Schwäche der Diener des Staats vielfach erschüttert. Der Geist der Hardenberg'schen Verwaltung ist kleinlicher geworden und durch das Gefühl seiner Schwäche zu jenem heillosen Mistrauen getrieben, welches Schutz und Sicherheit im Centralisiren, in der Gesetzmacherei und im Schreiberwesen sucht; der Geist der Stein'schen Verwaltung, dieser so kräftige, gesunde und heilsame, ist ausgegangen. Durch allerlei Rücksichten, Nachgiebigkeiten, Begünstigungen und Inconsequenzen hat man die Achtung der Guten und die Furcht der Bösen bedeutend geschwächt. Mit einem ungeheuern Aufwande von Kräften hat man jahrelang Mücken geseihet, aber Grundsätze aufleben und erstarken lassen, welche die Geschichte oft als verderblich erwiesen hat und die mit dem gegenwärtigen Zustande des socialen Lebens durchaus unvereinbar sind. Die reinmonarchische Regierungsform, wie sie auf dem Christenthume gegründet gedacht werden muß, kann allein das Leben, wie es sich unter den verschiedenartigen Einflüssen geistiger und materieller Bestrebungen der neuern Zeit gestaltet hat, in heilsamen Schranken halten und Revo-

lutionen der ärgsten Art verhüten. Unsere Staatsmänner und Gesetzgeber haben aber die einfachen Principien dieser Verfassung aus den Augen verloren und sich Grundsätze aufdringen lassen, welche den verschiedenartigsten Systemen entnommen sind, und keinen andern Erfolg haben können, als den hierarchischen, aristokratischen und demokratischen Bestrebungen mehr Raum zu geben, als die Monarchie verträgt. Aus einer solchen Vermischung pflegen, besonders wenn auffallender Mangel an legislatorischem Verstande hinzukommt, Gesetze hervorzugehen, deren innere Widersprüche und formelle Unbestimmtheiten erst dann erkannt werden, wenn sie im Leben selbst die schmerzlichsten Störungen und bedenklichsten Unordnungen bewirkt haben. Andere und abermals andere Gesetze, welche die Verwirrung stets mehren, sind dann nicht zu umgehen. Corruptissima respublica, plurimae leges. Mit einem solchen Zustande würde dann nothwendig die Herrschaft jener heillosen Principien beginnen, deren planmäßige Ansiedelung sich den Einsichtigen in dem «Berliner politischen Wochenblatt» noch mehr offenbart, als in dem sogenannten Rothen Buche. Die Herrschaft dieser Principien würde aber die evangelische Kirche und den preußischen Staat um die Kraft der Selbsterhaltung bringen. Der gesunde Kern des deutschen Volks und die frische Kraft des preußischen Staats lassen indessen ernstliche Gefahren nicht fürchten. Dem Uebel ist zur Zeit noch leicht abzuhelfen, und es kommt nur darauf an, daß es erkannt wird. Dasselbe besteht darin: daß man das monarchische Princip dem «Zeitgeist» anpassen zu können glaubt, indem

man wunderlicherweise unten dem demokratischen eine gewisse Sphäre freier Beweglichkeit, und oben dem aristokratischen ein sogenanntes historisches Vorrecht einräumt. Da es aber sowol dem demokratischen, als besonders auch dem aristokratischen bei den gegenwärtigen Zuständen des Lebens an der erfoderlichen Natürlichkeit und Mäßigung durchaus gebricht, so müßte eine weitere Durchführung dieser Politik das monarchische Princip, das allein heilsame und rettende, nothwendig in große Gefahr bringen. Der Gang der weitern Entwickelung würde nach der in der Geschichte vorliegenden Analogie dieser sein: der Conflict würde zunächst die Mittelbehörden treffen und diese der Achtung und des Vertrauens berauben, weil Niemand zweien Herren dienen kann. Sind die Mittelbehörden der Kraft heilsamer und fördernder Wirksamkeit beraubt, dann gestaltet sich nach nothwendigen Gesetzen eine Centralisation, deren Organismus dieser ist: der Schöff schreibt dem Bürgermeister, der Bürgermeister schreibt dem Landrath, der Landrath schreibt der Regierung, die Regierung schreibt dem Minister, und der Minister, der die lebendige Wirksamkeit der allgemeinen Grundsätze zu erhalten hat, verliert diese aus den Augen und urtheilt über Personen und Sachen, über welche zu urtheilen er durchaus nicht im Stande ist. Die unzutreffenden Entscheidungen schreiben sich dann auf demselben Wege zurück und werden von den durch Schreibereien dem Leben entfremdeten und des gesunden Urtheils beraubten Beamten auf eine Weise ins Leben gebracht, die den an sich schon argen Conflict noch ärger macht. Dies ist der Con-

flict verkrüppelter monarchischer Regierung mit fälschlich angeregten demokratischen und aristokratischen Anmaßungen. Daß jeder gute Wille, alle freien Geisteskräfte, alle individuellen und Societätsinteressen sich einem solchen Organismus nach Möglichkeit entziehen und mit einer Emancipationstendenz sich für sich selbst zu constituiren suchen, ist ebenso natürlich als unvermeidlich.

„Unter solchen Umständen muß man es sich dann gefallen lassen, wenn ein ultramontaner Priester kein Bedenken trägt, den Staat den «alten Adam» zu nennen und ihn mit so schnöder Bezeichnung systematisch und demonstrirend der katholischen Kirche, als dem «neuen Adam» zur Ehre Gottes zu unterwerfen.

„Zur Durchführung eines guten Regiments gehört nicht gar viel Verstand; aber aller Verstand in der Welt ist nicht im Stande, ein schlechtes Regiment dauernd aufrechtzuerhalten. Um aber mit dem guten Regiment anfangen zu können, ist es nöthig, daß unsere Staatsmänner den Einbildungen und Befürchtungen entsagen, welche einzig und allein in der Umnebelung der Wahrheiten des Lebens ihren Grund haben. Was haben sie sich um «Stimmungen» in dieser oder jener Provinz zu bekümmern, Berichte darüber von diesem oder jenem Schelm zu lesen? Dienen sie nicht dem guten und göttlichen Rechte eines edeln und mächtigen Königs? Stehen nicht Hunderttausende in allen Provinzen, und namentlich auch in der Rheinprovinz, bereit, um das Schwert der Gerechtigkeit gegen Uebelthäter zu ziehen, sobald der König nur winkt? Vernünftige Volksbildung, Pflege und Schutz wahrer Religiosität, mag sie sich in

der katholischen oder evangelischen Form offenbaren, consequente und ehrliche Justizverwaltung nach den im Leben gewurzelten Principien, Förderung der Industrie, endlich diejenige wissenschaftliche Bildung, wodurch Verstand und Herz tüchtig gemacht werden, allen diesen Interessen die rechte Pflege, den rechten Schutz und die rechte Förderung angedeihen zu lassen — das sind die Bestrebungen, durch welche der preußische Staat mächtig bleiben wird, solange sie festgehalten werden. Von dem Moment an, wo die Regierung den befreiten Blick auf die wirklichen Zeitbedürfnisse richtet und diesen mit väterlichem Wohlwollen die Wege angemessener Befriedigung öffnet, — von dem Augenblick an ist es mit allen demagogischen, aristokratischen und jesuitischen Umtrieben aus. Gleiches Wohlwollen und gleiche Gerechtigkeit für Alle, im bürgerlichen und kirchlichen Leben, sind die wesentlichen Momente einer Regierung, wie sie den germanischen Völkern natürlich und bei dem gegenwärtigen Culturzustande nothwendiger ist als je."

Wol selten ist eine Druckschrift heftiger verfolgt und boshafter kritisirt worden als die, woraus ich die vorstehenden Sätze entnommen. Ich hatte mit jener Schrift in zwei bis drei Nester von Wespen, oder vielmehr von Hornissen gestört, deren neun bekanntlich hinreichen, um ein Pferd zu tödten. Indessen wurden meine Ansichten doch nicht erschüttert, erhielten vielmehr durch die folgenden Ereignisse eine furchtbarere Bestätigung als ich mir je gedacht hatte. Aber selbst unter diesem Abfallsgeschrei, unter diesen revolutionären Reden auf den Märkten aller Städte waren es doch die materiellen

Interessen und der Verstand Derer, die sie zu berechnen verstanden, welche den Ausschlag gaben.

Es ist wol der Mühe werth, über diese materiellen Interessen einige Worte zu sagen.

XIII.

Urtheil zweier Rheinländer, von denen der eine 1848 zum Minister, der andere zum stillen Manne gemacht wurde, über die politischen Richtungen ihrer Landsleute.

Wer im Jahre 1815 die Städte am Rhein, Düsseldorf, Köln, Bonn, Koblenz u. s. w. gesehen und die damaligen Zustände und Lebensverhältnisse des Landes gekannt hat, und jetzt noch lebt, der hat eine anschauliche Vorstellung von den ungeheuern Veränderungen, welche unter preußischer Herrschaft in der Rheinprovinz vorgegangen sind. Ich müßte, um Andern auch nur eine annähernd deutliche Vorstellung dieser Veränderungen zu geben, ein ganzes Buch, voll statistischer Tabellen, schreiben, welches noch dazu, wie alle wissenschaftlichen Bücher über Bewegungen moralischer und physischer Kräfte, wol nur von Wenigen gelesen werden und daher von geringem praktischen Nutzen sein würde. Auch am Rhein gleichen die Menschen, der Geschichte und den eigenen



Erfahrungen gegenüber, einem Manne, der sein leiblich Angesicht im Spiegel beschaut; nachdem er sich beschaut hat, geht er davon und vergißt von Stund an, wie er gestaltet war. Es wird daher mehr Aufmerksamkeit erregen, wenn ich zwei in der ganzen Provinz wohlbekannte Rheinländer über die Frage urtheilen lasse: ob die Rheinländer sich in ihren politischen Gesinnungen mehr durch die Rücksicht auf Nahrung, Wohnung, Lebensgenüsse und Bequemlichkeiten, oder durch die liberalen Theorien der Franzosen bestimmen lassen.

„Der Volkssouveränetäts-Jubel", schrieb der eine dieser Männer im Anfange des Jahres 1831, „den die französischen Propagandisten anzufachen suchten, legt sich und macht einem besonnenen Urtheil Platz. Dieser Wendepunkt hat sich in der gegenwärtigen politischen Krisis (Julirevolution) schneller als je vorher eingestellt. Ueberall ist die unzweideutigste Anhänglichkeit an den König, das zuverlässigste Vertrauen zur ruhigen Entwickelung der bestehenden Ordnung der Dinge vorherrschend. Einen Beweis davon gibt die Vermehrung der Weinberge, welche mitten unter den drohenden Kriegsstürmen fortdauert, obwol deren Capitalwerth nur durch die Trennung von Frankreich gesichert ist. In einer einzigen Gemeinde, deren Weinberge ohnehin seit dem Jahre 1818 von 600 auf beinahe 1300 Morgen und von einem Capitalwerthe von 120,000 auf 400,000 Thaler gestiegen ist, sind im Laufe des Winters (von 1830—31) wieder mehr als 50 Morgen angerottet worden. Eine ähnliche Vermehrung der Weinberge findet sich überall, an der Ahr, an der Mosel,

am Rhein und an der Nahe, und hat ein fast ebenso starkes Steigen der Bevölkerung veranlaßt; denn wo es Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst gibt, siedelt der Mensch sich gern an. Rechnen wir auf einen Morgen für die jährliche Bearbeitung im Durchschnitt nur 36 männliche und 16 weibliche Arbeitstage, so erfodern jene 1300 Morgen 46,800 männliche und 20,800 weibliche Arbeitstage, welche zu dem üblichen Tagelohn berechnet eine Summe von 15,166 Thalern bilden und zur Ernährung von 433 Arbeitern hinreichen. Was sollte aus diesen Familien, was aus dem in die Weinberge verwendeten ungeheuern Capitalvermögen werden, wenn die Rheinprovinzen wieder mit Frankreich vereinigt würden? Hiernach ist die Frage leicht zu beantworten, warum die Rheinländer, der drohenden Gefahren ungeachtet, die bisherige Bahn ihrer Industrie ruhig verfolgen und des Geschreis der liberalen Schwindler spotten, die den Staat ordnen und regieren wollen und ihr eigenes Haus zu bestellen nicht vermögen. Es ist ihr Vertraueh auf den König und auf sich selbst. Als im September (1830) der Kronprinz im Namen des Königs die königlichen Worte sprach:

> «Ich werde mich in die Angelegenheiten Frankreichs nicht mischen, aber sollten es die Franzosen wagen, unsere Grenzen zu betreten, so wird der König mit seiner gesammten Macht aufstehen und den Kampf durchkämpfen, solange Gott ihm Kraft dazu verleiht, und er hofft in diesem Streite keinen einzigen seiner Unterthanen zu verlieren»,

da tönten sie in den Herzen aller Rheinbewohner

wider und einmüthig und fest war der Entschluß, dem Könige die Treue, der Provinz die Ehre und dem Volke den Wohlstand zu bewahren. Die Früchte dieses gegenseitigen Vertrauens liegen am Tage, erfreulich für den König wie für sein Volk. Ueberall ist reger Verkehr, ungeschwächter Credit, steigender Wohlstand. Wer in den Rheinlanden möchte den Zustand zurückwünschen, wo eine schön und meisterhaft geschriebene Verfassung zur Lüge wurde, wo der Unterthan nur den Werth hatte, den Conscriptions- und Steuerlisten ihm gaben, und der Uebermuth des Despoten soweit gehen durfte, daß er sich und die Seinigen zum alleinigen Zweck aller seiner Bestrebungen erhob? Wer möchte noch einmal den wüsten Traum träumen, in glänzender Livrée den Siegeswagen des Despoten durch unsere gesegneten Gauen zu ziehen? Hätten die jüngsten Ereignisse auch nicht gezeigt, wie wenig ein Volk, das nicht Besonnenheit und Stetigkeit genug hat, seine eigenen Einrichtungen zu ordnen und zu befestigen, die Fähigkeit besitzt, Andere zu beglücken, so sind wir doch nicht so entartet, daß wir, die Abkömmlinge der rheinischen Franken, einst des mächtigsten und angesehensten deutschen Volksstammes, den Franzosen unsere Sitten, unsere Sprache, unsere Geschichte, kurz unsere Nationalität opfern sollten." Der Mann, der so urtheilte, stand mit eigenen bedeutenden materiellen Interessen mitten im Leben, und theilte in Rath und That die Interessen vieler Andern. Der Andere, den ich hier sprechen lassen will, gehört zwar keineswegs zu den liberalen Schwindlern, die den Staat ordnen und regieren wollen, aber ihr eigenes Haus zu bestellen

nicht vermögen; nichtsdestoweniger stehen aber seine politischen Anschauungen im Widerspruch mit den oben angeführten. Es ist der frühere Minister Hansemann, den ich meine. Derselbe hatte das monarchisch-constitutionelle, parlamentarische System seit vielen Jahren als das beste für Preußen gehalten, als das geeignetste, die Wohlfahrt und Macht des Vaterlandes fest zu begründen. Als zu diesem Systeme gehörig hielt er die Preßfreiheit, die Gleichheit vor dem Gesetze und die Aufhebung aller Privilegien, welche gewisse Classen von Staatsbürgern auf Kosten anderer bevortheilen, auch in Preußen für nothwendig. Von solchen Ansichten geleitet, sandte er gegen Ende des Jahres 1830 eine Denkschrift an den König, worin er, hinweisend auf die Gefahren der französischen und belgischen Revolution zu erweisen suchte, daß Preußens wahres Interesse die Ausführung der Ideen der constitutionellen Freiheit und der deutschen Einheit erheische. Es finden sich in dieser aus 70 Paragraphen bestehenden Denkschrift *) viele treffende Bemerkungen, z. B. §§. 19 und 20, wo von Beamtenherrschaft die Rede ist; ein mit der politischen Literatur etwas genauer bekannter Leser wird aber sowol in der Denkschrift als in dem etwas später herausgegebenen Buche „Preußen und Frankreich" die Ideen Montesquieu's und der Doctrinäre noch deutlicher wiederfinden, als Hansemann

*) Der Verfasser selbst hat sie in seinem Buche: „Das preußische und deutsche Verfassungswerk. Mit Rücksicht auf mein politisches Wirken. Von David Hansemann", abdrucken lassen.

selbst die Ideen und Rathschläge des Herrn von Radowitz in dem Patente vom 3. Febr. 1847 und in den Grundsätzen, die von der Regierung in den Verhandlungen mit dem Vereinigten Landtage kundgegeben wurden, wiederzufinden glaubte; zugleich aber auch gestehen müssen, daß Herr Hansemann ein Mann von bedeutender politischer Denkkraft ist. Von der Natur mit einem kräftigen Verstande ausgerüstet, gehörte er wahrscheinlich zu den am Rhein sehr bekannten Politikern höherer Gesellschaften, die in den zwanziger Jahren constitutionelle Metaphysik trieben, und Alles, was von den geistreichen Häuptern der französischen Doctrinäre, Royer-Collard, Guizot, Benjamin Constant und wie sie weiter heißen, ausging, mit Eifer und Beifall lasen. Da verrannten sich denn Viele — ich habe selbst deren Mehre genauer kennen gelernt, wackere und edelgesinnte Männer — in die Idee eines Vernunftstaates wie in eine Sackgasse, ohne daran zu denken, daß die Menschen sich nicht als eine Abstraction behandeln lassen. Sie wurden Revolutionäre in der Theorie und waren in der Praxis die entschiedensten Feinde aller Gleichstellung mit andern armen Menschenkindern; weshalb sie auch die Ultraliberalen haßten und von ihnen gehaßt wurden. Mit den Flunkereien des Artikels im „Journal des Débats“ vom 10. Aug. 1830:

„So ist also noch einmal zerrissen das Band der Liebe und des Vertrauens, welches das Volk an den Monarchen knüpfte! Siehe da noch einmal den Hof mit seinem alten Groll, die Emigranten mit ihren Vorurtheilen, das Priesterthum mit seinem Freiheitshasse sich auf Frankreich und seinen König werfen. Was es

errang durch vierzig Jahre voll Mühen und Leiden entreißt man ihm; was es zurückstößt mit aller Macht seines Willens, mit aller Kraft seiner Wünsche, zwingt man ihm gewaltsam auf. Und welche treulosen Rathschläge konnten so sehr die Weisheit Karl's X. irreleiten und ihn in dieser Zeit, wo die Ruhe um ihn die erste Bedingung des Glückes ist, in eine neue Bahn der Zwietracht stürzen? Was haben wir gethan, daß sich unser König auf diese Weise von uns trennt? War das Volk je seinen Gesetzen gehorsamer? Ist die Religion nicht stets von unserer Ehrerbietung umgeben? Was hauptsächlich den Ruhm dieser Regierung ausmachte, was um den Thron die Herzen aller Franzosen vereinigte, war die Mäßigung! Heute ist diese unmöglich. Die, welche jetzt die Angelegenheiten leiten, wollten sie auch gemäßigt sein, sie könnten es nicht. Der Haß, den ihr Name in allen Gemüthern weckt, ist zu tief, um nicht zurückgegeben zu werden. Gefürchtet von Frankreich, werden sie ihm furchtbar werden" u. s. w.

Mit diesen und ähnlichen Artikeln, sage ich, waren unsere Doctrinäre am Rhein aus der französischen Schule wohl zufrieden; nicht so mit den wüthenden Artikeln der Ultraliberalen von demselben Datum oder gar schon vom 9. Aug.:

„Alles entsetzt sich und schaudert. Alles ist bedroht. Contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé. Herr Polignac ist Minister!" u. s. w.

So geartet waren die Theorien und Gesinnungen der Politiker, die eine so große Rolle, ich weiß nicht,

ob zum Heile oder zum Unheile des deutschen Volks, gespielt haben. Das preußische Königthum aber kannte Herr Hansemann nicht, oder wenn er es kannte, war er weiser als Niebuhr. Er hielt dieses Königthum für eine Species der Gattung „Regierungssystem des unumschränkten Despotismus und des Stillstandes" und nannte es „Regierungssystem der Milde und Gerechtigkeit ohne politische Freiheit". Von welcher Beschaffenheit das Maß der politischen Freiheit in einem constitutionellen Staate sei, wußte er nicht anzugeben und ebenso wenig auch nur ein einziges Beispiel aus der ganzen Geschichte anzuführen, wo eine deutsche Foderung „politischer Rechte", über welche die Doctrinäre so glänzende Reden gehalten haben und noch halten, in die Majorität eines großen oder kleinen Volkes eingedrungen sei. Er will daher auch von einer Majorität nach der Kopfzahl nichts wissen, sondern unter Majorität die eigentliche Kraft der Nation verstanden haben, welche er bei Denen erblickt, welche durch Vermögen und Intelligenz in der Gesammtheit des Volkes hervorragen und sich von dieser wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie durch größere Bildung mehr Einsicht und durch größeres Vermögen mehr Interesse für das Bestehen einer festen, kräftigen und guten Staatsregierung besitzen. Nach einer solchen Majorität haben alle theoretischen Staatsweisen seit Pythagoras denkend und experimentirend gesucht, aber sie bis auf den heutigen Tag nicht gefunden. Herr Hansemann und seine politischen Freunde wollten also den preußischen Staat auf ein System bauen, welches in der Wirklichkeit die schlimmste aller Aristokratien sein würde. Es

wäre demnach doch wol besser gewesen, „das Regierungssystem der Milde und Gerechtigkeit ohne politische Freiheit" unangetastet zu lassen. Man kann hieraus leicht abnehmen, wie radical verschieden die Anschauungen des pfälzischen Rheinländers von denen des aachener im Jahre 1830 waren. Auf welcher Seite die Wahrheit und die wirklichen Interessen der Rheinländer standen, hat die Zeit entschieden. Denn soviel ich auf meiner letzten Rheinreise im vorigen Sommer von Köln bis nach Saarbrück habe erforschen können, will Niemand, weder am Unterrhein noch am Oberrhein, von einer Majorität, die durch größere Bildung mehr Einsicht und durch größeres Vermögen mehr Interesse für das Bestehen einer festen kräftigen und guten Staatsregierung hätte, etwas wissen; wol aber habe ich aussprechen hören: „Sie sind alle Egoisten und sorgen durch Actienhandel und andere Speculationen nur für sich."

XIV.

Zustand der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz zur Zeit, als diese preußisch wurde.

Wer den Gang der französischen Staatsgesetzgebung über den christlichen Cultus der verschiedenen Confessionen

von jenem allbekannten Decrete an, durch welches die Lehnsherrlichkeiten und das Grundzinsenwesen mit der Wurzel ausgerottet wurden (3. Nov. 1789), bis zu dem Gesetze über die Organisation der religiösen Gemeinschaften vom 8. April 1802 verfolgt, und dabei alle die merkwürdigen Reden liest, welche für und gegen die Gesetzesvorschläge gehalten wurden, der hat seine Zeit nicht verloren. Er wird der schrecklichsten Verirrungen des menschlichen Herzens Ursachen und Folgen zugleich sehen, und, wenn er den einfachen Glauben des Apostels Petrus hat, ein Kriterium des Wahren und Falschen der heutigen Bewegungen auf dem kirchlichen Lebensgebiete gewinnen. Er wird finden, daß Bunsen und Stahl und die Leute für und gegen den Einen oder den Andern schon da waren. Besonders merkwürdig aber sind die Reden und Berichte, welche bei Gelegenheit des zuletzt genannten Gesetzes im versammelten Staatsrathe und im Tribunat von Portalis, von Simeon, von Lucian Bonaparte und Andern gehalten oder erstattet wurden; denn diese Reden enthalten die Ueberzeugungen der ganzen gebildeten Welt damaliger Zeit hinsichtlich des Verhältnisses der geistlichen zur weltlichen Macht, der Kirche zum Staat, und hinsichtlich der Toleranz, welche die Staaten den verschiedenen Bekenntnissen zu gewähren haben. Dahin gehört der Vortrag, welchen der Staatsrath Portalis über das mit dem Papste abgeschlossene Concordat hielt, worin er zu beweisen suchte: daß dem Papste weder ein directer noch indirecter Einfluß auf die Angelegenheiten des Staats gebühre, seine Thätigkeit sich vielmehr allein auf den Glau-

den beschränke, daß der Staat weder einer Offenbarung noch einer übernatürlichen Hülfe bedürfe, sondern sich selbst vollkommen genüge; daß die Staatssouveränetät nichts Anderes sei als das Resultat der Naturrechte in Verbindung mit den materiellen Bedürfnissen der Gesellschaft, und daher die Glieder des Staats als solche in ihren religiösen Bedürfnissen völlig freie Hand haben müßten; die Kirche sei Richterin über die moralischen und dogmatischen Irrthümer ihrer freiwilligen Angehörigen, der Staat aber habe das Recht, die Formen der kirchlichen Disciplin zu prüfen und die dahin abzielenden Maßregeln zu untersagen, wenn das Interesse der Gesammtheit der Staatsangehörigen es heische; öffentlicher Gottesdienst möge eine religiöse Pflicht sein, aber dem Staate komme es zu, Ort und Zeit dafür zu bestimmen; Kirche und Priester müßten gottesdienstliche Feiertage haben, die Staatsgewalt habe aber darauf zu sehen, daß die Staatsbürger nicht durch zu viele Feiertage von ihren Arbeiten abgehalten würden und daß man mehr Rücksicht nehme aux besoins des hommes, qu'à la grandeur de l'Être, qu'on se propose d'honorer; die Ehen hätten freilich auch eine religiöse Seite, aber der Staat habe das Recht und die Pflicht, die Ehegesetze zu regeln, denn: le mariage est un contrat, qui, comme tous les autres, est de ressort de la puissance seculière, à laquelle seule il appartient de regler les contrats u. s. w. Noch schärfer, womöglich, bestimmt Simeon die Grenzen der kirchlichen Gewalt und hält zugleich der Versammlung der Gesetzgeber ein abschreckendes Bild vor von den Misbräuchen der hierarchischen Gewalt in frü-

hern Zeiten, von den grausamen Verfolgungen der Protestanten, von den Zerrüttungen des Staatslebens in hierarchisch bevormundeten Staaten u. s. w. Die vorgeschrittene Bildung und die Revolution hätten Frankreich aus diesem Zustande, wie aus einem wüsten Traume, herausgerissen und das glückliche Resultat eines unzerstörbaren Einverständnisses zwischen dem Reiche und dem Priesterthum (de l'empire et du sacerdoce) herbeigeführt. Die Kirche habe ihren gesicherten Platz im Staat, um für das allgemeine Wohl und die Tröstung der Einzelnen zu wirken, aber sie dürfe Staat und Verfassung nicht gefährden. Priester seien ebenso gut wie jeder andere Bürger, jeder andere Beamte dem Staate unterworfen, aber nichts hindere sie, auch ohne die frühern Privilegien, ihre Dogmen zu verkündigen und mit der Freiheit ihres priesterlichen Amts im Namen Gottes zu predigen; nur daß sie nicht mehr den weltlichen Staat verwirren dürften. Desselben Schutzes und derselben Freiheit hätten sich auch die Protestanten und ihre Geistlichen zu erfreuen. „Und so sind denn ausgelöscht", heißt es wörtlich, „jene Tage der Verfolgung und der Trauer, wo Bürger die Wüste suchen mußten, um gemeinsam ihre Herzen zu Gott zu erheben, aber auch hier von Dragonern aufgesucht und auseinandergetrieben wurden. — Katholiken, Protestanten, Bürger desselben Staats, Jünger desselben Christenthums, getrennt nur durch ein paar Dogmen, ihr habt keinen Grund mehr, euch einander zu verfolgen und zu hassen! Wie ihr gleichen Antheil an allen bürgerlichen Rechten habt, so werdet ihr auch gleichen Antheil an der Gewissensfreiheit haben,

denselben Schutz, dieselbe Gunst für eure religiösen Bedürfnisse genießen. Freuet euch, ihr frommen sanften Seelen, die ihr das Bedürfniß gemeinsamer Gebete, gemeinsamer gottesdienstlicher Formen und Priester fühlt! Die Gotteshäuser stehen offen, die Priester sind bereit. — Freuet euch, ihr unabhängigen und starken Geister, die ihr euch frei machen zu können glaubt von jeglichem äußern Gottesdienst! Niemand tastet eure Freiheit an, denn ihr liebt die Toleranz. — Niemals hat die Menschheit eine schönere Eroberung gemacht!" — Sind das nicht die Ideen alle, die wir in Bunsen's „Zeichen der Zeit" wiederfinden?

Nur der verhältnißmäßig geringe Zeitraum eines halben Jahrhunderts liegt zwischen diesem französischen und dem jüngsten östreichischen Concordat! Muß man nicht erstaunen über die Beweglichkeit und Veränderlichkeit menschlicher Gesinnungen und Zustände!

In einem zweiten Vertrage entwickelt Portalis dem Staatsrathe den Charakter des Protestantismus und die Gründe, weshalb man den beiden evangelischen Confessionen eine besondere Organisation zu bewilligen habe, und im Gesetzgebenden Corps hielt Lucian Bonaparte eine pomphafte Rede, worin er die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Religion und des Cultus und die Pflicht der Regierung, den Cultus zu organisiren, mit Hinweisung auf die traurigen Folgen der religionsfeindlichen Raserei der legislativen Versammlung und des Nationalconvents zu beweisen suchte. „O Tage der ewigen Schande, die das sanfteste Volk des Erdbodens zur fühllosen Grausamkeit barbarischer Horden zurückzuführen schienen!" —

„Endlich erhob sich über Frankreich der 18. Brumaire. Kaum war die Consularregierung eingesetzt, als sie sich beeiferte, die wahre Freiheit des Cultus zu proclamiren. Man erlaubte dem französischen Volke nach seinem Gefallen zu arbeiten und zu ruhen und den Schöpfer nach der Idee zu verehren, die Jeder von ihm hatte; an die Stelle des theologischen Eides setzte man das Versprechen der Treue gegen die Gesetze des Staats." So Lucian Bonaparte. Nach ihm trat im Namen von drei Millionen reformirter Bürger der Deputirte Bassaget aus dem Departement Vaucluse auf und suchte, die Grundsätze des Protestantismus darlegend, die kleine Anzahl von Mitgliedern des Tribunats zu beschämen, die noch immer geneigt waren, alle Uebel der frühern Zeit den Protestanten zur Last zu legen.

Ich habe aus vorstehenden kurzen Auszügen der langen Reden und Verhandlungen die Ansichten und Grundsätze deutlich machen wollen, aus welchen auch die Articles organiques des cultes protestants hervorgingen, nach welchen sie Alles erhielten, was sie wünschten; die Reformirten: Prediger, Consistorien und Synoden; die Lutheraner: Prediger, Superintendenten und Generalconsistorien; versteht sich, Alles unter strengster Aufsicht der Staatsbehörden. So waren sie also ganz frei und konnten lehren, predigen, sich einrichten, wie sie wollten, wenn sie nur nebenbei den Napoleonischen Katechismus fleißig trieben. Es war aber eine Freiheit, die nicht zum Leben, sondern zum Tode führte, jene Freiheit, von welcher der Apostel sagte, daß sie sich trefflich als Deckel der Bosheit gebrauchen lasse. Schon Aristophanes

kannte das trügerische Spiel mit politischen und religiösen Theorien und Ideen, um Leuten von schwacher Urtheilskraft die Augen zu vergaukeln, und gab es verdientermaßen dem Gelächter seiner Athenienser preis. Nur mit dem Gelde sah es etwas knapp aus. In dem Gesetze vom 8. April 1802 wird Art. 7 nur im Allgemeinen versprochen, daß für den Unterhalt der Geistlichen gesorgt werden solle. Zu Gunsten der evangelischen Geistlichkeit in den Departements des alten Frankreich erging erst am 5. April 1805 ein regulirender Gouvernementsbeschluß, wodurch den Predigern in Gemeinden von 3000 Seelen ein Gehalt von 2000 Francs, in Gemeinden von 1500—3000 Seelen 1500 Francs und in Gemeinden unter 1500 Seelen nur 1000 Francs zuerkannt wurden. Die Gehalte der evangelischen Geistlichkeit in der Rheinprovinz wurden durch ein Gesetz vom 31. Aug. 1805 dahin festgestellt, daß die Superintendenten (présidents) 1500 Francs, die Geistlichen in den Gemeinden von 3000 Seelen 1000 Francs, und die in kleinern Gemeinden 500 Francs haben sollten. Da sie davon unmöglich leben konnten, so wurde durch ein zweites Gesetz vom 5. Mai 1806 verfügt, daß die Civilgemeinden verpflichtet sein sollten, den protestantischen Geistlichen Wohnung und Garten, nöthigenfalls auch Zuschußgehalt und Cultuskosten zu geben. Dadurch geriethen sie in eine widerwärtige und oft sehr störend in ihren Dienst eingreifende Abhängigkeit von den Civilgemeinden, die in der Regel wenig Lust hatten, ihren halb darbenden Geistlichen unter die Arme zu greifen. Sie sahen sich daher genöthigt, auf anderweitigen

Erwerb Bedacht zu nehmen. Ich habe selbst noch einen gekannt, der sich durch eigenhändige Besenbinderei mit Hülfe seines Küsters ein recht hübsches Vermögen erworben hatte. Die Pfarrer am Rhein, an der Mosel und an der Nahe legten sich meistens auf Weinbau und Weinhandel. Sie waren es hauptsächlich, die den Weinbau in der Rheinprovinz hoben.

Zwei Umstände waren es, welche das kirchliche Leben in der Rheinprovinz so tief sinken ließen, als es bei der preußischen Besitznahme gesunken war: zuerst die soeben nachgewiesenen traurigen äußern Verhältnisse der Geistlichen und sodann der Mangel wissenschaftlicher Bildung. Wie die Franzosen die wissenschaftlichen Bildungsanstalten, namentlich die Gymnasien, behandelten, ist oben dargelegt worden. Die natürliche Folge dieser Gleichgültigkeit der französischen Landesverwaltung gegen Vorbereitungsschulen für die Universitäten war, daß junge Leute, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, die Universitäten bezogen, ohne auch nur mit den nothdürftigsten Vorkenntnissen ausgerüstet zu sein. Ich habe in Heidelberg mehre kennen gelernt, die erst dort anfingen, die griechischen Conjugationen zu lernen, also nicht im Stande waren, ein exegetisches Collegium mit Nutzen zu hören. Die ihnen in ihrer Heimat bevorstehenden Prüfungen konnten ihnen auch nicht zum Antriebe dienen; denn ihre Examinatoren ermangelten selbst der theologischen Wissenschaftlichkeit. Wie hätte man auch in den Zeiten der revolutionären Unruhen und Wirren an Studien denken können? So ging es denn immer tiefer abwärts mit dem innersten Leben der evangelischen Kirche

in der Rheinprovinz, und es zeigte sich, daß die Theologen, welche in der theologischen Wissenschaftlichkeit die erhaltende Kraft der evangelischen Kirche erblicken, vollkommen Recht haben. — Gleichwol habe ich unter den unwissenden Geistlichen am Rhein mehre gefunden, welche durch die Kraft des Glaubens allein segensreich wirkten: eben jenen Besenbinder, der keine andern Bücher kannte und las als die Bibel, den Katechismus und das Gesangbuch, und vor allen andern einen Pfarrer in Meckenbach bei Kirn, Namens Simon, der, wie seine Briefe an mich beweisen, ebenso sehr der wissenschaftlichen Bildung ermangelte, und doch eine ganz verkommene Gemeinde in wenigen Jahren in eine fromme und gesittete verwandelte. Wohin dagegen die wissenschaftlichen Uebertreibungen der preußischen Reglements führen, das liegt im praktischen Leben allen Einsichtigen klar vor Augen. Unter diesen auf dem Wege wissenschaftlicher Uebertreibungen abgetriebenen Geistlichen wird man auch nicht einen einzigen finden, welcher in der Kraft des Glaubens zu wirken vermöchte. Sehr wahr ist, was der fromme Thomas von Kempen in seinem Mönchslatein schreibt: „Homo pacificus magis prodest quam bene doctus. Melior est humilis rusticus, qui Deo servit, quam superbus philosophus, qui, se neglecto, cursum coeli considerat.“ Es könnte gehässig erscheinen, wenn ich aus theologischen Gesprächen, die ich im Laufe der zwanziger Jahre mit einzelnen und unter diesen auch höher und höchst gestellten Geistlichen zu halten Gelegenheit hatte, den unglaublichen Mangel an theologischer und wissenschaftlicher Bildung beispielsweise anschaulich

machen wollte; aber soviel darf ich, ohne Jemanden zu verletzen, wol sagen, daß sie, mit Ausnahme des Pfarrers Weinmann in Heddesheim, die Bibel in der Grundsprache nicht lesen konnten, von der Kirchen- und Dogmengeschichte nur Oberflächliches wußten, die Unterscheidungslehren der evangelischen und katholischen, der reformirten und lutherischen Kirche nicht, wenigstens nicht gründlich, kannten, und auch in dem wichtigsten Theile der praktischen Theologie, in der Homiletik, wenig bewandert waren. Die pfarramtliche Seelsorge war fast ganz aus der Uebung gekommen. Die hergebrachten Hausbesuche fanden zwar noch statt, hatten sich aber in heitere gesellige verwandelt, wobei von geistlichen und seelsorglichen Angelegenheiten nie die Rede war. Bei den Katholischen war es nicht anders. Einer meiner katholischen Freunde erzählte mir, ein Hausvater habe bei Gelegenheit eines solchen Pfarrbesuchs dem Pfarrer in lustiger treuherziger Weinlaune gesagt: „Wie freue ich mich, Herr Pfarrer, daß Sie für meine Seele sorgen!" und auf die Frage: Wie so? zur Antwort erhalten: „Ei, weil ich es dann nicht zu thun brauche." Dieser Witz habe dem Pfarrer und der ganzen Hausgesellschaft sehr wohl gefallen.

Wie so ganz anders sah es 20 Jahre später mit der evangelischen Geistlichkeit in der Rheinprovinz und dem kirchlichen Leben aus! Man muß erstaunen über diese Umwandlung in christlicher Erkenntniß und Gesinnung. Vor meinen Augen hat sie stattgefunden. Das hat die Provinz hauptsächlich einem einzigen Manne zu verdanken, dem Theologen Nitzsch, der jetzt im Ober-

kirchenrath zwischen Lutheranern und Reformirten als Decernent in unirten Kirchenangelegenheiten sitzt.

Ich sagte oben, die Befreiung der Superintendenten Eberts und Schneegans aus dem Gefängniß habe für das Leben der evangelischen Kirche in der Rheinprovinz erfreuliche Folgen gehabt. Wie traurig es mit dem kirchlichen Leben aussah und unter welchen Einflüssen des Zeitgeistes und der politischen Bewegungen es so tief gesunken, habe ich im Vorstehenden deutlich zu machen gesucht, und will jetzt die Folgen, welche ich als erfreuliche bezeichnet habe, ebenfalls in aller Kürze, darlegen. Als der König im Jubeljahre der Reformation eine Auffoderung zur Vereinigung der reformirten und lutherischen Kirche erließ und an die Stelle der trennenden Namen den einigenden „Evangelische Kirche" setzte, da fand dieser königliche Zuruf nirgends mehr Anklang als bei den Geistlichen und ihren Gemeinden am Rhein. Hatten sie doch längst allen confessionellen Unterschied, erst den begrifflichen, dann den praktischen, vergessen. Nur in den wenigen Gemeinden, wo beide Confessionen Kirchen hatten und die Geistlichen in bitterster Feindschaft lebten, stieß die Vollziehung der Union auf Schwierigkeiten. Als nun aber die Agende erschien und den Geistlichen zugemuthet wurde, sich derselben als einer gemeinsamen Ordnung des Gottesdienstes zu bedienen, da schauderten sie zurück und wie eine Art von Nothschrei erscholl es durch die ganze Provinz: „Der König will uns katholisch machen! Wir sollen Kyrie eleison singen! Wir sollen benedeien und knien und Kreuze machen!" Man nannte die Agende nicht anders als „das Schwarze

Buch", und ein Superintendent, den ich übrigens später als den besten Schulinspector in der Provinz kennen lernte, sprach von der Kanzel zu seiner Gemeinde: „Ehe ich das Schwarze Buch annehme, sollen meine weißen Haare sich in schwarze Bockshaare verwandeln." So sehr war ihnen das Christliche in Lehre, Sinn und Empfindung abhandengekommen! Sehr bereitwillig wären sie dagegen gewesen, eine im Sinne Röhr's und Bretschneider's abgefaßte gemeinsame Ordnung des Gottesdienstes anzunehmen.

Dankbarkeit ließ die kreuznacher Superintendenten die Agende mit andern, günstigern Augen ansehen. Sie fanden nun doch, daß die Gebete und Formulare den alten lutherischen Kirchenordnungen nicht fremd seien, daß die liturgischen Gesänge wohl geeignet seien, die Gemeinde in eine erbauliche Stimmung zu versetzen, und daß das Kreuz ein uraltes echtchristliches Symbol sei. An die Spitzfindigkeiten des Unterschiedes in der Abendmahlslehre dachte Niemand. Ich kann in Wahrheit sagen, daß viele Geistliche sie nicht einmal kannten. Es genügte Allen, daß die biblischen Einsetzungsworte gesprochen wurden. Mehr Bedenken erregten reine Aeußerlichkeiten, z. B. die Form des Brots beim Abendmahl, eine Frage, worauf auch die geistlichen Mitglieder des Ministeriums so großes Gewicht legten, daß sie bei berliner Bäckern allerlei Probeformen anfertigen ließen, welche dann auf dem Grünen Tische zur nähern Prüfung und dissentirenden Besprechungen ausgebreitet wurden. — Sie nahmen die Agende an und gaben damit ein Beispiel, welchem sogleich viele Andere folgten; denn ihr Märtyrer

thum hatte ihnen Ansehen und Einfluß verschafft. Ihre Namen wurden nicht nur in Deutschland, sondern auch n Frankreich und England genannt. Die Broschüren „Für" gingen reißend ab, die Broschüren „Wider" wurden später als Maculatur verkauft, woran die koblenzer Käsekrämer lange Zeit genug hatten. Es dauerte nicht lange, so wurde die Agende von den meisten evangelischen Gemeinden in der Rheinprovinz angenommen und gebraucht. Von da an datirt sich die Belebung des christlichen Geistes in der Provinz. Niemand kann mehr die Methode der Einführung der Union und Agenden von Seiten der hochgestellten kirchlichen Organe in Berlin tadeln, als ich es von Anfang an gethan habe und noch thue; aber wirkungslos war sie nicht. Jener Superintendent, der sich die schwarzen Bockshaare angewünscht hatte, ließ sich nun doch bestimmen, und wurde auch, wie die Andern, decorirt, was er übrigens als Schulinspector wohl verdient hatte; denn seine kleinen hundsrücker Pferde kannten die Schulhäuser in den Dörfern, während andere Inspectoren, wenn sie mich begleiteten, selbst nicht wußten, wo die Schulhäuser standen. Die Leute dagegen, welche jetzt mit allen Mitteln der Sophistik darauf ausgehen, Union und Agende zu vertilgen, meinen es entweder nicht ehrlich, oder wissen nicht, was sie thun. Bei den Protesterklärungen von 1845 wurden Mehre ertappt, die weder ehrlich waren, noch wußten, was sie thaten, als sie das Bekenntniß zur „augsburger Confession für einen Papstdienst erklärten. Wie duckten und bückten sie sich, als der Minister Eichhorn ihnen ihren Standpunkt und die Motive, das Wesen

und den Zweck ihrer Proteste klar machte! Nichts half ihnen die gleißnerische Phrase: „Des jetzt regierenden Königs Majestät Friedrich Wilhelm IV., dessen genialem Scharfblick nichts entgeht, kennen das. Höchstderselbe und sein edler und weiser geistlicher Minister, Dr. Eichhorn, haben wiederholentlich öffentlich ausgesprochen den echtchristlichen Grundsatz: Der christlichen Kirche kann nur durch die Kirche geholfen werden!" Nichts half es ihnen, daß sie den seligen Schleiermacher zu ihrem Schutzpatron erhoben und sich für seine Schüler erklärten. Stahl schlug sie nieder mit seinen Sendschreiben, gründlicher und mit leichterer Mühe, als es ihm bisjetzt gelungen ist, ihre Nachfolger, welche unter der äußerst bedenklichen Fahne: „Gottes Wort, wie es im Bewußtsein der Gemeinde lebt", das Schlachtschwert zwischen die Zähne genommen, niederzuschlagen. — Doch das Alles wird später zur Beleuchtung und lebendigsten Anschauung kommen.

XV.

Schleiermacher's Besuch und Urtheile über die politischen Gegensätze der Zeit.

Wenn unsere Literaturgeschichtschreiber Schleiermacher dem Publicum mit dem Compliment vorstellen, daß er einer der größten Theologen und Philosophen gewesen sei, so scheint mir das eine Wahrheit, die Niemandem gesagt zu werden braucht und überdem die Bedeutung des Mannes nur einseitig trifft. Schleiermacher gehört hauptsächlich und zunächst zu den großen Regeneratoren der religiösen Seite des geistigen Lebens der deutschen Nation, d. h. derjenigen Seite, deren Verdunkelung oder Abschwächung auch die andere Seite verdunkelt und abschwächt. Zu einer Zeit, wo es in vornehmen und gebildeten Kreisen für unanständig galt, vom Pöbelglauben, d. h. vom christlichen, etwas Anderes laut werden zu lassen als Spott, wo des großen Königs Verse:

Tels sont mes sentiments, o profond d'Alembert!
Et entre Calvin, Ganganelli, Luther,
Je tâche en tolérant leur fougueuse séquelle
D'éteindre ou d'amortir la fureur de leur zèle

die Ueberzeugungen aller Gebildeten aussprachen, und der junge König von Preußen gesagt oder geschrieben haben soll: „Ist Fichte ein ruhiger Bürger und kein Jakobiner, so kann ihm der Aufenthalt in meinem Staate

ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag das der liebe Gott mit ihm abmachen, mir thut das nichts." Zu einer Zeit, wo Claus Harms, später der erste kühne und zugleich ehrliche Verkündiger der guten Sache des lutherischen Glaubensbekenntnisses, lehrte: „Der Heilige Geist ist gebunden an keine Zeit, an kein Geschlecht, an keine Religion, sondern in jeder Religion Das, wodurch sie sich wahr macht, worin ihre Gewalt besteht an den Gemüthern, womit sie der Gläubigen Seelen erfreut, aneinanderzieht und bindet." Ferner: „Wir suchen und fragen: Wer ist der Tödtende? Wer ist der Schaffende? Wer der Erhaltende? Die Gesetze der ewigen Ordnung, wer schrieb sie oben am Himmel, unten auf der Erde, jeglichem Wesen vor? Wer ist der über Alles? Der in Allem! Nicht tiefer drang der forschende Verstand, nichts Höheres hat jemals er ausgesprochen, dem auch das Herz willig huldigte, als: Natur ist Gott; Gott ist Natur!" u. s. w. Zu einer solchen Zeit war es, wo Schleiermacher mit seinen „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern" hervortrat. Die Wirkungen, welche diese Reden auf die Gemüther der Menschen machten, waren wunderbar und setzten selbst Menschen kältester Gleichgültigkeit in Erstaunen. „Diejenigen", sagt Neander treffend in einer seiner Abhandlungen, „welche damals zu dem heranwachsenden jüngern Geschlechte gehörten, werden sich erinnern, mit welcher Macht dieses in der Kraft jugendlicher Begeisterung von dem verkannten, unverleugbaren religiösen Elemente in der menschlichen Natur zeugende Buch auf die Gemüther der Ju-

gend einwirkte. Durch eine einseitig verständige oder speculative Richtung, durch einen einseitigen Ethicismus war Das, was das eigenthümliche Wesen der Religion als eines selbständigen Elements in der Natur ausmacht, in Vergessenheit gebracht worden. Schleiermacher schlug hier einen Ton an, der zumal in den Gemüthern der Jugend überall nachklingen mußte. Es wurden die Menschen in die Tiefen ihres Gemüths zurückgeführt, einen göttlichen Zug hier zu vernehmen, der, einmal hervorgerufen, sie über Das, was der Urheber dieser Anregung mit klarem Bewußtsein ausgesprochen hatte, hinausführen konnte."

Die „gebildeten" Verächter aller Religion wurden empfänglich nicht allein für Religion überhaupt, sondern hauptsächlich auch für das Christliche, und Schleiermacher selbst streute mit weiser Hand den Samen des Christlichen in die von ihm vorbereiteten Gemüther. Wie durch einen Zauberschlag hervorgerufen stand eine Schleiermacher'sche Theologen= und Predigerschule da, die im Geiste des Meisters nach allen Seiten hin wirkte, und auch das Gebiet der confessionellen Theologie wieder belebte. Eben jener Claus Harms wurde durch Schleiermacher geweckt. Hätte Schleiermacher, anknüpfend an den Kirchenglauben Calov's, Quenstedt's, Baier's u. s. w., wieder ins Leben rufen wollen, was Lessing und die andern starken Geister mit Füßen in den Staub getreten, er hätte nicht die mindeste Wirkung hervorgebracht, wäre vielmehr verspottet worden. Was soll man nun dazu sagen, wenn unsere heutigen Symboleiferer diesen Mann, der sich selbst in der letzten Stunde seines Lebens in

christgläubiger Erhebung seiner Seele das heilige Abendmahl reichte, zu den Ketzern, ja zu den Ungläubigen rechnen?

Mit dieser religiösen Wiederbelebung der Gemüther bereitete der in der That große Mann auch die patriotische Erhebung vor, welcher das deutsche Vaterland seine Befreiung von dem schrecklichsten und drückendsten Joche der Knechtschaft, welchem es je den Nacken zu beugen gezwungen war, zu verdanken hat. Und nicht bei der Vorbereitung ließ er es bewenden, sondern war auch der Ersten und Kühnsten einer, die gleich nach der Niederlage bei Jena den Muth der That weckten und stärkten. Die neue Universität zu Berlin selbst, zu deren Gründern Schleiermacher gehört, war eine große tief und weit wirkende Anstalt für die Wiederbelebung des niedergetretenen deutschen Nationalbewußtseins. Doch diese Dinge sind bekannt genug, und überdem der gegenwärtigen Generation fast gleichgültig geworden. Ich erwähne ihrer auch nur, um zu zeigen, daß mir die große Bedeutung des Mannes wohl bekannt war, als er mir die Ehre seines Besuchs in Kreuznach erwies. Was ihn dazu veranlaßt weiß ich nicht, wahrscheinlich aber war es mein Verhältniß zu dem Professor Bercht, welches ihn auf einer Rheinreise in Bingen auf den Gedanken brachte, mit seinen ihn begleitenden jungen Freunden, den beiden Wecker und dem Theologen Lücke *),

*) Wenn mich mein Gedächtniß nicht sehr täuscht, waren es diese drei Herren; ganz gewiß weiß ich es nicht, weil Schleiermacher's Persönlichkeit meine Aufmerksamkeit so in Anspruch nahm, daß ich auf die seiner Begleiter wenig achtete.

zu Fuße einen Abstecher nach Kreuznach zu machen, wozu denn wol auch das schöne Nahethal einen Anreiz gegeben haben mag. Es ist dem Volksstamm, dem ich angehöre, nicht eigen, daß sie in Verwirrung und Verlegenheit gerathen, wenn ein hochgestellter oder berühmter Mann unversehens ihr Haus betritt; ich war vielmehr freudig überrascht, den Mann so ganz unerwartet in meinem eigenen Hause vor mir zu sehen, den ich schon in Heidelberg als „einen hellglänzenden Stern erster Größe" hatte preisen hören und von dessen Ruhm alle Briefe meiner akademischen Freunde voll waren. In solcher Stimmung empfing ich ihn. Es war am Vormittage eines schönen Sommertags. Meine noch kinderlose und ganz sorgenfreie Frau hatte schon in Frankfurt zu viel mit berühmten Männern verkehrt, als daß sie in die geringste Verlegenheit hätte kommen sollen. Sie sorgte sogleich für ein erfrischendes Frühstück, wie es passender und schneller kein fürstlicher Speisemeister hätte zur Stelle schaffen können; denn sie war zufällig durch die Freundlichkeit eines bremer Freundes mit den edelsten Sorten der griechischen, italienischen, französischen und deutschen Weine versehen. Bei dem heitern Gespräche, welches sich sogleich entwickelte, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich nach dem Zwecke seiner Reise zu erkundigen. „Den schönen Tag so heiter und genußreich, als es Menschen vergönnt ist, zu vollbringen, ist unser Zweck", antwortete er, „und wir sind eben mitten in der Erfüllung dieses Zwecks." „Wollen Sie mich zum Führer für den übrigen Theil des Tags annehmen?" „Ja", erwiderte er, „zum Chorführer unter der Bedingung, daß Sie die

Kosten tragen." „Das ist der Chorführer alte mir wohlbekannte Pflicht", antwortete ich, „für deren möglichst vollkommene Erfüllung ich meine Frau zum Bürgen stelle. Sehen Sie da die Schlucht", fuhr ich fort, „und dort die Bergeshöhe in hellem Sonnenglanze? Auf diese Höhe will ich Sie führen, wenn Sie einstimmen, und Ihnen zeigen, welche Wunder hinter dieser Schlucht unsern Augen sich verbergen." Aus den Fenstern meiner Wohnung hatte man nämlich eine freie, damals noch nicht verbaute Aussicht nach dem schönen Salinenthale hin. Schleiermacher ergriff mit Freuden den Vorschlag und wir begaben uns sogleich auf den Weg. Unterwegs erzählte ich ihm eine Geschichte, die ihn so zum Lachen reizte, daß er in ein dauerndes mich fast besorgt machendes Husten gerieth. „Selten", sagte ich, „ist mir in meinem Leben eine so freudige Ueberraschung zutheil geworden als heute durch Ihren Besuch, und an dieser Freude hat die Ehre, durch deren trügerische Vorstellung einmal sogar Goethe bestimmt wurde, seine Feder niederzulegen und seinen Schlafrock abzuwerfen, nicht den mindesten Antheil. „Wie so?" fragte er. „Kennen Sie den Dr. Müller in Bremen?" „Ich erinnere mich von ihm gehört zu haben." „Nun", sagte ich, „dieser Dr. Müller wurde einmal von dem Verlangen ergriffen, Goethe's Antlitz zu schauen und einige Worte aus seinem Munde zu hören. Er reist nach Weimar, hört aber dort, daß Goethe beschäftigt sei und nur hohen Personen den Zugang gestatte. Aus dieser Mittheilung macht sich Dr. Müller einen Paß. Er geht in Goethe's Haus und läßt sich als Professor Schleiermacher aus Berlin melden. So-

fort wird er in das Empfangszimmer geführt und nach kurzer Zeit tritt Goethe ein. — «Verzeihen Ew. Excellenz», spricht Müller, «die fromme List eines von übermächtiger Sehnsucht ergriffenen Herzens, den großen Mann, Deutschlands Licht und Leben, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich bin nicht der Professor Schleiermacher von Berlin, sondern nur der Dr. Müller aus Bremen; aber man sagte mir, nur berühmte Personen würden vorgelassen, und ich bin von Bremen hierhergereist, um meines Herzens Sehnsucht zu stillen.» Goethe, bei dem doch das Komische der Sache den Verdruß überwiegen mochte, antwortete freundlich und lud ihn auf den Abend zum Thee ein." Diese Geschichte war es, die meinen Gast so sehr zum Lachen reizte. Auf dem allmälig ansteigenden Wege stand er oft still, sah sich nach allen Seiten hin um und that mehr Fragen, als ich beantworten konnte. Besonders interessirten ihn die Ruinen auf dem Berge oberhalb der Stadt. — „Das sind die Trümmer", erklärte ich, „des uralten Bergschlosses Kauzenberg, dessen Ursprung unbekannt ist, das aber wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert stammt; denn schon im 13. Jahrhundert war es eine feste Burg der Grafen von Sponheim und blieb eine haltbare Festung, bis die Franzosen sie 1689 zerstörten." — Warum die Ruine den seltsamen Namen Kauzenberg führe, konnte ich ihm nicht beantworten. — Unter solchen theils befriedigten, theils unbefriedigten Fragen gelangten wir in die Nähe des Standpunkts, wo sich dem Auge die herrlichste und mannichfaltigste Aussicht darbietet. Ich führte ihn mit verbundenen Augen hinauf. Als nun die Binde

weggenommen worden und er auf einmal von der einen Seite die schroffen Felsenwände, die zerstörten Burgen, die lieblichen halbversteckten Thäler, die Waldgebirge des Hundsrück, von der andern Seite die weite Ebene nach dem Rhein hin bis in die Pfalz hinein überschaute, war er bis zum Verstummen überrascht. Die Fülle und Mannichfaltigkeit der Naturschönheiten schienen sein tiefes Gemüth in eine schweigsame religiöse Stimmung zu versetzen. Die Denkmäler der deutschen Geschichte, der Rheingrafenstein, die Ebernburg, lösten dann seine beredte Zunge und führten ihn auf Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten. Hier war er ganz zu Hause, that keine Fragen, sondern beantwortete Fragen.

Wir fanden bei unserer Rückkehr den Tisch gedeckt und nahmen befriedigt und etwas ermüdet sogleich Platz. Wenn die Speisen auch nicht so gut zubereitet gewesen wären, als sie es wirklich waren, so würde der Hunger sie gewürzt haben. An edeln Weinen fehlte es nicht und noch weniger fehlte es Schleiermacher an Aufgelegtheit, den angeregten Strömungen seines reichen Geistes freien Lauf zu lassen. Das Gespräch wendete sich bald zu den Gewaltschritten der damals in Berlin allmächtigen demagogischen Umtriebepartei. Einer der drei Begleiter erzählte von einer dahin gehörigen lächerlichen Dienstbeflissenheit eines namhaften Mannes und schloß die Geschichte mit der Bemerkung, daß sich wol nicht leicht Jemand ein vollgültigeres testimonium paupertatis ausstellen könne. „Ich wenigstens", sagte Schleiermacher, „erkenne es als vollgültig an, und bin gern bereit, dem Manne das Collegium umsonst zu lesen." „Der Mann",

fiel ich ein, „ist nicht zur Stelle; da Sie aber so bereit sind, Bettlern am Geiste umsonst Collegien zu lesen, so erbarmen Sie sich meiner. Ich bekenne, daß ich nichts Rechtes weiß von dem berliner Parteiwesen, und nichts von den Personen des mir vorgesetzten Ministeriums, daß ich überhaupt ein vollkommener Neuling in preußischen Dingen bin." — „Was Ihr Ministerium angeht", erwiderte Schleiermacher lachend, „so ist das bald abgemacht: es fängt mit Οὐδέν (Uhden) an und hört mit Μηδέν (Meden) auf. Der wackere Süvern hat den Muth verloren und ist vor Aerger gelb geworden." In dieser kurz und scharf charakterisirenden Weise ging er die Einzelnen der Reihe nach durch. Am schlimmsten kam eines der noch lebenden damaligen Mitglieder weg. Seine Urtheile über das Parteiwesen in Berlin kann ich nur im Allgemeinen und mit Weglassung der Personennamen wiedergeben.

Schleiermacher war noch ganz erfüllt von dem Geiste, der jenen Kreis von Männern beseelte, die nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die Lebensfrage der deutschen Nation so tief empfanden und so mächtig anregten. Er selbst war, wenn nicht der bedeutendste, doch einer der bedeutendsten dieser Männer. Die Erfolge der nationalen Erhebung, die *sie* ursprünglich bewirkt, und dann des Muths, den sie nach allen Seiten hin belebend weiter verbreitet hatten, gingen weit über ihre kühnsten Hoffnungen und Erwartungen hinaus. Als nun die große mit Strömen von Blut gewonnene Errungenschaft vor ihren staunenden Augen sich als eine Wirklichkeit darstellte, da glaubten sie, nun

endlich sei nach Jahrhunderten politischer Zerrissenheit und Verkommenheit ein gesunder und fester Boden dem deutschen Volke für die solange ersehnte nationale Wiedergeburt von der Vorsehung dargeboten. Den Uebergang von dem Widerwärtigen und Unzuträglichen, was bis dahin bestanden, zu Dem, was ihrer Idee nach entstehen sollte, mögen sie sich wol nicht klar gedacht haben; aber daß das Alte sich mit solcher Energie und mit solchem Erfolge wieder hervordrängen würde, das hatten sie nicht erwartet. Daraus kann man sich den Geist der Opposition erklären, der diese Männer von da an ergriff und einige von ihnen über die Grenze der Besonnenheit hinaustrieb, alle aber mit großem Hasse und tiefster Verachtung gegen Die erfüllte, welche sich zu Werkzeugen einer abermaligen Knechtung der Nation herzugeben schienen. Schleiermacher und seine Freunde zweifelten keinen Augenblick daran, daß ein Königthum von Gottes Gnaden die allein ersprießliche Form eines freien und gerechten Zusammenlebens sei, weil in dieser Form Freiheit und Gerechtigkeit am sichersten ihre vernünftige Wahrheit und ihre nothwendigen Grenzen fänden. Gegen die Person des Königs war Schleiermacher, wie alle Preußen, voll aufrichtiger Verehrung; man war vollkommen überzeugt, daß all sein Dichten und Trachten nur auf das wahre Wohl und die möglichste Freiheit seiner Unterthanen gerichtet sei; aber der Sicherheit und Selbständigkeit seines politischen Urtheils traute man nicht in demselben Maße. Man glaubte, daß einige Männer, die sich sein Vertrauen zu erwerben gewußt, ihm eine möglichst schwarze Vorstellung von dem revo-

lutionären Geiste der Jugend und ihrer Lehrer, der alten Tugendbündler und anderer politischer Phantasten beizubringen gesucht, um eine Vollmacht zur Rettung des gefährdeten Staats zu erschleichen. Man glaubte ferner, daß von Rußland und von Oestreich her, in Verbindung und nach Verabredung mit jenen Männern, zu demselben Zwecke auf den König eingewirkt worden sei. Man glaubte endlich, daß eben diese Männer, nachdem sie die gewünschte Ermächtigung erlangt, in ihren Berathungen zu der Ueberzeugung gelangt seien, daß der Zweck einer radicalen Entwurzelung des demagogischen und revolutionären Geistes nur durch ein energisch durchgreifendes Verfahren zu erreichen sei, und daß man durchaus keine Rücksicht auf frühere Verdienste vor und während der Freiheitskriege, auf nationale Lieblingsnamen und dergleichen nehmen dürfe, sondern Jeden ohne Ausnahme packen und niederwerfen müsse, der nur irgendwie in näherer oder entfernterer Verbindung mit den demagogischen Umtrieben stehe oder gestanden habe. So zu verfahren, sei auch beschlossen worden, und wie einst Jakob II. von England sich seinen Jeffreys ausgesucht, so hätten auch diese Männer in der Person des Herrn von Kamptz den für sie passenden Mann gefunden. Aber „sie gehen auf Pulver und ein Funke kann sie in die Luft sprengen". Wenn ich mich recht erinnere, fielen auch die Worte: „ein ungeheuer großes Maul und eine freche Stirn, doch nur ein klein Gehirn", wo denn auch die Idee einer Schleuder mit dem Stein aus dem Bache nahelag. Daß Schleiermacher einen solchen Schleuderwurf wirklich gethan, erfuhr ich von dem Minister Eich-

horn. Ich konnte aber die angedeutete Schrift, die Eichhorn selbst gelesen, weder bei den Personalacten Schleiermacher's in dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, noch bei denen in dem Ministerium des Innern und der Polizei finden, sondern nur Spuren herausgenommener Schriftstücke entdecken.

Schleiermacher hielt geheime Verbindungen von Jünglingen und Männern nur für gerechtfertigt, wenn es gegen auswärtige Unterdrücker des Vaterlandes gehe, und tadelte entschieden die hier und da auftauchenden Versuche zu Nachahmungen des alten Tugendbundes. Er war der Meinung, daß das deutsche Volk mit der Befreiung von der Fremdherrschaft eine politische Gesinnung gewonnen habe, in welcher das Treiben des „abominabeln Complots in Berlin und in Wien" seine Schranken finden werde. Er meinte damit Das, was Görres die Eine große Verschwörung nennt, die ihre weitläufigern Verzweigungen über ganz Deutschland durch alle Stände, Alter und Geschlechter hin verbreitet; die murrend an jedem Herde sitzt, auf Märkten und Straßen sich laut ausspricht; die ohne Zeichen sich in allen ihren Gliedern leicht erkennt, ohne geheimen Obern und ohne Antrieb aus einer Mitte heraus doch im besten Einverständniß stets zusammenwirkt. Die mit viel Tausen doffenen Augen ins Verborgenste hineingeschaut, und der viel Tausend Arme stets zugebote stehen: jene Verschwörung nämlich, in der das entrüstete Nationalgefühl, die betrogene Hoffnung, der mishandelte Stolz, das gedrückte Leben, sich gegen die starre Willkür, den Mechanismus erstorbener Formen, das fressende Gift bewußtlos gewor-

dener despotischer Regierungsmaximen, die das Verderben der Zeiten ausgebrütet, und die Verstocktheit der Vorurtheile verbunden haben, und die mächtig und furchtbar, wie nie eine andere, wachsend mit jedem Tage in Macht und Thätigkeit, ihr Ziel so sicher erlangen werde, daß die Gefahr nicht aufs Hintenbleiben, wol aber aufs Ueberschnellen stehe.

So ungefähr waren damals die politischen Zeitanschauungen Schleiermacher's und seiner Freunde. Daß Stein ihnen nicht fernstand, ist jetzt bekannt genug. Die Geschichte hat zwar anders entschieden, als diese Männer dachten, zugleich aber auch bewiesen, daß ihren Vorstellungen doch ein neues dauerndes nationales Lebenselement zugrunde lag, welches noch jetzt in lebendigster Thätigkeit fortwirkt. Bei Schleiermacher bemerkte ich noch ein eigenthümlich wehmüthiges Verwundern darüber, daß das Complot so viele dienstbare Geister finde.

Keinen andern Tag meines Lebens hat eine solche Fülle des Geistes durchströmt, als diesen Tag des Schleiermacher'schen Besuchs. Es war 6 Uhr geworden. Er wollte seinen Reiseplan nicht ändern, sondern bestand darauf, noch an demselben Tage zu Fuße nach Bingen zurückzugehen. Ich begleitete ihn und seine jungen Freunde bis Laubenheim. Auf diesem Wege fragte ich ihn, ob er sich eines jungen Lübeckers, Namens Krohn, erinnere. „Der sich im Thiergarten erschossen hat? Allerdings, ich habe ihn einige male gesehen. Er schien trübsinnig und war immer in sich selbst verloren." Als ich ihm nun das Wesentlichste der innern Geschichte des

Jünglings mittheilte, schien er betroffen. „Hätte ich das gewußt, dann hätte ich ihn vielleicht retten können; denn Niemand kennt solche Zustände besser als ich. Es ist etwas Wunderbares mit dem hier und dem da", sagte er, auf Kopf und Herz zeigend. „Die Wahrheit meines Herzens ist Christus, aber mein Geist ist unablässig auf das Erforschen der Dinge gerichtet, und schaudert nicht zurück vor der Tiefe der Gottheit, und dabei komme ich nie in einen fühlbaren Widerspruch mit der Wahrheit meines Herzens, meines innersten Lebens." — Ob wol auch Die, welche das Christliche mit den Symbolen messen und Alle ausschließen, die diesem Maße nicht gerecht sind, in Wahrheit sagen können: Christus ist meines Herzens Wahrheit? Dann erzählte Schleiermacher von seiner Erziehung in Niesky und dem frommen Leben der Brüdergemeinde, unter welchem er aufgewachsen. Ich ließ das Wort „Pietist" fallen und er lehnte es nicht ab. „Das Leben des Herrn, nicht diese oder jene Confession oder Glaubensformel ist das Licht der Menschen", war seine Meinung, und wer die 400 gedruckten Predigten Schleiermacher's aus den verschiedensten Zeiten durchlesen will, wird finden, daß die Worte: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen", den Mittelpunkt seines religiösen Ideenkreises bilden. Unter den vielen Geistlichen, die sich seine Schüler nennen oder nannten, habe ich nur wenige gefunden, die wirklich Schüler seiner Geistes und Herzens waren, wol aber viele, die aus den Worten: „Christus gestern und heute u. s. w." Pfeile gegen den Mann schmiedeten, der ein wirklicher und wahrhaftiger

Freund Schleiermacher's war, und seines Geistes Früchte gründlicher kannte als irgendeiner jener Protesterklärer, Lachmann nicht ausgenommen.

XVI.

Zustände und Verhältnisse des Gymnasiums.

Ich muß mich selbst darüber wundern, wie auswärtige Aeltern einer Anstalt, die unter so ungewöhnlich heftigen innern und äußern Stürmen und Störungen ihr Dasein errungen hatte, ihre Kinder anvertrauen konnten. Gleichwol geschah es. Nicht allein Prediger und Beamte der Umgegend, für welche das Gymnasium eigentlich bestimmt war, sondern auch Generale, Standesherren und andere hochgestellte Personen schickten ihre Söhne, sodaß die Anstalt in kurzer Zeit eine bedeutende Frequenz und einen Ruf nach außen hin erlangte. Der innere Werth derselben entsprach diesem Rufe nicht, wol aber waren alle Kräfte in gespannter Thätigkeit, den Ruf zu verdienen und das Vertrauen der Aeltern nicht zu täuschen. Es waren meistens junge, zum Theil noch ganz ungeübte Kräfte, aber unter ihnen junge Männer von soliden Kenntnissen, strebsam und ehrgeizig. Unter den ältern, oder etwas ältern, zeichneten sich aus der Lehrer der

Mathematik, Professor Grabow, dessen ich schon gedacht habe; der Oberlehrer Petersen, ein Schüler Heinrich's, als philologischer Lehrer höhern Ranges; Oberlehrer Eichhoff, ein junger Mann aus dem Nassauischen, auf welchen Matthiä mich aufmerksam gemacht hatte, der mit einer für seine Jahre seltenen philologischen und philosophischen Bildung eine Gesinnung verband, die seine pädagogische Wirksamkeit bald über die aller Andern emporhob; Lehrer Presber, der mit großer Treue und Gewissenhaftigkeit und mit unermüdlichem Fleiße den Knaben die Regeln der lateinischen und griechischen Grammatik einprägte; der jetzige Director des Friedrich-Wilhelmsgymnasiums in Köln, Knebel; endlich der Lehrer Nänny, der als Elementarlehrer Alle ohne Ausnahme hinter sich ließ, die ich später kennen lernte. Mit solchen Kräften ließ sich schon etwas anfangen. Bei der Leitung derselben war mein mir schon in Bremen klar gewordener Grundsatz, daß Jeder nur Das lehren solle, was er selbst gründlich gelernt habe, nicht mancherlei oberflächlich Gelerntes. — Candidaten des höhern Lehramts, die damals wegen des großen Mangels an Lehrern anspruchsvoller waren als jetzt, entfernte ich, wenn sie mit dem angewiesenen Wirkungskreise nicht zufrieden waren, oder sorgte dafür, daß sie zur Universität zurückkehren und weiterstudiren konnten, wenn sie nicht gut gesattelt waren. Letzteres begegnete namentlich einem feurigen jungen Manne, der jetzt ein rühmlichst bekannter Gymnasialdirector ist. Derselbe hatte eine gelehrte Abhandlung über Homerische Häuser geschrieben, stand aber nicht fest in den Conjugationen. Wie meiner Ueberzeu-

gung nach ein Lehrer nicht Vielerlei zu lehren haben sollte, weil das die Kräfte zerstückelt und zerstreut, so hielt ich es auch nicht für zweckmäßig, ihn mit einer zu großen Anzahl von Lehrstunden zu belasten, weil das zu einem handwerksmäßigen Schlendrian führt, welcher das geistige Leben niederdrückt, statt zu heben. Besondere Stunden für Logik, die man sehr wünschte, ließ ich nicht zu, weil ich glaubte, daß das Praktische davon bei der Lectüre der Classiker und bei den Stilübungen besser gelehrt werden könne. Ebenso schienen mir besondere Stunden für Alterthümer überflüssig, zumal es an Kupferwerken fehlte. Geschichte und Geographie wurden auf wenige wöchentliche Lehrstunden beschränkt, die Geographie vorherrschend den beiden untern Classen zugewiesen, die alte Geschichte in Verbindung mit Geographie der mittlern Classe, die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit den beiden obern Classen, ebenfalls in Verbindung mit der Geographie. Dagegen wurden Kräfte und Zeit hauptsächlich den beiden alten Sprachen und der Mathematik gewidmet. Daß der große Einfluß anerkannt wurde, welchen die Mathematik auf Ausbildung des Geistes übt, gefiel besonders den Generalen von Thielemann und von Müffling, die ihre Söhne der Anstalt anvertraut hatten, und andern Männern des praktischen Lebens. Ich benutze diese Gelegenheit, hier ganz kurz zu bemerken, wie über den mathematischen Unterricht an Gymnasien ein Sachverständiger damals urtheilte. „Unstreitig“, heißt es in der mir gemachten Mittheilung, „muß man einer Wissenschaft für die Jugendbildung einen großen Werth beilegen, durch welche zwei große Gegen-

stände der Erkenntniß, Physik und Chemie, jene erst vor einem Menschenalter in allen ihren Verzweigungen aus der Trübung erhellt, diese erst in unserm Jahrhundert aus dem Chaos hervorgezogen. Und eben Physik und Chemie, sowie überhaupt die verwandten Naturwissenschaften, deren Verbindung unter sich und mit der Mathematik immer deutlicher hervortritt, sind es, von denen man gewiß nicht mit Unrecht behaupten darf, daß kein anderes Studium in unserer Zeit mehr Köpfe und bessere belebt, daß kein anderes so sehr von den Regierungen gefördert zu werden verdient, und daß sie die hellsten Mittelpunkte sind, um welche sich die großen Vereine der Gelehrten in den Hauptstädten sammeln. Was daher so sehr an der Zeit ist, das kann unbemerkt nur vor dem Blinden vorübergehen; der Umsichtige aber wird sich freuen, wenn er in dieser großen Bestrebung der Zeit zugleich einen kräftigen Hebel der Erziehung anerkannt sieht. Jeder Verständige aber kann eine solche Kraft in der Mathematik leicht finden. Denn wie sollte es nicht zu erwarten sein, daß eine Disciplin, welche bei jedem Satze die Urtheilskraft in Anspruch nimmt, auch das Urtheilsvermögen schärfe; wie sollte der Erzieher nicht hoffen dürfen, daß der Zögling der Mathematik, der bei jeder Stelle es sich zum Bewußtsein bringen muß, woher und durch welche Reihe er auf diesen Punkt gekommen, der die möglichen Richtungen zu überlegen hat, welche weiterführen, ehe der nächste Schritt gethan wird — daß dieser Zögling überall in Wissenschaft nicht phantastisch, in ernsten Angelegenheiten des Lebens nicht tändelnd oder unstet erscheinen werde. — Möge daher die

Philologie, ihr altes wohlerworbenes Recht auf Schulen beibehaltend, die Mathematik aufnehmen, ihr Pflege gönnen und Raum lassen, soviel ihr nöthig ist. An vier Stunden wöchentlich ist es genug."

Wer diese in kurzer Zusammenziehung gegebenen Ansichten prüft, wird sie gewiß wahr und treffend finden. Ich wenigstens habe mich von denselben als Gymnasialdirector stets leiten lassen. Aber so wie ich, haben wahrscheinlich auch die meisten andern Directoren mit einem bösen Conflict zwischen Mathematik und Philologie zu kämpfen gehabt. Der Grund liegt in der Natur der Sache. Sprachkenntnisse und Mathematik gehen in der Schule nicht gleichen Schritt und nehmen verschiedene Geisteskräfte in Anspruch. Mathematik kann nur von Lection zu Lection in ununterbrochen fortschreitender Klarheit des Verständnisses gelehrt werden, während es bei den Sprachen mehr auf ein Ansammeln aus einem vorliegenden ganz fertigen Stoffe ankommt, sodaß, was auf einer Stufe des Unterrichts etwa versäumt oder wieder vergessen ist, auf der andern leicht nachgeholt werden kann. Dazu kommt, daß Talente für Sprachen, Geschichte, Geographie viel allgemeiner sind als Talente für Mathematik. Lebhafte, flatterhafte Knaben, die selten ihre Aufmerksamkeit dauernd auf einen Gegenstand zu richten vermögen, kommen oft zu Sprachkenntnissen, man weiß nicht wie; in der Mathematik, wo Verstand und Urtheilskraft thätig sein müssen, bringt man sie oft mit allen Mitteln der Güte und der Strenge keinen Schritt vorwärts. Dagegen findet man Knaben, deren geistige Thätigkeiten mehr nach innen gerichtet sind, die

träumerisch aussehen, weil sie jeden Faden vermöge ihrer geistigen Natur bis zu Ende ausspinnen müssen — Knaben dieser Art machen oft überraschende Fortschritte in der Mathematik, während ihnen in den Sprachen Alles wirre und bunt durcheinanderläuft. Nun werden aber die Bildungsstufen und Classeneintheilungen unserer Gymnasien nach Sprachkenntnissen bemessen. Da tritt denn oft der Fall ein, daß ein Schüler in den Sprachen z. B. vollkommen reif für Tertia ist, aber in der Mathematik nicht einmal den Foderungen der Quarta ganz genügen kann. Wollte man nun diesen Schüler doch nach Tertia setzen, so wäre er für die Mathematik verloren; wollte man ihn in Quarta zurückhalten, so würde man zugrunde richten, was im erfreulichen Gedeihen ist. Dies ist der leidige Conflict, der nicht selten noch dadurch geschärft wird, daß der mathematische Lehrer kein richtiges Urtheil für die philologischen Wissenschaften, der philologische kein richtiges für die mathematischen hat. Dem Uebel, welches störender in das ganze Unterrichtswesen der Gymnasien eingreift, als man gewöhnlich glaubt, läßt sich nur dadurch ausweichen, daß man besondere Curse für den mathematischen Unterricht einrichtet. In der Geschichte und Geographie kommt es bei Versetzungen weniger auf scharfe Abgrenzungen an, weil auch in diesen Wissenschaften sich Gleichartiges zu Gleichartigem fügt und oft der Fall eintritt, daß ein Schüler, der in Tertia zu den Letzten gehörte, in Prima in erster Reihe steht.

Die bezeichneten Lehrkräfte und die gegebene Ordnung ihrer Wirksamkeit hätten indessen doch so günstige und

theilweise glänzende Ergebnisse nicht hervorbringen können, als wirklich hervorgebracht wurden, wenn unter den Schülern sich nicht ungewöhnlich viele Knaben von Talent, Lernbegierde und freiwilligem Fleiße gefunden hätten. Es ist unglaublich, wie rasch gute Lehrer begabte Schüler, die selbst eifrig vorwärtsstreben, fördern können. Beispiele dieser Art waren an dem kreuznacher Gymnasium, besonders während der ersten Jahre, nicht selten und trugen nicht wenig dazu bei, den Ruf der Anstalt über die nächsten Umgebungen hinaus zu verbreiten.

Ich selbst war dabei nicht auf Rosen gebettet. Es gibt keine schwierigere mit mehr Unruhe und Aerger verbundene Stellung als die eines Gymnasialdirectors. Er hat es mit den Vorgesetzten, mit den Lehrern und mit den Aeltern der Schüler zu thun, und wird fast täglich bald von der einen, bald von der andern Seite, oft in ärgerlichster Weise, in Anspruch genommen. Die Aeltern haben ein Recht, sich in allen ihre Kinder betreffenden Angelegenheiten an den Director zu wenden. Auswärtige Aeltern können dies nur schriftlich thun, und werden durch allerlei Beschwerden und Mittheilungen ihrer Kinder bald über diesen, bald über jenen Lehrer nur zu oft veranlaßt, den Director um Auskunft oder Abhülfe anzugehen, was denn Viele eben nicht in feiner, ja mitunter wol auch in leidenschaftlicher und roher Weise thun. Da hat denn der Director häufig Aeltern zu berichtigen und zu beschwichtigen, Lehrer zu Vorsicht und Selbstbeherrschung zu ermahnen, Schüler wegen lügenhafter Angaben zu bestrafen. Noch schlimmer ist er mit

vielen in der Stadt selbst wohnenden Aeltern daran, die jeder Klatscherei über Lehrer und Vorfälle in der Schule die Ohren weit öffnen, zumal wenn sie ohnehin gegen den einen oder andern Lehrer aus irgendeinem Grunde, z. B. wegen einer ihnen oder ihren Frauen und Töchtern erwiesenen Unaufmerksamkeit, Groll hegen. Um von den vielen mir vorgekommenen Fällen nur einen anzuführen, so kam einmal ein Bürger zu mir und beschwerte sich in leidenschaftlichster Heftigkeit über eine seinem Sohne von dem Lehrer Knebel zutheil gewordene Züchtigung. Ich suchte ihn zu beruhigen und versicherte ihn, daß ich die Sache untersuchen und dem betreffenden Lehrer, falls er dem Knaben Unrecht gethan, die verdiente Zurechtweisung zukommen lassen würde. Damit nicht zufrieden, schrieb er mir am folgenden Tage einen Brief, worin er mir anzeigte, daß sein Sohn infolge der erhaltenen Schläge krank daniederliege und daß er sich veranlaßt sehe, bei dem königlichen Ministerium Beschwerde zu führen. Ich ersuchte sogleich den Kreisphysikus, den kranken Knaben zu besichtigen und amtlich festzustellen, inwiefern die Krankheit eine Folge der erlittenen Züchtigung sein könne. Der Kreisphysikus, der ebenfalls Söhne im Gymnasium hatte, die mitunter gezüchtigt worden waren, drückte sich zweideutig aus und sagte unter Anderm, der Knabe habe vorher blühend ausgesehen, was der Wahrheit nicht gemäß war. Es kam zu Untersuchungen von Seiten der vorgesetzten Behörde, die nach hin- und hergegangenen Berichten und Verfügungen endlich entschied: daß die vorgebliche Mishandlung des Quartaners N. N. keineswegs so bedeutend

gewesen, um ihr eine weitere Folge zu geben. In ähnlicher Weise verfuhren auch Andere, namentlich der Vater eines auswärtigen Schülers, ein mit Recht berühmter heidelberger Universitätsprofessor, der mir sogar in seinem zu sehr gehobenen Selbstgefühle mit der Bemerkung drohte, daß der Minister von Altenstein sein guter Freund sei. Diesen wies ich zurück, wie er es verdiente. Altenstein's Freundschaft für ihn hat mir nicht im mindesten geschadet; aber der verdienstvolle Professor erlebte an seinem Sohne großen Jammer.

Noch viel quälerischer und beunruhigender für mich war das Verhältniß zu den Lehrern. Es kann keinen verführerischern Ort für junge Leute geben als Kreuznach, wie es damals war. Der heitere gesellige Sinn der Einwohner, der wohlfeile und, wie die Pfälzer sagen, siffige Wein, die schöne Gegend, Alles fodert zu Lebensgenuß in munterer Geselligkeit auf; jeder Weg außerhalb der Stadt führt zu einem Wirthshause, wo man solche muntere Gesellschaft zu siffigem Wein findet. Nun waren aber die Lehrer fast alle junge und zum Theil noch sehr junge Männer. Ich selbst war auch noch nicht lange eines Rasirmessers bedürftig geworden; aber mein von Natur ernsterer Sinn und das Amt, welches ich übernommen, machte mich zu einem vielleicht zu strengen Sittenrichter und ließen mich besonders scharf die pädagogische Aufgabe der Anstalt empfinden. Ich betrachtete mein Amt als ein mir anvertrautes Heiligthum, als ein Stücklein des königlichen Amts, indem ich mir das preußische Königthum als eine mittels des Organismus des Regierungs- und Beamtenwesens durch

den ganzen Staat waltende sittliche Macht dachte, deren heiligste Aufgabe das Bildende und Erziehende der aufwachsenden Generation sei. Und so glaubte ich denn Nachlässigkeiten im Dienste, sittliche Ausschweifungen und subordinationswidriges Benehmen durchaus nicht leiden zu dürfen. Aber gerade in diesen drei Beziehungen hatte ich die härtesten Kämpfe zu bestehen. Einer der Lehrer, der viele Ansprüche machte, aber wenig leistete, verweilte oft zu lange im Wirthshause und ließ sich dann am andern Morgen krank melden. Das geschah häufig, nicht selten wöchentlich zwei bis drei mal. Ich machte ihn mündlich und schriftlich mit steigendem Ernste darauf aufmerksam, daß er dadurch nicht allein die ihm zugetheilten Unterrichtsgegenstände zurückgehen lasse, statt sie mit allem Eifer zu fördern, sondern auch eine höchst nachtheilige Störung und Unordnung in dem Gange des ganzen Gymnasialunterrichts herbeiführe. Ich ging soweit, ihm vorzuhalten, daß es für das Gymnasium besser sei, er lasse sich von seinen Lehrstunden ganz dispensiren, als daß er die festgesetzte Ordnung, deren strenge Beobachtung von Seiten der Lehrer ein wesentlicher Theil der Schülererziehung sei, so häufig störe. Es half Alles nichts. Er verließ sich auf einen mächtigen Freund in Berlin, und in der That ging mir von daher auch der Wunsch zu, ihn möglichst zu schonen. Das Uebel war aber zu groß, als daß ich es hätte bestehen und fortwuchern lassen können. Die vorgesetzte Behörde mußte mich entweder meiner Verantwortlichkeit entheben, oder durchgreifende Maßregeln in Anwendung bringen. Letzteres geschah. Die Unannehmlichkeiten, welche die Ver-

handlungen darüber begleiteten, waren außerordentlich groß, und noch größer und schmerzlicher die, welche aus dem Ergebnisse für mich hervorgingen; denn die Familienverbindungen des betreffenden Mannes erstreckten sich weit, und unter Denen, welche Partei für ihn nahmen, befanden sich Männer von nicht geringer Bedeutung.

Ein Anderer strauchelte wiederholt auf sittlichem Gebiete und that einmal einen so tiefen Fall, daß ich ihm nur mit Hülfe des Schulraths Lange wieder auf die Beine helfen konnte, was wir wol nicht gethan hätten, wenn er nicht ein ausgezeichneter philologischer Lehrer gewesen wäre. Einige Häupter der Philologenschulen damaliger Zeit, F. A. Wolf an ihrer Spitze, hatten nach der sittlichen und pädagogischen Seite hin sehr lockere Grundsätze. Ein rechter φιλόλογος, sagten sie, müsse auch ein wackerer φιλαοιδός sein, verbanden aber mit Sänger und Gesang in der Praxis einen mit Wohlanständigkeit und edler Sitte nicht vereinbaren Begriff. Theologie und Theologen verspotteten sie und verhöhnten junge Theologen, die sich für den Schuldienst philologische Kenntnisse bei ihnen erwerben wollten. Sie wollten ihr Reich allein und mit Kirchendienern keine Gemeinschaft haben. Sie erklärten sogenannte christliche Zucht und Sitte auf Gymnasien für eine längst beseitigte Thorheit und lehrten ihre Schüler: sie hätten weiter nichts zu thun, als die Jugend recht gründlich in das griechische und römische Alterthum einzuführen; alles Andere könne man ruhig der dem Menschen inwohnenden sittlichen Kraft überlassen. Diese mitunter von obenher begünstigte Richtung hat unsere Gymnasien des pä-

dagogischen und religiösen Elements auf lange Zeit beraubt und es den folgenden Unterrichtsbehörden aufs äußerste erschwert, das Verlorene wiederzugewinnen. Was man zunächst durch Prüfungsreglements wiedergewann, war meistens Erquältes und nicht echter Beschaffenheit, zum Theil auch, was vielleicht noch schlimmer war, herzloser Symboleifer und Spiel mit christlichen Sprüchen auf Briefbogen. Wie jene Häupter dachten, so zu denken beeiferten sich auch ihre Schüler; das Schlimmste aber war, daß die Schüler auch die sittlichen Schwächen und Fehler der großen Meister rühmten und nachahmten. Es gehöre, meinten sie, zu einem Philologen von echtem Schrot und Korn, kein Philister zu sein, und da sittliches Leben und Philisterthum fast gleiche Bedeutung hatten, so wurden die Gelbschnäbel durch die Mahnung, welche mitunter von Professoren selbst bei ihren ersten Besuchen an sie erging, keine Philister zu sein, von vornherein in das Gebiet der Roheit und Unsittlichkeit hineingelenkt. Professor Heinrich erschien den Studenten in einem glänzenden Licht, als er in Kreuznach das Bibelfest in allerrohester Weise störte, die Geistlichen ärgerte, den Vers „Heut kehren wir bei Pfaffen ein" mit seiner alle andern Stimmen überwältigenden Baßstimme intonirte, und den Geistlichen höhnisch den Vorschlag machte, sie sollten von nun das „Deutsche Haus" das Haus zur deutschen Bibelgesellschaft nennen. Das gefiel seinen Schülern ungemein wohl, und mit besonderm Behagen theilte einer von ihnen die prächtigen lateinischen Phrasen mit, wodurch er einen Superintendenten im Holsteinischen zu Tode geärgert. Twesten

wird noch wohl wissen, was das für eine Schmähschrift war. Sie wurde wegen ihrer kunstvollen Latinität bewundert und, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit der Harms'schen Thesenstreitigkeiten geschrieben. — Ebenso wurde der geistvolle und scharfsinnige Bearbeiter des „Oedipus Koloneus", Karl Christian Reisig, wegen seines Verkehrs mit materiellen Spirituosen höchlich gepriesen und mit dem Sprüchelchen: „Spiritus intus alit", nachahmungswerth gefunden. Und was sollte nicht Alles F. A. Wolf gesagt und gethan haben! Vor etwa zehn Jahren wurde diese in Wahrheit bedauerliche Seite der frühern Philologenschulen in der „Literarischen Zeitung" von Brandes mit scharfer Entschiedenheit besprochen, zum großen Aerger wackerer und um das Schulwesen verdienter Männer, die aber doch auch später allmälig ihre damaligen Urtheile bedeutend modificirt haben, gerade so wie die Protesterklärer.

Ein Dritter, der mir viel zu schaffen machte, war durch seine Kenntnisse, Lehrfähigkeit und Pflichttreue eine Hauptsäule des Gymnasiums; er wollte aber nicht überall, wo es durchaus nothwendig war, meine Directorialautorität anerkennen und that alles Mögliche, um mich aus dem Sattel zu heben. Ich übergehe die thatsächlichen Einzelheiten, weil der verdienstvolle Mann noch lebt, nie meine Hochachtung eingebüßt hat und mein Freund bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Auch bin ich weit entfernt, mich ihm gegenüber als ganz schuldlos darzustellen. Es mag sein, daß ich, von allen Seiten geärgert und beunruhigt, hier und da zu scharf, ja zu eigenmächtig eingriff.

Tiefer in mein Gemüth eindringende und auch dauerndere Widerwärtigkeiten verursachten mir meine Bestrebungen in Absicht der religiösen Pflege der Zöglinge. Ich trug von Anfang an fest und unveränderlich die Ueberzeugung in mir, daß christlicher Glaube und christliche Zucht und Sitte allein den Menschen zur Vervollkommnung und zur wahren Freiheit führen könnten, und daher auch der belebende Mittelpunkt jeglicher pädagogischen Wirksamkeit, jeglicher Schule, namentlich auch der höhern Bildungsanstalten sein müßten. Nicht das Studium der Aufklärer, unter denen ich viele redliche und wahrheitsliebende Männer traf, nicht Voß und Paulus, nicht die Philosophie, oder was man sonst Wissenschaft nennt, konnten diese meine Ueberzeugung erschüttern. Alles, was mit dem Kernpunkt des christlichen Glaubens in Widerspruch trat, fand keinen Anklang bei mir, was dagegen der christlichen Empfindungsweise zusagte, hörte und las ich mit innerer Zustimmung. Johann Arnd's „Wahres Christenthum" und Thomas von Kempen „Ueber die Nachfolge Christi" waren meine liebsten Erbauungsbücher, schon in meinen jungen Jahren. Auf meine Ansichten vom Religionsunterricht in Gymnasien hatte aber Gottfried Menken in Bremen einen bestimmenden Einfluß geübt. Niemals suchte ich das Christliche in confessionellen Formeln, prüfte vielmehr diese, das apostolische Glaubensbekenntniß nicht ausgenommen, an dem Christlichen, was ich in der Bibel fand, wobei denn freilich die lutherischen Bekenntnißschriften über alle andern den Sieg davontrugen, ohne daß ich das Wahre in den andern verkannt oder gar deshalb perhorrescirt

hätte, weil es reformirt oder katholisch war. Es war mir zwar schmerzlich, in der reformirten Kirche mehr christliche Glaubensfestigkeit und in der katholischen Kirche mehr christliches Wesen und Leben zu finden, als in der erst durch Ehrn Melchior Götze und Consorten, dann durch die Aufklärer ganz verkommenen lutherischen Kirche; aber ich kann in Wahrheit sagen, daß ich mich des Christlichen freute, wo ich es sah.

Das Gymnasium war für die evangelische Bevölkerung zwischen Nahe und Mosel bestimmt, und mußte daher ein evangelisches sein. Dem Ansinnen meiner katholischen Freunde, der Anstalt einigermaßen den Charakter eines Simultaneums zu geben, wogegen die vorgesetzten Behörden damals wol nicht viel einzuwenden gehabt haben würden, wollte ich mich nicht fügen, weil ich mir eben wegen des Gewichts, welches ich auf die religiöse Seite der Bildung legte, ein harmonisches Zusammenwirken evangelischer und katholischer Lehrer nicht denken konnte, vielmehr Zwiespalt im innersten Wesen der Anstalt fürchtete. In der That ist es mit solchen gemischten Anstalten wie mit gemischten Ehen, wie sich später nur zu sehr thatsächlich gezeigt hat. — Nun war aber wol ein ganzes Drittheil der Schüler katholisch. Ich ersuchte den Dechanten Stanger, jetzigen Domherrn in Trier, der ein verständiger, confessionellen Streitigkeiten sorgfältig ausweichender Mann war, die religiöse Bildung und Pflege dieser Schüler zu übernehmen. Er bewies mir, daß ihm das wegen seiner vielen Geschäfte unmöglich sei, und bat mich, dahin zu wirken, daß wenigstens ein katholischer Religionslehrer mit einem Ge-

halt von 150 — 200 Thlr. angestellt werde; diesen wolle er dann als Kaplan annehmen und für Wohnung und Beköstigung desselben sorgen. Dieser Vorschlag schien mir billig und den Verhältnissen ganz entsprechend. Mit den finanziellen Verhältnissen der Anstalt sah es aber so dürftig aus, daß der Vorschlag nicht sogleich ausgeführt werden konnte. Inzwischen erschienen sämmtliche katholische Schüler zu den von mir angesetzten Religionsunterrichtsstunden. Ich gerieth in nicht geringe Verlegenheit. Die treuherzigen Jungen zurückzuweisen, schien mir hart, und sie zuzulassen gefährlich. Die Häupter der katholischen Bevölkerung, an deren Spitze Herr Ruppert stand, einer der tüchtigsten Männer, die ich in Kreuznach kennen gelernt habe, Derselbe, der sich von Görres den Breilöffel nicht aus der Hand reißen lassen wollte, diese Häupter, sage ich, baten mich, eine so schneidende Trennung nicht vorzunehmen, und meinten, daß es vorläufig nur darauf ankomme, die katholische Empfindungsweise nicht zu verletzen und Alles zu vermeiden, was an die abscheuliche, oder wie sie sich ausdrückten, vom Teufel gebratene achtzigste Frage des „Heidelberger Katechismus“ erinnern könne. So ließ ich denn in Gottes Namen auch die katholischen Schüler an meinem Religionsunterricht theilnehmen. Alsbald aber kamen die Zionswächter und stießen ins Horn: die Preußen hätten einen Director berufen, der sich eifrigst damit beschäftige, „den katholischen Schülern evangelische Milch einzuflößen“. Dies hatte die gute Folge, daß man die Nothwendigkeit erkannte, einen eigenen katholischen Religionslehrer anzustellen. Damit stand eine andere Collision in Ver-

bindung. Ich benutzte nämlich die zu den Gymnasialgebäuden gehörige ehemalige Klosterkirche zu den gemeinsamen Morgengebeten. Dies geschah, weil die Kirche sonst wenig gebraucht wurde, eine zeitlang ohne alle Störung. Da fiel es auf einmal einem alten von frühern Zeiten her übriggebliebenen Mönch, Namens Zeitz, ein, zu derselben Zeit, wo der Gymnasialgottesdienst gehalten wurde, Messe zu lesen. Streit mit dem alten dümmerlich-frommen Manne anzufangen, schien mir umsoweniger rathsam, als derselbe in den untern Schichten der katholischen Bevölkerung viel Anhang hatte und besonders wegen der kräftigen Wirkungen seiner sogenannten Diebesmessen in Ansehen stand. Einer seiner größten Verehrer, mein treuer Pedell, versicherte mich, daß es mit dieser wunderbaren Kraft der Diebesbannsprüche des Mönchs seine vollkommene Richtigkeit habe; denn die Diebe würden sofort von entsetzlicher Angst ergriffen und brächten das Gestohlene zurück. Unter diesen Umständen glaubte ich auf die weitere Benutzung der Kirche verzichten zu müssen, was denn nach der andern Seite hin als Feigheit oder als zärtliche Nachgiebigkeit erschien.

Es ist etwas ganz Anderes, wenn man ein Ding selbst gesehen oder erfahren hat, als wenn man aus zweiter oder dritter Hand Nachricht davon erhält. So haben auch Diejenigen, welche eine verwandelte Sache zwar vor Augen haben, aber aus eigener Anschauung nicht wissen, wie sie vor der Verwandlung beschaffen war, von dieser Verwandlung selbst keinen so deutlichen Begriff als Die, welche selbst gesehen, wie die Sache

vor der Verwandlung gestaltet war. Die jetzige Generation hat nur eine sehr oberflächliche Vorstellung davon, wie groß der Umschwung in den Ansichten des weltlichen und geistlichen Regiments über die kirchliche und religiöse Behandlung der Menschen in den letzten 50 Jahren gewesen ist. Gott weiß, ob damit auch ein Umschwung der innern Religiosität in den Gemüthern der Menschen verbunden war. Mir will es scheinen, als ob der Sinnendienst und das Gieren nach den Mitteln dieses Dienstes zugenommen hätten, und als ob die Männer des Kirchenregiments, welche mit unweisem Eifer auf Zurückführung der guten alten Kirchenzucht dringen, selbst ziemlich weit von Dem entfernt wären, wozu sie die Andern machen wollen. Gewiß ist, daß das Reich Gottes nicht mit äußern Geberden kommt. Zu der Zeit, als das Gymnasium in Kreuznach errichtet wurde, waren die nothdürftigsten Anordnungen, welche ich zur christlichen Erziehung der Jugend traf, nach allen Seiten hin, nach oben wie nach unten, entweder anstößig oder gleichgültig, Ersteres mehr noch als Letzteres. Ich verlangte, daß die Schüler sich jeden Morgen vor Anfang der Lehrstunden mit ihren Lehrern zu einer gemeinschaftlichen Morgenandacht versammeln sollten, konnte es aber nur mit äußerster Mühe durchführen, weil Alle es nicht wollten, die Lehrer selbst aber am meisten widerstrebten. Um die auswärtigen Schüler zum Kirchenbesuch anzuhalten, verordnete ich, daß sie sich jeden Sonntag Morgen vor der Kirche in dem Schullocale versammeln und von da mit mir und den Lehrern in die Kirche gehen sollten. Da traf ich auf unüberwindliche Widerwillig-

keiten. Die Geistlichen weigerten sich, mir die erfoderlichen Plätze einzuräumen, und als dieses endlich erzwungen worden war, wurden die Plätze von Handwerksburschen und Weinbergsarbeitern in Besitz genommen, ehe ich mit den Schülern eintrat, einige Schüler auch wol von hinten mit Nadeln gestochen. Zur Abhülfe fand ich nirgends Geneigtheit; ich mußte es aufgeben.

Der Religionsunterricht war ein einfach biblisch-christlicher. In den untern Classen wurde biblische Geschichte gelehrt, in den obern verband ich mit den Glaubenslehren die Sittenlehre und trug überdem den Schülern die wesentlichsten Momente der Kirchengeschichte mit Einschluß der Reformationsgeschichte vor. Aber auch dieser ganz einfache, von aller Polemik und allem Dem, was man später als Pietismus brandmarkte, weit entfernte Unterricht entging den allergehässigsten Verdächtigungen nicht. Ich mag in die Specialitäten dieses Treibens erbitterter Feinde nicht näher eingehen, und will daher nur erwähnen, daß die höchste Behörde sich durch die unverschämte Keckheit und Sicherheit der Denuncianten bestimmen ließ, abermals eine Commission nach Kreuznach zur Untersuchung meines Religionsunterrichts zu schicken. Der Consistorialrath Neebe wurde als geistlicher Rath mit dieser Untersuchung beauftragt. So ehrenvoll, ja so glänzend ich auch aus dieser Untersuchung hervorging, so kränkte mich doch tief das Mistrauen, welches böswillige und höchst freche Denuncianten den vorgesetzten Behörden abermals gegen mich einzuflößen vermocht hatten. Ich war des guten Glau-

bens, daß es nun, nachdem so manche durch Roheit und Leidenschaft gegen mich erhobene Verleumdung durch die stattgefundenen Untersuchungen als ungegründet erwiesen worden waren, es Niemand mehr wagen würde, die Behörden mit Denunciationen zu behelligen, oder wenn es doch geschähe, die Behörden denselben keine Folge geben würden. Und nicht allein meine persönliche Verletzung war es, die mich niederschlug, ich erblickte in der angeordneten sehr auffallenden Maßregel auch einen Mangel an Rücksicht auf die ganze Anstalt; denn wie konnten Aeltern noch Vertrauen zu einer Anstalt fassen, die unaufhörlich mit commissarischen Untersuchungen heimgesucht wurde? Selbst die Stadt war empört über die Religionscommission, und die städtische Behörde wandte sich mit einer Eingabe an den Minister, worin sie ihre ganze Indignation aussprach.

Zu derselben Zeit ungefähr war es, wo eine große Veränderung in der Behandlung des Religionsunterrichtswesens von obenher eintrat. Der Uebergang von einem Extrem zum andern war schroff. Es erschien die sogenannte Gebetverfügung; die Organe waren dieselben. Der König nämlich, der es mit der religiösen Erziehung der Jugend ernstlich meinte und darüber durchaus gesunde und richtige Ansichten hatte, traute doch seinem philosophischen Unterrichtsministerium hinsichtlich dieses Gegenstandes nicht, und befahl für denselben die Aufnahme des Oberconsistorialraths Dr. Theremin in das Ministerium. Dr. Theremin war ein wahrhaft frommer, milder und redlicher Mann; aber Geschick und Kraft tüchtigen Eingreifens in die geistliche Verwaltung gingen

ihm ab. Ich bin überzeugt, daß er das Zweckwidrige jener Verfügung, wodurch zu Anfang jeder Stunde Gebete vorgeschrieben wurden, wohl erkannte; aber er ließ die Verfügung gehen. — Also für Die, welche unter einer fast ganz entchristlichten Umgebung kaum „begierig nach der vernünftigen lautern Milch" waren, die starke unverdauliche Kost reglementsmäßigen Betens! Ich theilte die Verfügung den Lehrern mit, sah aber nicht allzu scharf auf deren Ausführung. Dagegen war ich mit aller Sorgfalt und aller Gewissenhaftigkeit auf Anpflanzung des christlichen Glaubens in den jungen Gemüthern bedacht. Was ich baute, das rissen bei den Schülern, die in Halle Theologie studirten, die dortigen Professoren, wenigstens vorübergehend, nieder. Es leben noch genug, die darüber Zeugniß ablegen können.

Schon lange vor der commissarischen Untersuchung meines Religionsunterrichts hatte ich einmal den Entschluß gefaßt, um meinen Abschied einzukommen, nicht wegen der unaufhörlichen Störungen des innern Ausbaus der Anstalt, denn diese bis aufs Aeußerste zu bekämpfen war ich fest entschlossen; sondern wegen der Verlegenheiten, in welche ich durch mangelhafte Beschaffung der äußern Mittel gesetzt wurde. Unter dem thätigen und einsichtigen Beistande des Oberbürgermeisters Buß hatte ich alles Mögliche gethan, die Besoldungen der Lehrer so zu stellen, daß sie sich ihrer wichtigen Aufgabe ohne Nahrungssorgen widmen könnten, überhaupt Alles aufgeboten, um die Behörden zur Ermittelung und Anweisung derjenigen Summe zu bestimmen, die zum gedeihlichen Bestehen der Anstalt erforderlich war.

Diese Summe betrug ungefähr 6500 Thlr., wogegen der Anstalt kaum 4000 Thlr. zugemessen worden. Die Erfüllung der mir von dem Minister von Ingersleben mündlich gemachten und aufrichtig gemeinten Versprechungen stieß auf Hindernisse, die nicht zu beseitigen waren. Es trat der Fall ein, daß den inzwischen angestellten Lehrern das fällige Quartalgehalt nicht ausgezahlt werden konnte. Dieser peinliche Zustand zwang mich, einen entscheidenden Schritt zu thun. Ich schrieb meinem verehrten väterlichen Gönner:

„So sehr ich entschlossen bin, der Anstalt alle meine Kräfte ferner zu widmen, und durch Ablehnung vortheilhafter auswärtiger Anerbietungen bewiesen habe, daß ich das angefangene Werk höher achte als meinen Vortheil und meine Bequemlichkeit, so wenig sehe ich ein, wie ich in dem gegenwärtigen Falle umhinkann, um meinen Abschied einzukommen, da jeder Andere die Anstalt besser zu einem Progymnasium zusammenziehen und kleiner einrichten könnte als ich. Unter diesen Umständen liegt ein neuer Ruf vor mir. Ich bin ungeachtet der bedeutenden Vortheile an Geld und an literarischen und geselligen Annehmlichkeiten nicht darauf eingegangen und werde nicht darauf eingehen, solange ich dieser Anstalt mit Nutzen dienen kann. Meine Bitte ist demnach diese, daß Ew. Excellenz die Gnade haben möchten, mich bis zum 1. Sept., als dem letzten Termin, wo ich mich über jene Anerbietungen erklären muß, mich über die erwähnten Geldangelegenheiten des Gymnasiums ins Klare zu setzen. Für meine Person bin ich vollkommen zufrieden und verlange nichts mehr, als mir zutheil wird;

ja, ich kann hinzufügen, daß ich bei allem Reize der mir angebotenen Stelle, und bei allem Widerwillen gegen das kreuznacher Parteiwesen mich nur mit Kummer und Schmerz von einer Anstalt trennen würde, die nach mühsamer Besiegung vieler Hindernisse bald ihres wichtigen Zwecks mächtig geworden wäre, wenn der Staat sie nicht im Stiche gelassen hätte." Zur Erläuterung des letzten Satzes dieser Eingabe bemerke ich, daß mein Gehalt auf 3000 Fr. mit dem Versprechen einer baldigen Erhöhung auf 1000 Thlr. gestellt war. Die Antwort des edeln Mannes befriedigte zwar in der Hauptsache nicht, traf aber meine schwache Seite und band mich noch mehr, als ich mich schon vorher gebunden fühlte. Sie lautete:

„Ew. Wohlgeboren gefälliges Schreiben vom 10. d. M. möchte ich gewiß gern nach Ihren Wünschen genügend beantworten; aber bei aller Bereitwilligkeit möglichst dazu mitzuwirken, glaube ich doch nicht, Ihnen vorenthalten zu dürfen, daß wenig Hoffnung vorhanden ist, unter den heutigen mehrfach entgegenstehenden Hindernissen, den von Ew. Wohlgeboren in dem Berichte vom 15. Juli d. für das dortige Gymnasium neu berechneten jährlichen Geldbedarf von 2351 Thlrn. als Zuschuß aus den Staatskassen annoch erhalten zu können. Ich habe indessen aus dem Inhalte Ihres Schreibens Veranlassung genommen, dem Decernenten die Beschleunigung des deshalb an das königliche Ministerium zu erstattenden Berichts ernstlich zu empfehlen, und werde dann auch gern die Vorschläge des Consistoriums nach Umständen möglichst unterstützen. Daß die Lehrer das

Gehalt des letzten Quartals noch nicht erhalten haben, ist unrecht und kann nur durch irgendeine Unachtsamkeit verschuldet sein, deren Remedur ich dem betreffenden Referenten heute noch besonders auftrage. Was Ihre in Ew. Wohlgeboren Schreiben angedeutete Trennung vom dortigen Gymnasium anbetrifft, so hege ich und gewiß nicht ungegründet das Vertrauen, daß das Bewußtsein des bisherigen schönen Gelingens Ihrer Bemühungen um diese Anstalt ein zu mächtiger Trieb für Sie ist und immer bleiben wird, um nun auch der Vollendung näherzukommen, als daß Sie dieser Genugthuung der Schwierigkeiten des Augenblicks wegen sich selbst entziehen sollten; die Ueberzeugung, daß das dortige Gymnasium nur eigentlich Ihre Schöpfung ist, daß Sie demselben fortdauernd ebenso nützlich als höchst nothwendig sind; daß solches vom königlichen Ministerium und vom königlichen Consistorium gleich lebhaft anerkannt wird, und daß Sie dadurch den Segen mancher wackern Aeltern und Jünglinge sich schon erworben haben und mehr noch in der Folge erwerben werden: dies Alles muß für einen Mann von Ihren Gesinnungen ein zu mächtiger Sporn sein, um nicht mit Geduld und Standhaftigkeit der Beseitigung jeder Schwierigkeit noch ferner sich zu unterziehen. Von Ew. Wohlgeboren erwarte ich solches gewiß und erneuere hierdurch die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung."

Ein so wohlwollendes, herzliches und schmeichelhaftes Schreiben hätte auch wol einen zu Geldopfern weniger geneigten Mann bestimmen können, dem angefangenen Werke treuzubleiben; ich entschloß mich dazu mit ge-

stärktem Muthe und hatte auch bald die Freude, meinen Zweck hinsichtlich der finanziellen Stellung der Anstalt zu erreichen. Dennoch hätte mich die Religionsuntersuchung beinahe bestimmt, nun wirklich um meine Entlassung einzukommen. Keine der vorhergehenden Untersuchungen hatte in dem Grade mein Gemüth verletzt. Dazu kam dann noch die Zumuthung, das bekannte „Lehrbuch für den Religionsunterricht an Gymnasien“ von Marheineke einzuführen, die ich mit aller Entschiedenheit und mit Gründen aus dem Wesen des Christenthums abzulehnen mich gedrungen fühlte. Diese Lehren von einem Gott Vater, der eigentlich nichts als ein philosophisches Ungeheuer ist, und einem Gott Sohn, der sich aus den Creaturen als ein unendlich vielfach variirendes Selbstbewußtsein des Ungeheuers herauswürgt, und endlich vom Heiligen Geiste, der eine Art von Nabelschnur zwischen dem Ungeheuer und seinem Sohne bildet, diese Lehren schienen mir, weil sie so fein ausgesponnen und so christlich gefärbt waren, darauf berechnet zu sein, das wahrhaft Christliche zu escamotiren und das Volk dem Buddhaismus zu überlassen.

Es war dies übrigens die letzte Anfechtung, die ich von obenher zu bestehen hatte. Von da an gestaltete sich Alles friedlicher und freundlicher, und das Gymnasium stand in seinen Leistungen keiner andern Anstalt der Provinz nach, was vorzüglich durch die Verdienste der Lehrer Grabow, Petersen, Eichhoff, Presber, Knebel und Nänny bewirkt wurde. Ueberhaupt traten die Bestrebungen der Regierung zur Vervollkommnung des Schulwesens immer klarer hervor und flößten mir mehr und mehr Liebe, Ver-

trauen und Hochachtung für den Staat ein, dem ich diente. Es hingen diese Bildungsbestrebungen der Behörden mit den Grundansichten Friedrich Wilhelm's III. zusammen, was mir freilich erst in Berlin aus Cabinetsacten zur deutlichen Erkenntniß gekommen ist. Aus einem, ich möchte fast sagen, religiösen patriarchalischen Bewußtsein gingen in der Empfindungsweise dieses Monarchen die Pflichtaufgaben seines königlichen Amts hervor. Das sittliche und materielle Wohl der Unterthanen zu fördern, allen Ständen gleiche Gerechtigkeit zu gewähren, das Böse mit Gutem zu überwinden und Alles nach Möglichkeit zu beseitigen, was gegenseitiges Wohlwollen Aller gegen Alle im staatlichen und bürgerlichen Zusammenleben hindert — das waren die Zielpunkte seines Lebens und Strebens. Dazu diente aber besonders die Volksbildung, und es gibt keinen Staat in der Welt, welcher der Bildung des Volks so viele Kräfte und Mittel gewidmet hätte als Preußen unter Friedrich Wilhelm's III. Regierung. Die beklagenswerthen Uebertreibungen fallen unverständigen Organen zur Last. Eine Regierung, die Volksbildung fördert, kann es jedenfalls auf Despotismus nicht abgesehen haben. Der Beweis liegt in der Geschichte des Mittelalters vor Augen. Denn die Fürsten und der Adel des Mittelalters hätten den furchtbaren Druck des Feudalwesens und der Hierarchie auf ein bibellesendes Volk nicht üben können, den sie so lange Zeit auf ein rohes und ganz ungebildetes Volk geübt haben. Die Betrachtung der Beweggründe, aus welchen das Streben für Erhaltung hergebrachter Zustände entspringt, und

andererseits derjenigen Motive, welche die oft wild aufbrausenden Kräfte zur Beseitigung alter und Herbeiführung neuer Zustände in Bewegung setzen, führt in die Kernpunkte der Politik hinein und läßt uns hier das wichtige Moment der Volksbildungssysteme nach beiden Seiten hin erkennen.

XVII.

Bedeutende oder merkwürdige Personen, mit denen ich während meines Aufenthalts in Kreuznach in Berührung kam.

Meine Charakterschilderungen sind keine Kunsterzeugnisse, sondern einfache, ganz anspruchslose Beschreibungen der Eindrücke, welche Personen, mit denen ich in nähere Berührung kam, in meiner Seele zurückgelassen haben. Viel höher stehen die Charaktere schriftstellerischer Kunst, welche, von großen Geschichtschreibern gezeichnet, die leuchtenden Punkte der Geschichte bilden; niedriger aber, wie ich glaube, diejenigen, die als Producte der Phantasie zwar ergötzlich zu lesen sein mögen, aber ein falsches Licht auf die Zeiten und das Leben werfen. Zu allen Zeiten hat es nur wenige Geschichtschreiber gegeben, die mit Klarheit des Blicks Selbstentäußerung genug

verbanden, um das Leben und die bewegend in das Leben eingreifenden Personen so aufzufassen, wie sie wirklich waren. Noch kleiner ist die Zahl Derer, die von reiner Liebe zur Menschheit geleitet die Vergangenheit durchforschen und auf diesem mühsamen Wege über das Erhaltende und Zerstörende, das Würdige und Unwürdige, über Tugenden, die das Leben beglücken, und über Laster, die es zur Hölle machen, ein Urtheil gewinnen, welches sie zu gerechten Richtern der Gegenwart macht und zugleich hinsichtlich der Zukunft zur Höhe des Prophetenthums erhebt. Wie selten es Menschen vergönnt ist, eine solche Höhe zu ersteigen, kann man daraus abnehmen, daß selbst Geschichtschreiber ersten Ranges, wie Niebuhr und Schlosser, die doch nur der Wahrheit dienten und voll tiefer Einsicht in den Gang der Geschichte und in das Herz historischer Personen waren, nicht frei von Einseitigkeiten und ungerechten Urtheilen geblieben sind.

Die Geschichtschreiber unserer Zeit beschäftigen sich, dem durch Novellen- und Romanenlectüre verbildeten Geschmack des lesenden Publicums fröhnend, zum größten Theil mit Charakterschilderungen, wozu sie den Stoff aus dritter, vierter, fünfter Hand, allenfalls auch aus der Luft, das Modell dazu aber aus ihrem eigenen Geist und aus ihren Parteiabsichten nehmen. Damit verderben sie schon in den Schulen das wahre Interesse an der Geschichte, wodurch die Früchte der Belehrung bedingt sind, die sie Jedem in reichem Maße darbringt, der sie in ihrer Wahrheit zur Führerin wählt.

Wenn meine unmittelbar aus dem Leben und im

persönlichen Verkehr von Angesicht zu Angesicht aufgenommenen Charakterschilderungen sich von andern derartigen unterscheiden, so ist es die Art und Weise, wie ich dazu gekommen. Die Menschen der untern Lebenssphären haben in der Regel kein Maß für die der höhern, weil ihnen die Ideen und das geistige Leben derselben unbekannt sind. Wenn aber einer, der in diesen untern Regionen des Lebens aufgewachsen ist und nichts von der Welt weiß, als was Vater und Großvater ihm aus ihren beschränkten Erlebnissen und Gedankenkreisen erzählten, durch zufällige Antriebe in seiner Jugend zu einem Blicke in die höhere Menschenwelt auftaucht, dann ist ihm dort Alles neu; er betrachtet die Personen, welche ihm von daher entgegentreten mit einer verwunderlichen Neugier; er möchte sie sich gern genauer besehen und wagt es endlich, nachdem er die Scheu überwunden, sich ihnen zu nähern. Darüber vergißt er sich selbst ganz und gar und sein Gemüth ist für den Eindruck, den sie auf ihn machen, weich wie Wachs. Dies war bei mir der Fall, und so prägte sich früh meinem Geiste eine Menge von Lebensbildern ein, die nicht wieder zerflossen, weil Lernen aus Büchern meine Kräfte nicht zerstreute. Eigenes Urtheil über Edles und Unedles, Sittliches und Unsittliches entwickelte sich an diesen Bildern von selbst nach Anleitung auswendiggelernter Bibelsprüche, und erhöhte das Interesse. Es entstand eine Art von Liebhaberei, ähnlich derjenigen eines Gemäldesammlers. Ich suchte meinen Reichthum zu vermehren, mich nach merkwürdigen Personen in allen Ständen und überall, wohin ich kam, umsehend. Man glaubt gewöhnlich, daß nur

Charakterschilderungen von Personen, die hohe Stellungen im Leben eingenommen oder einnehmen, beachtenswerth seien. Es ist dies ein Vorurtheil, welches zu falschen und einseitigen Auffassungen der im Leben wirksamen moralischen Kräfte und oft zu großen Misgriffen im praktischen Leben führt. Ich habe Personen kennen gelernt, die keine hohen Stellungen einnahmen, aber richtiger über die Wahrheiten des Lebens urtheilten als Minister und hohe Staatsbeamte, die ich ebenfalls genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und die ich große und zum Theil lächerliche Misgriffe auf ihren Dienstreisen jenen Männern des bürgerlichen Lebens gegenüber habe thun sehen. Hochgestellte Männer verrathen immer einen großen, ihrem Ansehen höchst nachtheiligen Mangel an Urtheil und Menschenkenntniß, wenn sie, von hundert Augen, zum Theil durchdringlichen, umgeben, thun, als ob sie wüßten, was sie nicht wissen, und nicht wüßten, was sie sehr wohl wissen. Ehrlichkeit, Offenheit, Geradheit dringt durch und gewinnt die Herzen. Ein solcher Mann war der verewigte Minister von Bodelschwingh, dessen Charakter zu zeichnen mir eine liebe Aufgabe sein wird. Eine „Geschichte der Dienstreisen unserer Minister und Staatsbeamten", wie einmal in Saarbrück projectirt wurde, als dort ein Minister dergleichen lächerliche Misgriffe gethan hatte und in noch lächerlicherer Weise sie wieder gut zu machen suchte, wird hoffentlich nicht gedruckt werden. Ich werde fortfahren auch solcher Männer zu gedenken, deren Stellung unscheinbar war, die aber durch ihren Verstand und ihre Gesinnungen einen Einfluß auf ihre Mitmenschen übten.

Die Charakterschilderungen in dem ersten Theile meiner Wanderung haben mir den Vorwurf der Indiscretion zugezogen. Mit Vorliebe häßliche und boshafte Charaktere zu schildern, verräth ein schlechtes Herz: Freude am Bösen; aber allzu zarte Rücksicht auf Verwandte und Angehörige würde dieses ganze Gebiet in ein unfruchtbares Feld verwandeln. Ich erinnere mich eines Briefes, den der jüngere Plinius an einen seiner Freunde schrieb, worin er diesem unter Anderm mittheilt: es habe Einer ein Buch voll von Wahrheiten im vertraulichen Freundeskreise vorgelesen und die Fortsetzung dieser Vorlesung auf den folgenden Tag versprochen. Da seien gewisse Leute zu ihm gekommen und hätten ihn dringend gebeten, mit der Vorlesung nicht fortzufahren. Daran knüpft dann Plinius Exclamationen über die hohe sittliche Kraft der Geschichte und bemerkt: „So sehr schämen sie sich zu hören, was sie gethan haben, sie, die sich nicht schämten zu thun, was anzuhören sie erröthen." *) Dagegen fodert es von der andern Seite das sittliche Interesse der Geschichte auch oft, Schlechtes und Verwerfliches mit Stillschweigen zu übergehen. Wo Gutes und Böses gemischt ist, bedarf es der Unparteilichkeit. Ob z. B. die „Neue Preußische Zeitung" durch Enthüllung und Beleuchtung verwerflicher Handlungen und Gesinnungen mehr Gutes, oder durch Entstellung und Verspottung edler Gesinnungen und Bestrebungen mehr Böses gestiftet hat, ist eine für die politische Geschichte

*) Tantus audiendi, quae fecerint, pudor, quibus nullus faciendi, quae audire erubescunt. Plinii Ep. 9, 27.

unserer Zeit sehr wichtige Frage, zu deren unparteiischer Beantwortung ich bei einer andern Gelegenheit einige Beiträge zu liefern gedenke. Was aber die in meinem Buche vorkommenden Charakterschilderungen angeht, so darf ich behaupten, daß ich Schlechtes lieber übersehen als gesucht habe. Dagegen kann es mir wol begegnet sein, daß ich einzelne Personen unter dem Einflusse der Liebe, der Freundschaft und der Dankbarkeit in ein zu glänzendes Licht gestellt. Ob die Worte, die ich den von mir geschilderten Personen in den Mund lege, genau dieselben sind, welche sie gesprochen haben, kann ich nicht verbürgen, wol aber, daß sie mit Sinn und Gedanken derselben übereinstimmen.

Die erste bedeutende Persönlichkeit, welche mir in Kreuznach entgegentrat, war der commandirende General der Provinz

Herr von Thielmann.

Eine Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes ist meines Wissens nicht vorhanden, und doch würde eine solche ein helleres Licht auf den französischen Revolutionskrieg und auf die deutschen Freiheitskriege werfen, als die Lebensbeschreibungen mancher andern Generale und Staatsmänner. Auch zweifle ich nicht, daß er Denkschriften aus den verschiedenen Perioden seines Lebens hinterlassen hat; denn er war ein Mann von Geist, scharfer Beobachtungsgabe und mehr als gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung. Hohe Offiziere von wissenschaftlicher Bildung findet man in der preußischen Armee viele, und ich habe selbst mehre derselben genauer kennen

gelernt, wie sich im Verlaufe meines weitern Lebens noch zeigen wird; aber Thielmann's wissenschaftliche Bildung hatte die altsächsische streng grammatische Schule zur Grundlage, und eine solche Grundlage habe ich außer bei ihm nur noch bei einem einzigen gefunden, dessen Namen ich von ihm mit Hervorhebung seiner großen Bedeutung zuerst nennen hörte. Es war dies der General von Aster, von dem ich später noch viel zu sagen haben werde, weil eine günstige Fügung mich zu seiner nähern Bekanntschaft und Gönnerschaft, ja zu seiner vertrautern Freundschaft führte, die ununterbrochen und trotz mancher Verschiedenheit der Ansichten bis an sein Ende fortgedauert hat. Thielmann erhielt seine wissenschaftliche Bildung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Dresden, wo sein Vater dem sächsischen Beamtenstande angehörte. Erzählungen aus dem Siebenjährigen Kriege, deren drangsalvollster Schauplatz Sachsen war, erfüllten die Ohren des kräftigen Knaben und bestimmten seine Neigung zum Soldatenstande. Schon 1791 war er, 25 Jahre alt, Husarenlieutenant und erwarb sich den Ruhm eines tüchtigen Offiziers in dem französischen Revolutionskriege und den Grad eines Stabsrittmeisters. Während der dann folgenden Waffenruhe widmete er seine Zeit wissenschaftlicher Fortbildung und studirte hauptsächlich die Schriften Montesquieu's. Diese bestimmten seine politischen Ansichten. Als Sachsen sich in die Arme Napoleon's geworfen, nahm er als sächsischer Offizier hervorragenden Antheil an dessen Kriege gegen Preußen und Rußland. In der Schlacht an der Moskwa stand er an der Spitze

der sächsischen Reiterei. Da er mit zu der unmittelbaren Umgebung Napoleon's gehörte und von diesem hochgeschätzt wurde, so hatte er Gelegenheit, sich ein Urtheil über Geist und Charakter dieses außerordentlichen Mannes zu bilden. Aus einzelnen Aeußerungen, die er gelegentlich fallen ließ, glaube ich schließen zu dürfen, daß er Schlosser's Schrift über Napoleon's Lobredner und Tadler seinen vollen Beifall in allen Beziehungen gegeben haben würde, wenn er sie erlebt hätte. Ueberhaupt gehörte er nicht zu den Franzosenhassern, hielt vielmehr die Französische Revolution in ihren Folgen für eines der segensreichsten Ereignisse, welches auch Deutschland aus tiefem Schlafe aufgeweckt und von dem Schlamme des Feudalwesens gesäubert habe. „Ein Graf Brühl ist nicht mehr möglich!“ Mehr als einmal nahm ich den Anlauf, ihn zu fragen, was ihn hauptsächlich bestimmt habe, das Commando von Torgau niederzulegen und in russische Dienste zu treten, konnte aber über eine Scheu, die mir der Gedanke einflößte, eine Erinnerung daran möge ihn unangenehm berühren, nicht hinauskommen. Es unterliegt aber wol keinem Zweifel, daß auch er mächtig ergriffen worden war von der allgemeinen Erhebung Deutschlands zur Befreiung des Vaterlandes. Darauf deutete auch seine Unzufriedenheit mit dem Gange der Dinge nach dem Siege bei Waterloo, zu welchem er durch seine tapfere und einsichtige Feldherrnhaltung bei Wavre dem Marschall Grouchy gegenüber soviel beigetragen hatte. Diese Unzufriedenheit machte sich mitunter in starken Ausdrücken Luft. Ich habe unter den höhern Offizieren, welche in den Freiheitskriegen mitge-

kämpft, keinen einzigen kennen gelernt, der dieses Murren und Grollen nicht mehr oder weniger getheilt hätte. Sie hatten für ganz andere Erwartungen ihr Leben eingesetzt. Besonders unzufrieden waren sie mit den neuen Grenzbestimmungen des preußischen Staats und der Trennung der Ländermasse in zwei Theile. „Da haben wir", sagten sie, „von der einen Seite die Russen mit ihrer ganzen barbarischen Macht, denen kein echter Preuße jemals trauen kann, und von der andern Seite die Franzosen, deren schrankenlose Raubsucht wir bitter genug erfahren haben. Wir sind Markgrafen nach Osten und nach Westen hin geworden und sollen Deutschland auf unsere Kosten und mit unserm Blute schützen und noch dazu den Undank der zwischenliegenden kleinen Staaten ernten. In diese Lage hat uns Metternich's Schlauheit und Hardenberg's .... gebracht."

Thielmann's äußere Haltung war imponirend, seine Gesichtszüge drückten jene herrische Bestimmtheit aus, die keinen Widerspruch erwartet. Das erste ernstere Gespräch, welches er mit mir anknüpfte, war eine Art von Examen, um zu erforschen, ob er mir seine Söhne anvertrauen könne, was ich auch an dem lauernden Blick merken konnte, womit er meine Antworten erwartete. „Was halten Sie", fragte er, „von der Behauptung, die man jetzt so oft hört, man müsse die Wissenschaften ihrer selbst wegen studiren?" „Ich halte diese Behauptung", war meine Antwort, „für ganz richtig. Wer daran zweifeln wollte, brauchte nur die Geschichte der einzelnen Wissenschaften zu durchlaufen, um volle Bestätigung des Satzes zu finden; denn er würde sich über-

zeugen, daß alle bedeutenden wissenschaftlichen Förderungen von Solchen ausgegangen sind, welche die betreffende Wissenschaft ihrer selbst wegen studirten." „Mag sein", fuhr er fort; „ich aber kann den Wissenschaften nur insofern einen Werth beimessen, als sie das praktische Gebiet berühren, das Leben der Menschen veredeln, erleichtern und verschönern. Wenn Andere die Wissenschaften ergrübeln, bevor sie dem socialen Leben zugute kommen, so will ich ihren Ruhm und ihre Verdienste nicht schmälern. Was halten Sie von der Philosophie?" „Insofern die Philosophie", erwiderte ich, „sich mit Erforschung der Gesetze des Geistes und der Natur beschäftigt, halte ich sie sehr hoch; denn am Ende besteht die Wahrheit, nach der wir Alle streben, doch nur in der Uebereinstimmung unsers Denkens mit den Dingen." „Aber die speculative?" fragte er weiter. „Darüber", erwiderte ich, „möchte ich gern Ew. Excellenz Meinung hören." „Es heißt", sprach er eingehend, „«im Anfange war das Wort», was wol soviel heißt, als die schaffende Kraft Gottes. Solange mir nun diese speculativen Philosophen die Frage nicht beantworten können, was Gott in alle den Ewigkeiten, die der Schöpfung vorangingen, mit seiner schaffenden Kraft gemacht hat, halte ich sie für grübelnde Narren." „Aber diese Frage", bemerkte ich, „ist schon längst von sehr beachtenswerthen Männern, von Plato und Luther, beantwortet worden. Plato sagt, Gott habe in allen den Ewigkeiten vor der Schöpfung Mathematik und Mechanik studirt; Luther: er habe Ruthen gebunden, um unnütze Frager damit zu züchtigen." Bei diesen Worten brach er in ein unmäßiges

Lachen aus und sagte: „Da darf ich ja auch nicht weiter fragen.“ Dann kam er auf Mathematik als Unterrichtsgegenstand an Gymnasien, und sprach darüber dieselben Ansichten aus, die ich oben bereits angegeben habe. Mit meinen Ansichten über den historischen und geographischen Unterricht war er ebenfalls einverstanden und billigte es namentlich, daß dieser Unterricht in den untern Classen skizzenartig mit der Geographie verbunden werden, in den obern Classen sich auf Geographie zurückbeziehen müsse. Der römischen Geschichte, die er selbst gründlich studirt hatte, wollte er mehr Zeit gewidmet wissen, als der Schulplan ihr angewiesen hatte. Er glaubte nämlich, in der römischen Geschichte liege ein Hauptbildungsmoment für die höhern Thätigkeiten des praktischen Lebens, besonders für Staatsmänner, und daß Jeder, der sich die römische Geschichte angeeignet, leichten Zugang zur Geschichte aller andern Völker habe. Die heutige Modernisirung der römischen Geschichte würde, glaube ich, seinen Zorn und Mommsen's „Pompejus“ sein Lachen erregt und die Erinnerung an den Bierzapfer Pompejus bei Shakspeare geweckt haben. „Haben Sie Montesquieu gelesen“, fragte er mich weiter. „Die «Lettres persanes»“, antwortete ich, „und das Buch «Esprit des lois».“ „Wenn Sie“, erwiderte er, „die «Considérations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains» nicht gelesen haben, dann kennen Sie Montesquieu nicht. Lesen Sie das Buch und Sie werden sehen, daß ich mit Recht ein großes Gewicht auf das Studium der römischen Geschichte lege.“ Auch mit Gibbon's Werk über den Verfall und den Untergang des

römischen Reichs war Thielmann genau bekannt, und rieth mir wiederholt, dasselbe zum Gegenstand meiner Studien zu machen, was ich denn auch wirklich und mit Nutzen, wenn auch erst später, gethan habe.

Dieses Gespräch flößte mir große Hochachtung für den Mann ein. Ich that für seine Söhne, die er dem Gymnasium anvertraute, was nur irgend in meinen Kräften stand. Der sehr praktischen und den Verhältnissen ganz angemessenen Idee, mit dem Gymnasium ein Pensionat für Söhne auswärtiger Aeltern zu verbinden, die er mir empfahl, mochte ich aus Scheu vor Misdeutung und Misbilligung von Seiten der Lehrer und Bürger, die selbst gern Pensionäre nahmen, keine Folge geben. Erst später, nachdem ich den Entschluß gefaßt hatte, für immer in Kreuznach zu bleiben, kam ich auf den Gedanken zurück. Die Aufmerksamkeit, welche ich in verschiedenen folgenden Gesprächen in Kreuznach und in Koblenz seinen lehrreichen und interessanten Mittheilungen widmete, erwarb mir auch sein Vertrauen und zwar in dem Maße, daß er mich mit einer Offenheit in sein Familienleben einweihte, über die ich mich noch wundern muß. Er fühlte sich in seinem häuslichen Leben nicht befriedigt. Die Schuld lag zum großen Theile an ihm selbst. Nur eine Frau von unendlicher Sanftmuth und Geduld hätte dieses stürmische Gemüth, diesen herrischen Geist besänftigen können. Eine traurige Veranlassung rief ihn zum letzten mal nach Kreuznach. Einer seiner Söhne, ein liebenswürdiger und talentvoller Knabe, an dem sein ganzes Herz hing, wurde von einer tödtlichen Krankheit ergriffen. Mein Brief hatte ihn auf

einen schlimmen Ausgang vorbereitet. Er selbst gab beim ersten Anblick mit tiefer Wehmuth alle Hoffnung auf. „Meine Pflicht ruft mich zurück", sprach er mit zusammengepreßten Lippen. Ganz gelang es ihm aber doch nicht seine Rührung zu unterdrücken. In dem Augenblick, wo er zu Pferde stieg, brachen die Thränen mit Schluchzen hervor. Seitdem habe ich ihn nur noch einmal gesprochen, in einer unglücklichern Stimmung als je vorher. „Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben; wenn es herrlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen." Das war der Ausdruck seiner Stimmung. Meine Frau, die sich vor ihm fürchtete, erinnert sich noch sehr wohl seiner Persönlichkeit und des durch das ganze Haus schallenden Lachens, als Luther ihm mit der Gottesruthe drohte.

Es kommt oft vor, daß Männer von ganz entgegengesetzten Gemüthseigenschaften sich gegenseitig voneinander angezogen fühlen und gern miteinander verkehren. Ein solches Verhältniß fand auch zwischen dem General von Thielmann und dem

Consistorialpräsidenten Bessel

statt, dessen Bild ich mir ohne Wehmuth nicht vergegenwärtigen kann. Er gehörte zu den würdigsten, vertrautesten und treuesten Freunden, deren ich mich auf dieser Welt zu erfreuen gehabt habe. Eine große Anzahl von Briefen aus Koblenz, aus Köln, aus Saarbrück, aus Königsberg, liegen vor mir, in denen er alle seine Empfindungen, seine Wünsche und Hoffnungen, seine Leiden und Freuden, seine Urtheile über bedeutende Män-

ner und über alle wichtigen Angelegenheiten des socialen Lebens offen dem Freunde ausspricht. Sowie er mein Freund war, wurde er auch der Freund aller Freunde und Freundinnen, die ich vor ihm gehabt hatte. Frau Schmidt liebte seinen edeln Sinn, sein feines Wesen, sein mildes Urtheil; Schlosser schätzte seine Mäßigung und sein reines tiefes Gefühl für Gesetzlichkeit und Pflicht. Selten hat wol ein Vater das Glück, sich dreier ausgezeichneter Söhne erfreuen zu können, in dem Maße gehabt als der Kanzleidirector Bessel in Minden, und ich hatte das Glück, sie alle Drei meine Freunde nennen zu dürfen. Der älteste dieser Bessel'schen Gebrüder ist weltberühmt. Denn wer kennt nicht den königsberger Astronomen und die großen Verdienste, die er sich auf dem ganzen Gebiete der Astronomie erworben hat? Der zweite war Landgerichtspräsident in Kleve, geachtet von seinen Mitbürgern und hochgeschätzt von allen rheinischen Juristen. Der dritte war mein Freund im vollsten und edelsten Sinne des Worts. Veranlassung zur ersten Bekanntschaft gab ein gemeinschaftlicher Freund, der früher oft erwähnte Geheime Medicinalrath Ulrich in Koblenz. Von diesem überbrachte er mir Gruß und Brief, als er in seiner damaligen Eigenschaft als Staatsprocurator nach Kreuznach kam, um die Untersuchung in der Klingenschmidt'schen Erbschleichergeschichte zu führen. Wir waren ungefähr gleichen Alters und Beide erfüllt von der Idee, für Belebung deutscher und preußischer Gesinnung in der Rheinprovinz nach Kräften zu wirken. Diese Aufgabe bot sich daher von selbst als Gegenstand unserer ersten Unterredung dar. Er war mit den Zu-

ständen und den verschiedenen Richtungen des Lebens in der Provinz genauer bekannt als ich, woraus sich ebenfalls von selbst meine fragende und seine belehrende Stellung ergab. Da erkannte ich die edle Idealität des Mannes, die Reinheit seiner Gesinnung und die theoretische Klarheit seines Blicks, und fühlte mich gewaltig angezogen. Auch er schied mit einem Blick seiner großen seelenvollen Augen, worin für mich die Versicherung eines innigern Freundschaftsbandes lag. Noch ehe er Kreuznach verließ, war dieses Band geknüpft, und von dem Augenblick an beobachteten, theilten und besprachen wir alle Bewegungen auf dem politischen und kirchlichen Gebiete. Meine folgenden Mittheilungen werden daher auch die wesentlichsten Momente aller dieser Bewegungen in Erinnerung bringen. Bei seinem ersten Besuche erwähnte er der Untersuchung gegen die beiden Superintendenten gar nicht, worin ich eine zarte Rücksicht auf meine amtliche Stellung erblickte. Als ich ihn nachher auf das Bedenkliche einer plötzlichen gefänglichen Wegführung zweier angesehener Geistlichen aufmerksam machte, antwortete er: „Es ist eine faule Geschichte; ich habe Gerechtigkeit zu üben und nicht auf die Folgen zu sehen.“ Daß diese Folgen für ihn selbst so schmerzlich sein würden, ahnte er nicht. Die Schmähungen, welche sich über ihn ergossen, achtete er nicht, und als einer der Advocaten die Würde seines Amts berührte, veranlaßte er in aller Gemüthsruhe dessen Suspension; aber die Unterbrechung des richterlichen Verfahrens durch Cabinetsordre und die Freilassung der Gefangenen schien ein nachtheiliges Licht auf seine Ehre zu werfen, und das hat ihn

tief und dauernd gekränkt. Selbst das Zeugniß, daß sein Verfahren durchaus correct und den Gesetzen gemäß gewesen, konnte das Gefühl der Kränkung kaum mildern. Er und mit ihm viele andere rheinische Juristen sahen darin einen bedenklichen Eingriff in die rheinische Gesetzgebung, woran sich denn auch sofort im Publicum die Befürchtung knüpfte, die den Rheinländern so liebgewordene Gesetzgebung sei nicht mehr sicher.

Unser stets lebhafter mündlicher und schriftlicher Verkehr hatte, wie gesagt, abgesehen von Mittheilungen über Privatangelegenheiten und über Freunde und Angehörige, die Zeitereignisse zum Gegenstande, also: die Reactionen der Regierungen gegen den ungestüm gewordenen deutschen Freiheits- und Einigungssinn, die Absonderungs- und Individualisirungsbestrebungen der einzelnen deutschen Staaten, die Wirksamkeit des Bundestags, die Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete, die französische Charte von 1814 und das journalistische Parteitreiben in Frankreich, endlich die französische Revolution von 1830 und ihre muthmaßlichen Folgen für Deutschland. Ich müßte ein ganzes Buch schreiben, wenn ich den lebendigen Ideenaustausch in allen diesen Beziehungen mittheilen wollte. Eine kurze Darstellung der Grundansichten des edeln, wahrhaft patriotischen, stets vorsichtig und gemäßigt urtheilenden, aber von Natur der idealen Richtung vielleicht etwas zu sehr ergebenen Mannes, wird für den Plan und die Zwecke dieser Schrift genügen. Görres' Buch „Deutschland und die Revolution" machte anfangs einen großen Eindruck auf ihn; eine nähere kritische Betrachtung brachte ihn aber bald zu dem Ur-

theil, „daß es einem Waldbrande gleiche, der nur dürre Stämme zurückläßt". Dem Gebahren der jungen Leute auf den Universitäten und beim Wartburgfeste hatte er, selbst jung, nicht ohne Sympathie zugesehen und daran mit vielen andern jungen und alten Männern die Hoffnung auf freieres und regeres politisches Leben in Deutschland geknüpft; aber Sand's blutige That und Löning's Versuch zu einer solchen hatten ihn, der in der Gerechtigkeit und in der Sicherheit der Personen und des Eigenthums die erste und nothwendigste Bedingung des menschlichen Zusammenlebens erblickte, tief erschüttert. Er sah daher die demagogischen Umtriebe mit ungünstigen Augen an, und hielt eine Ueberwachung und Zügelung derselben für nothwendig. Aber die Hetzjagd, welche man eintreten ließ, und die Verfolgungen verdienstvoller Männer tadelte er ebenso scharf als Schleiermacher. Keiner fühlte die drückende Luft, die sich damals über ganz Deutschland verbreitete, empfindlicher als er, und Niemand konnte mit größerer Indignation die Ehrlosigkeit einiger rheinischen Juristen und Beamten, die sich zu Spürhunden und Denuncianten hergaben, geißeln, als er es in vertraulichen Gesprächen that. Einer derselben, später ein Mann hoher Stellung, ahnte es und sagte mir einmal, sich selbst verrathend: „Bessel hat mich wol recht schwarz bei Ihnen gemacht." „Ja", antwortete ich, „er hat Sie für den ehrlichsten und liebenswürdigsten aller Menschen erklärt." Der Mann hatte aber die Steine, die er auf mich werfen wollte, schon in der Tasche.

Wenn die Lenker der deutschen Staaten, besonders

die der kleinern, in das Herz, in das Gesammtgefühl des deutschen Volks schauen könnten, dann würden sie gewiß sorgfältig Alles vermeiden, was den von allen Schullehrern seit Jahren mehr oder weniger gepflegten Sinn der nationalen Einheit reizt; denn jede Verletzung dieses Sinnes ist eine stärkende Erhöhung desselben, und eine Lockpfeife zur Vereinigung verschiedener Parteien." Meine politischen Beobachtungen umfassen einen Zeitraum von 40 Jahren. Mein erster Blick in die politische Welt traf in allen Gegenden Deutschlands auf eine Menge von Menschen, die sich um Arndt's Lied „Was ist des Deutschen Vaterland" scharten, und noch in diesem Augenblick singen Studenten, junge Oekonomen und Handwerksbursche dasselbe mit Begeisterung, und wenn alte Leute dabei sind, stimmen auch diese mit ein. Es scheint mir eine große politische Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit zu verrathen, wenn man dieses Lied jetzt als „antiquirt" betrachtet, in die Rumpelkammer wirft und allenfalls nur noch spöttisch als ein Schönes, welches nur im Gesange lebt, gelten lassen will; denn ein Schönes dieser Art, welches so frisch und lebendig im Gesange fortlebt, könnte sich bei vorkommender Gelegenheit wol abermals auf dem praktischen Gebiete, vielleicht in nicht wünschenswerther Weise, geltend machen. Von diesem Gesichtspunkt gingen die von Eichhorn geleiteten preußischen Zollvereinsbestrebungen aus, und in diesem Sinne wurden in den zwanziger Jahren die Absonderungs- und Individualisirungstendenzen einzelner deutscher Staaten sowie die Wirksamkeit des Bundestags von patriotischgesinnten Männern besprochen und be-

urtheilt. Es läßt sich nachweisen, daß dieser Kampf zwischen Absonderung und Einigung sich durch die ganze politische Literatur der folgenden Decennien hindurchzieht, wie es mir scheint, zum fortschreitenden Nachtheil der Absonderungspartei. Was aber bei einem allgemeinen politischen Ideenstreite aus dem siegenden Uebergewichte hervorgeht, lehrt die Geschichte in blutigen Zügen. Daß Bessel und seine Freunde nicht zur Partei Derer gehörten, welche die Eine große Nation in 30 Natiönchen auseinanderreißen wollten, brauche ich wol kaum zu bemerken; aber sie urtheilten und wirkten Alle in der Idee einer Hegemonie Preußens, indem sie überzeugt waren, daß Deutschland nur unter Preußens Leitung in allmäliger Entwickelung zu einer vernünftigen Einheit und staatsbürgerlichen Freiheit gelangen könne. — Es wird dies genügen, um den Gegenstand unsers politischen Ideenaustausches deutlich zu machen. Es sind daraus manche Zeitungsartikel hervorgegangen.

Noch viel tiefer bewegten kirchliche Fragen die Gemüther in ganz Deutschland, vorzüglich in den Rheinprovinzen. Sie waren es daher auch, welche am lebhaftesten unsere Theilnahme erregten und unsere Mitwirkung in Anspruch nahmen. Auch hier muß ich mich auf die wesentlichsten Punkte unserer theilnehmenden mündlichen und schriftlichen Besprechungen und Berathungen beschränken. Sie begannen mit dem Anfange der Wirren, und fanden ihren Culminationspunkt in dem Streit über gemischte Ehen, an welchem Bessel auch durch eingreifende juristische Gutachten theilnahm.

Die erste große und allgemeine Frage war: unter

welchen Bedingungen können Katholiken und Protestanten eine friedliche staatliche Einheit bilden, sei es unter einem katholischen, sei es unter einem protestantischen Fürsten? Schon zu den Zeiten des Emser Congresses und Joseph's II. war diese Frage von katholischer Seite aufgestellt und leicht beantwortet worden. Im Jahre 1814 fingen philosophische Protestanten an, sie zu erörtern. Ihre Erörterungen waren aber ein Spinngewebe von Dachstubenideen, mit welchem man wol Fliegen fangen, aber keinen von den vielen Steinen, die auf dem Wege der Praxis lagen, auch nicht den kleinsten, beseitigen konnte. Später schuf dann, wie ich hier gleich bemerken will, ein Meister dialektischer Kunst, Philipp Marheineke, aus den Ideen jener Theoretiker eine Doctrin über „die Reform der Kirche durch den Staat" nach Anleitung Hegel'scher Grundbegriffe. Zuerst also ursprüngliche dumpfe, unbewußte Einheit von Staat und Kirche (Gott Vater); dann Auseinandertreten beider in dem Kampfe des Christenthums mit dem heidnischen Staat und in dem Kampfe des hierarchischen Staats mit jedem sich zum Bewußtsein seiner selbst emporarbeitenden wahren Staat (Gott Sohn); endlich die Wiedervereinigung beider in der Erkenntniß des höchsten Staatszwecks, welche nur dem Staate beiwohnen kann (Gott der Heilige Geist). Hiernach werden denn auch dem Staate seine waltenden Befugnisse zuerkannt. „Die Kirche", heißt es, „nur rückwärts schauend, hat ihre Wurzel in der Vergangenheit; die Wissenschaft, ob sie zwar alle Vergangenheit sich vergegenwärtigt, strebt ihrer Natur nach vorwärts und hat die Zukunft vor Augen; der Staat ist die erhabene Vermittelung zwischen beiden.

In ihm haben sie beide, jede in ihrer Wahrheit, ihre gegenwärtige, lebensvolle Wirklichkeit; er, der Staat, ist die ruhig klare, kunstreiche, gerechte Ausgleichung ihrer beider heiligen Ansprüche, ihres Rückwärts und Vorwärts, und er bildet aus beiden die hoffnungsreiche Gegenwart." Natürlich muß er dazu auch die ausreichende Gewalt haben. Bessel, der für brillante Ideen und deren kunstreiche Verarbeitung nicht unempfänglich war, war doch ein zu guter Jurist, ein zu gründlicher Kenner der Geschichte und des Kirchenrechts, als daß er nicht die Hohlheit des Werks an den Einwendungen, die darin gegen Stahl und Puchta vorkommen, und die praktische Richtigkeit desselben an der aus dem System entwickelten Ansicht, wie der Staat die Hermesianer zu behandeln habe, hätte erkennen sollen. Uebrigens ist das Buch für die Geschichte der Ideenbewegung auf kirchlich'em Gebiete von großer Bedeutung, weil es die praktischen Ergebnisse der Religionsphilosophie, die den Rationalismus gestürzt hat, enthält und zugleich das Arsenal bildet, aus welchem die heutigen Kämpfer für kirchliche Freiheit gegen die Vertheidiger der Gebundenheit in Symbolen alle ihre Waffen entnehmen. Der Gedanke eines jeweiligen Bewußtseins der Gemeinden durchzieht das ganze Buch, und ausdrücklich wird ausgesprochen, daß das Amt der protestantischen Geistlichkeit als Bewußtsein der Gemeinden zur Erscheinung kommen müsse, nicht aber auf ein „Allgemeines Gebetbuch" angewiesen werden dürfe.

Der Erste, der die Frage über das Zusammenleben von Protestanten und Katholiken unter einem protestan-

tischen Fürsten von der praktischen Seite und mit genauer Kenntniß der römischen Hierarchie beleuchtete, war der ehrwürdige Planck. In einer Schrift, welche er nach der Stiftung des Bundestags, im Jahre 1816, „über die gegenwärtige Lage und Verhältnisse der katholischen und protestantischen Partei in Deutschland" herausgab, wies er nach, daß es auf der Grenzlinie des Möglichen und Unmöglichen liege, Collisionen zwischen den protestantischen Regierungen und dem Papste zu vermeiden, oder solchen Collisionen durch Concordate zuvorzukommen. Es ist bekannt, mit welcher Oberflächlichkeit und diplomatischen Leichtfertigkeit die Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz dennoch diesen Weg betraten und wie sie, sowol die Kräfte, welche an und für sich in dem centrum unitatis liegen, als auch, die durch tausendjährige Uebung zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete allseitige Klugheit in der Benutzung dieser Kräfte gänzlich verkennend, gerade die Verwickelungen herbeiführten, denen sie leichten Kaufs zuvorkommen zu können geglaubt hatten. Sie fußten auf die schwache nachgiebige Haltung, welche der Papst und die Erzbischöfe früher der Willkür protestantischer Fürsten gegenüber gezeigt hatten, und bedachten nicht, welche mächtige Stützen das Papstthum seit 1815 durch die Politik Oestreichs und Frankreichs erhalten hatte. Bessel und ich begleiteten diese Vorgänge mit der größten Aufmerksamkeit, weil wir den Einfluß derselben auf die Erregung des Parteigeistes der Gegenwart vor Augen hatten. Mein Freund richtete seine Studien auf die Rechtsbestimmungen, welche nach und nach aus dem Boden der Kirche

hervorgewachsen waren, und auf die Veränderungen, welche sie unter veränderten Zeitverhältnissen, namentlich durch den Umschwung des Zeitgeistes im 18. Jahrhundert, erlitten; mir waren die Originalacten des Emser Congresses und die der Verhandlungen, welche nach dem Hauptschlusse der außerordentlichen Reichsdeputation vom 25. Febr. 1803 über die Einrichtung des katholischen Kirchenwesens in den, protestantischen Fürsten zugefallenen, katholischen Ländern gepflogen worden waren, zugänglich, namentlich auch die nassauischen und die darmstädtischen. *) Der Jurist leitete den Actenleser und

*) Der nassauische Minister correspondirte mit dem darmstädtischen und andern Ministern. Hier ein Beispiel, woraus man zugleich entnehmen kann, nach welchen Grundsätzen man die katholisch-kirchlichen Angelegenheiten ordnete. Ein nassauischer Rath erkundigte sich bei dem darmstädtischen Minister, wie man dort die Sachen behandle. Dieser antwortet unter dem 3. März 1803: „Ew. Hochwohlgeboren Schreiben vom 25. des vorigen Monats habe ich vorgestern richtig erhalten und eile dasselbe zu beantworten. Ueber die Fragen, die Verhältnisse mit den erzbischöflichen Officialaten betreffend, habe ich mich hier darüber informirt, wie man es in ähnlichen Fällen zu halten gedenke, oder wirklich gehalten habe. 1) Das Patronat und die Vergebung der Pfarreien wird immer und in allen Fällen, wo sie geistlichen Fürsten zustand, als ein Ausfluß der weltlichen landesherrlichen Gewalt betrachtet und deswegen von dem neuen Landesherrn ausgeübt. In der vormals mainzischen Bergstraße sind seit dem darmstädtischen Besitze schon Pfarrstellen erledigt worden, die vormals Mainz vergab. Darmstadt hat dieselben ohne Widerspruch besetzt. Von einer Einmischung der Officialate in die Besetzung solcher

Urkundensammler, und dieser bot dem Juristen werthvolle Materialien. Die Ausbeute war eine reiche und mannichfaltige; sie liegt noch unverarbeitet mit einigen Actenstücken, von denen ich nicht mehr weiß, woher sie mir zugekommen sind, in meinem Schranke. Nur einen Theil derselben habe ich bei Gelegenheit einer anonymen Abhandlung über die Oberrheinische Kirchenprovinz dem Publicum mitgetheilt.

Die preußische Regierung nahm nicht theil an den frankfurter Berathungen über die Behandlung der „deutsch-

---

Pfarreien, die von jenseits rheinischen Corporationen dependirten, ist ohnehin keine Rede; 2) wird dem Officialate durchaus keine Jurisdiction zugestanden, außer in causis mere ecclesiasticis, d. h. solchen, die den Priester als Priester, oder den Geistlichen als Geistlichen betreffen und sein Officium. Bei allen andern Sachen tritt die Civilobrigkeit und deren Jurisdiction ein. Als vor einiger Zeit ein Geistlicher an der Bergstraße starb, wurde die Obsignation von den Civilbeamten vorgenommen. Der Decanus erhielt davon Nachricht und nahm nun auch die Obsignation im Namen der mainzischen geistlichen Gerichte vor; allein die Siegel wurden von der Civilobrigkeit wieder abgenommen, und dabei ist es geblieben. Bei dieser Gelegenheit hat man sich ganz nach den Grundsätzen gerichtet, die in den pfälzischen Landen schon längst durchgesetzt worden sind und beobachtet werden. 3) Ebenso wird man es niemals zugeben, daß von den geistlichen Behörden Verordnungen, ohne vorher dem Landesherrn vorgelegt worden zu sein, erlassen werden. Auch hier richtet man sich nach den ältern pfälzischen Vorgängen, die überhaupt so beschaffen sein sollen, daß man sich durch deren Annahme gegen die Geistlichkeit nichts vergeben würde. Ich verharre u. s. w."

Gezeichnet von Marschall.

katholischen Kirche" in den Bundesstaaten, sondern ging ihre eigenen Wege, zweifelnd, ob die Tendenz der in Frankfurt versammelten Staatsmänner, eine deutsche Nationalkirche zu gründen, unter den nun obwaltenden Verhältnissen einen Erfolg haben könnte. Sie glaubte, in den auf Gewissensfreiheit beruhenden Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts (Th. II. Tit. 11) Anknüpfungspunkte bieten zu können, die zu einem beide Theile befriedigenden Concordate führen würden. Wir, Bessel, ich und alle unsere nähern Freunde, zweifelten daran und hielten diese Isolirung für einen äußerst bedenklichen Misgriff. Denn dadurch, daß Preußen sich von aller Theilnahme zurückzog, verlor nicht nur die Verbindung der andern protestantischen Bundesstaaten an Intelligenz und Kraft, sondern Preußen selbst büßte in seiner isolirten Stellung das Gewicht ein, welches es in Verbindung mit den andern gehabt haben würde. Die Folgen zeigten sich bald. Im Jahre 1819 (6. April) erließ der König eine Cabinetsordre an den Staatsminister von Altenstein, worin es heißt: „Es ist in den neuern Zeiten vielfach bei mir darüber Beschwerde geführt worden, daß die Geistlichen katholischer Confession der kirchlichen Vollziehung der Ehen Katholischer mit Nichtkatholischen Schwierigkeiten in den Weg legen, welche früher nicht in Anregung gebracht worden sind. — Die Herbeiführung solcher Beschwerden hat mein ernstliches Misfallen umsomehr erregen müssen, da sie in dieselbe Zeit fällt, wo von der Herstellung der gestörten Verhältnisse der katholischen Kirche in meinen Staaten und von der Verbesserung ihrer äußern Lage so ernstlich die Rede ist,

und alle hierzu erfoderlichen Einleitungen getroffen werden. Es ist mein fester Wille, daß dergleichen Anmaßungen der katholischen Geistlichen nicht geduldet werden sollen. Ich fodere Sie daher auf, Alles zu beseitigen, wodurch Friede und Eintracht zwischen den verschiedenen Glaubensgenossen in meinen Staaten gestört werden könnte, und insbesondere die katholische Geistlichkeit ernstlich anzuweisen, daß sie ihrerseits Alles, was in ihren Kräften steht, zur Erhaltung dieses friedlichen Verhältnisses beitrage. Sollten dessenungeachtet einzelne katholische Geistliche zu ähnlichen Beschwerden ferner gegründete Veranlassung geben, so erwarte ich von Ihnen unverzügliche Anzeige des Schuldigen, indem ich mir besonders vorbehalte, solche des ihnen anvertrauten Amts unwürdige Geistliche augenblicklich fortzuschaffen, auch den geistlichen Obern, zu dessen Diöces er gehört, nach dem Grade seiner Verschuldung, mein allerhöchstes Misfallen auf das ernstlichste fühlen zu lassen und die empfindlichsten Maßregeln gegen ihn in Anwendung zu bringen." — Und wie stand es damit zehn Jahre später? Sehr schlimm! Die katholischen Schriftsteller bewirkten eine Aufregung der Gemüther, welche störend in den Frieden nicht allein der Confessionen im Allgemeinen, sondern aller Dörfer und Städte, wo die Bevölkerung eine gemischte war, und vieler einzelnen Familien eingriff, deren Glieder theils Protestanten, theils Katholiken waren. Das Uebel war groß und äußerst betrübend für jeden Vaterlandsfreund. Aerzte, Advocaten, Notare, Kaufleute, Krämer, Handwerker mußten sich die grellsten confessionellen Parteifärbungen geben, um Kunden zu erhalten oder zu

gewinnen, und selbst katholische Jungfrauen schlossen einen Bund, keinen Protestanten zu heirathen. Das Schlimmste aber war, daß die mit bewunderungswürdiger Klugheit nach allen Seiten hin wirksamen leitenden Männer den Glauben verbreiteten, die katholische Kirche sei ein sicheres Asyl gegen jede Ungunst der preußischen Regierung. In der That war jeder katholische Geistliche und jeder Lehrer verloren, der nur eine der Regierung günstige Miene machte. Sogar in die Regierungscollegien drang das Gefühl confessioneller Gegensätze und pflanzte Mistrauen.*) Wir erkannten die Noth-

*) Das habe ich persönlich erfahren müssen. Eine benachbarte Regierung hatte sich nach der Qualification eines Lehrers erkundigt, den sie in ihren Dienst zu berufen beabsichtigte und den wir wegen seiner mangelhaften Leistungen gern los sein wollten. Beim Vortrage dieser Angelegenheit bemerkte ich, „daß ein günstiges Zeugniß dem Lehrer nicht ertheilt werden könne, so wünschenswerth es sei, die Schule von ihm zu befreien". Der Oberregierungsrath erwiderte, „das müsse man klug anfangen, das Vortheilhafte hervorheben, das Nachtheilige verschweigen". „Das wäre ja jesuitisch", antwortete ich. Da erhob sich ein neben mir sitzender College, Herr von C., ein sonst wohlgesinnter Mann, mit den Worten: „Ich werde nicht dulden, daß hier in der Regierung auf meine Religion geschimpft wird." Es entstand ein Schweigen des Staunens. Ich fragte: „womit ich denn auf seine Religion geschimpft hätte?" „Sie haben", antwortete er, „eine Unredlichkeit jesuitisch genannt." „In diesem Falle", erwiderte ich, „hat der Papst selbst noch viel ärger auf Ihre Religion geschimpft als ich", und bewies ihm dies durch den mir geläufigen Inhalt des bekannten Aufhebungsbreve vom 21. Juli 1773. Er schwieg stille.

wendigkeit einer Gegenwirkung auf publicistischem Gebiete; es war aber den unverschämtesten Schmähungen auf den preußischen Staat und die evangelische Kirche gegenüber schwer, das rechte Maß zu finden und zu halten. Welchen Plan wir nach manchen einzelnen Zeitungsartikeln zu einem größern publicistischen Unternehmen entwarfen und wie weit derselbe zur Ausführung kam, wird später zur Sprache kommen.

In nicht viel geringerm Grade spannten auch die politischen und kirchlichen Vorgänge in dem benachbarten Frankreich die Aufmerksamkeit der Rheinländer, der Behörden und der specifisch preußischgesinnten Vaterlandsfreunde, besonders aber meine und meines Freundes. Die Bewohner der Provinz hatten eine Reihe von Jahren unter französischer Herrschaft gelebt, die Franzosen selbst und ihre Sprache kennen gelernt, manche Verbindungen angeknüpft; nicht Alle waren unzufrieden gewesen mit der französischen Verwaltung, aber Viele waren es mit der preußischen. Es ist daraus leicht zu erklären, daß die französischen Zeitungen und Broschüren aller Farben in der Rheinprovinz mehr und mit lebhafterm Interesse gelesen wurden als in irgendeinem andern deutschen Lande, und folglich auch das Parteiwesen sowol auf kirchlichem als politischem Gebiete durch den täglichen Zufluß französischer Parteibewegungsideen nirgends soviel aufregende Nahrung erhielt als hier. Es gehörte viel Besonnenheit dazu, um den objectiven Standpunkt festzuhalten. Das gelang meinem ruhigen und milden Freunde Bessel im vollkommenern Maße als mir und den sämmtlichen übrigen Freunden. Er hatte sich

seine Urtheile über die entferntern Ursachen und den Entwickelungsgang der Französischen Revolution aus dem Studium des ältern französischen Staatsrechts gebildet und konnte daher dem Princip dieser Revolution und den Ideen der edlern Girondisten nicht abhold sein. Von diesem Standpunkte die Grundideen und Grundmotiven der verschiedenen Parteien ins Auge fassend, suchte er allen gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; dagegen waren ihm die Extreme, „die leidenschaftlichen Ausbrüche verwilderter Gemüther“, wie er es nannte, in welcher Partei sie sich auch zeigen mochten, verhaßt. Schon vor den Ereignissen des Jahres 1830 war er nahe daran, Niebuhr's traurige Zeitanschauungen zu theilen. Man muß in der Rheinprovinz gelebt und die Wirkungen der französischen Presse gesehen haben, um das zu begreifen. Soviel ich habe finden können, hat nie und nirgends die freie Presse das Feuer der Zwietracht mit so furchtbarem Erfolge geschürt, als dieses seit der Thronbesteigung Karl's X. in Frankreich auf dem publicistischen Tummelplatze des Kampfes der Jesuiten mit den Liberalen geschah. Daß die Demokratie den Sieg davontrug ist bekannt; wie aber die Organe der entgegengesetzten Partei, der Bischof von Hermopolis, der Cardinal-Erzbischof von Sens u. s. w. durch ihre dienstbaren Geister in der Rheinprovinz dem „Athanasius“ von Görres einen empfänglichen Boden bereiteten, kann nur Denen ganz klar sein, die den Wirkungen dieser Seite der Presse zugesehen haben. — Bewundernswürdig war die heitere Ruhe, womit Bessel dem Tode ins Auge schaute. Es hatte sich aus dem Knochen der

rechten Seite der untern Kinnlade ein krankhafter Auswuchs entwickelt, der nach innen wachsend mehr und mehr die Luftröhre zusammendrückte. Es war soweit gekommen, daß der Tod nicht mehr fern war. Sein treuer Freund, der Geheime Medicinalrath Ulrich, ein Meister chirurgischer Kunst, eröffnete ihm, daß sein Leben nur durch die höchst gefährliche Wegnahme des ganzen Knochens gerettet werden könne, und erbot sich die Operation zu vollziehen. Sie gelang, und das Leben des Freundes war gerettet. Es war ein in der Geschichte der Chirurgie berühmt gewordenes Meisterstück und wol nie ist ein solches herrlicher durch das Bewußtsein, einem solchen Freunde das Leben erhalten zu haben, belohnt worden. Ulrich wird sich noch wohl erinnern, wie sehr ich seine Besorgnisse und seine Freude theilte.

Das Glück des Zusammenlebens an demselben Orte wurde uns nicht zutheil. Als ich nach Koblenz übersiedelte, war er schon Appellationsgerichtsrath in Köln. „Natürlich", schrieb er mir von dort nach Kreuznach, „mußte die Trennung von meinen koblenzer Verhältnissen manche Lücken übriglassen, die sich erst allmälig ausfüllen können; aber meine amtlichen Beschäftigungen haben durch einen wichtigen Auftrag, der sich auf die Legislative für Civil- und Strafrechtspflege bezieht, eine größere Bedeutung erlangt. Ich finde hier manche bedeutende Persönlichkeit; auch wissenschaftliche Forschungen sind erleichtert. Man lebt hier mit einer ungemeinen Selbständigkeit und Behaglichkeit. — Nähere Freundschaften habe ich natürlich noch nicht geschlossen; aber man hat mich gut empfangen. Das Casino ist gut eingerichtet; man

trifft dort gebildete Männer aus allen Verhältnissen. Militär- und Beamtenwesen imponirt hier nicht wie in Koblenz. Ein recht guter evangelischer Prediger ist hier, echt fromm und christlich gesinnt. Kurz, du mußt kommen und selbst sehen. — Die Abreise der sehr edeln prinzlichen Familie wird allgemein bedauert. Sie übte hier einen wahrhaft wohlthätigen Einfluß aus; dem Pfaffen- und Franzosenthum gegenüber. Man ist hier im Allgemeinen gut deutsch. Die Festigkeit unsers Königs gibt der preußischen Geschichte festern Grund. Die Franzosen verfallen in sich. Mir kommt es vor, als ob aus Frankreichs Revolutionen nie wieder feste Ordnungen hervorgehen könnten. Die letzte war keine ehrliche Revolution, wie manche frühern, u. s. w." Ich folgte seiner Einladung und fand Alles so, wie er es mir geschrieben hatte; aber auch viel Oberflächlichkeit, Modewesen und Verwirrung der Begriffe in politischen Dingen. In meiner koblenzer Stellung als Provinzialschulrath führten mich demnächst amtliche Pflichten öfter nach Köln, wo ich dann natürlich stets bei ihm wohnte und Alles mit ihm besprach, was uns gemeinschaftlich am Herzen lag. Durch meine Verhältnisse zu dem Director und den Lehrern des evangelischen Gymnasiums und zu dem Director des großen Jesuitergymnasiums, Birnbaum, der mein Universitätsfreund war, gewann ich bald deutlichere Einsicht in die kölner Lebenszustände, als es ihm möglich gewesen war. Der Austausch unserer Urtheile darüber führte zu dem Resultate, daß Köln eine gute deutschgesinnte Stadt sei, die Regierung aber jede Verletzung confessioneller Empfindungen sorg-

fältig meiden müsse. Später äußerte Bessel, die tollen Geschichten des Jahres 1848 seien nicht möglich gewesen, wenn ein königlicher Prinz seine Residenz in Köln gehabt hätte. Dasselbe sagte man von Königsberg. Im Jahre 1835 wurde Bessel zum Präsidenten des Land-. gerichts in Saarbrück ernannt. Auch in diese freundliche und reiche Stadt führten mich meine amtlichen Obliegenheiten in der Regel zwei mal jedes Jahr und wir hatten somit Gelegenheit, unsern lebhaften brieflichen Ideenaustausch in mündlichen Besprechungen zum Abschluß zu bringen, oder Differenzen zu vermitteln. Auch das Ordenswesen drängte sich uns zum Gegenstande ernster Betrachtung und Besprechung auf; denn die schlimmen Wirkungen der zunehmenden Vermehrung von Ordensverleihungen fielen stark in unsere Gesichtskreise. Wir kannten die decorirten Personen zum Theil genauer, wir hörten die Urtheile des Publicums über die Würdigkeit derselben, die misliche Erörterung der Frage, warum denn nicht hundert andere würdigere Personen decorirt worden, wir sahen ganz in der Nähe unserer geselligen Kreise die Verletzung in den Gefühlen übergangener Familien. Die Behauptung, daß Viele wegen ihrer Schmeichelei und Fügsamkeit gegen Vorgesetzte den Orden erhalten, während andere viel tüchtigere und treuere Männer wegen entgegengesetzter Eigenschaften übergangen worden, hatte in manchen Fällen nur zu viel Wahrscheinlichkeit für sich. In grellem Widerspruche mit diesen Wirklichkeiten im Leben standen die Ordenspredigten, in welchen die ursprüngliche Bedeutung der Orden, Belohnung und Belebung der Treue gegen den Thron,

hervorgehoben wurde. Wir, Bessel und ich, fürchteten Vereitelung dieser edeln Treue und Corruption des Beamtenstandes. Die Probe wurde im Jahre 1848 gemacht.

Eine Katastrophe seines Lebens wurde durch seine Berufung zur evangelischen Generalsynode im Jahre 1846 herbeigeführt. Hier lernte ihn der Minister Eichhorn kennen, und die Folge davon war, daß er zum Consistorialpräsidenten in Königsberg, wo der Bessel'sche Name schon einen so guten Klang hatte, ernannt wurde. Welche Freude für uns Beide, uns in Berlin wiederzufinden! Wer die Freundschaft, welche aus der Uebereinstimmung in den Grundbedürfnissen der menschlichen Seele hervorgeht, nicht kennen gelernt hat, dem ist die höchste Seligkeit, deren der Mensch in diesem Leben fähig ist, nicht zutheil geworden. Selbst in dem Gemeinsamen der Traurigkeit und Betrübniß liegt Seligkeit. Und Erfreuliches war es wahrlich nicht, was wir in Berlin zu betrachten, zu besprechen und gemeinsam zu empfinden hatten. Es waren die Zustände der evangelischen Kirche, die eben jetzt einer Verbesserung durch die Generalsynode entgegengeführt werden sollten. Seit Jahren hatten wir dieser so tief in Leben und Staat eingreifenden Angelegenheit unsere angestrengteste Aufmerksamkeit gewidmet. Bessel hatte die unter den Parteibewegungen auftauchenden Fragen kirchenrechtlich betrachtet; ich diese Bewegungen selbst im Leben und in der Literatur beobachtet. Er hatte die verschiedenen Ideenrichtungen der einzelnen Mitglieder der Generalsynode kennen gelernt; ich war seit meinem Eintritte in das Ministerium dem Minister be-

hülflich gewesen, ein Urtheil über die vorhandenen thatsächlichen Zustände des kirchlichen Lebens zu gewinnen, und hatte an den Vorarbeiten zur Generalsynode theilgenommen. Es waren mir also die Motive und Gesichtspunkte des Ministers genau bekannt, während Bessel aus den Gesinnungen der Mitglieder der Generalsynode auf den Erfolg des immerhin sehr gewagten, jedenfalls großes Aufsehen erregenden Versuchs, die evangelische Kirche sich aus eigenem innern Leben und Antrieb erbauen zu lassen, schließen konnte. Unsere Hoffnungen waren von Anfang an nicht sehr blühend; der Gang der Verhandlungen verwandelte sie in trübe Aussichten; wir fürchteten das oft berufene Feuer der Bewährung (1. Kor. 3, 12 und 13), welches denn auch gar bald das Werk ergriff und wenig davon übrigließ. Und was das Verhältniß der Kirche zum Staat betrifft, so schauten wir es in der Fabel von den Zwillingen, die, im Rücken zusammengewachsen, nach entgegengesetzten Richtungen hinstreben. Hat der Staatszwilling die Uebermacht, dann zwingt er den Kirchenzwilling ihm rückwärtsschreitend zu folgen, und umgekehrt. Schneidet man sie auseinander, dann verbluten Beide. Viele meinten, wenn man den Kirchenzwilling todtschlage, werde der Cadaver nach und nach abfaulen, und der Staatszwilling dann von selbst zu einem vollkommenen Manne ausheilen. Man hat es versucht! Aus Einem sind Drei geworden. Die nähern Mittheilungen darüber bleiben dem dritten Theile meiner Lebenswanderung vorbehalten. Gegen den Schluß der Verhandlungen entstand die Idee, ein Album anzulegen, worin jedes der 74 Mitglieder mit irgendeiner

Sentenz seinen Namen zum Andenken für alle die übrigen einschreiben sollte. Niemand dachte wol daran, daß dieses Album ein treues Bild der innern Zerrissenheit der Generalsynode abgeben werde, indem jeder seines Herzens Sinn und Empfindung in der gewählten Sentenz aussprach. Alle Bildungsstufen von Schiller an bis zu Stahl hin finden darin ihre Vertretung, ihren Abglanz. Einer machte einen Gedankenstrich; ein Anderer schrieb das Gebet, was Allen noththat: „Herr hilf unserm Unglauben." In Königsberg, wo er im Anfang des Jahres 1848 eintraf, fand Bessel die trübsten Tage seines Lebens, aber auch bald die Erlösung von allen Uebeln. Nach drei Wochen seines dortigen Aufenthalts verlor er seine treue Gattin und Pflegerin, dann brach ihm die Revolution vollends das Herz. Sein letzter Brief, worin er mir die politischen und kirchlichen Zustände der Provinz Preußen schilderte, ist vom 6. Juni 1848. Bald darauf erkrankte er, und noch vor Ablauf des Monats August erhielt ich die Nachricht seines Todes. Meine Stellung in dem Ministerium hielt er, da er sowol den Grafen von Schwerin als seinen Stellvertreter, den Herrn von Ladenberg, kannte, für unhaltbar, hätte es aber nicht für möglich gehalten, daß Herr von Ladenberg so weit gehen würde, mich, der ich im Vertrauen auf die den Staatsdienern nach preußischer Verfassung zustehenden Rechte den Ruf in preußische Staatsdienste angenommen und diesen Diensten alle meine Kräfte und den größten Theil meines Vermögens geopfert hatte, der Hälfte meines etatsmäßigen Gehalts zu berauben und so in das

Elend der Unthätigkeit zu schicken. Darüber später das Nähere.

Es scheint mir angemessen, der Charakterschilderung meines verewigten Freundes Bessel das Bild eines noch lebenden gemeinschaftlichen Freundes folgen zu lassen. Es ist

der Oberbürgermeister Buß

in Trier, den ich meine. Der Lebensgang dieses Mannes ist eine Tragödie, in welcher sich Wandel und Wechsel des öffentlichen Lebens der Rheinprovinz spiegelt, und viele der handelnden Personen sich selbst anschauen können. Ich muß mich auch hier auf eine Inhaltsandeutung der einzelnen Acte beschränken. Schon 1807 wurde er als ganz junger Mensch in der französischen Verwaltung angestellt. In den Freiheitskriegen verließ er den französischen Dienst und machte mit andern wackern Jünglingen den Feldzug von 1815 mit, wo er eine Offizierstelle erhielt. Nach dem Frieden wurde er als Kreissecretär bei dem Landrathsamte in Kreuznach angestellt und 1819 dieser Stadt als Oberbürgermeister vorgesetzt. Hatte er schon als Kreissecretär seine außerordentliche Geschicklichkeit und Gewandtheit in den Geschäften der Verwaltung bewiesen, so kamen seine Talente in seiner Stellung als Oberbürgermeister einer stark verschuldeten und mit ihren Communalangelegenheiten in große Unordnung gerathenen Stadt zur vollen Entwickelung. Gleich nach meiner Ankunft in Kreuznach machte ich seine Bekanntschaft, überzeugte mich bald von der Treue und Wahrheit seiner deutschen Gesinnungen und erkannte

nach und nach in der Prüfung seiner Mittheilungen über die Lebensverhältnisse in der Stadt und Umgegend auch die Richtigkeit und die Schärfe seines Urtheils. Es entstand das Verhältniß der Freundschaft und des gegenseitigen unbedingten Vertrauens, welches bis auf den heutigen Tag ungestört fortgedauert hat. Als Präses des Gymnasialverwaltungsraths hat er sich um die äußern Verhältnisse des Gymnasiums große Verdienste erworben, ja, ich muß gestehen, daß ich ohne seinen Rath und seinen treuen Beistand nicht im Stande gewesen wäre, nach dieser Seite hin mit so glücklichem Erfolge zu operiren. Als Katholik und geborener Rheinländer war er mit den frühern Zuständen und den gegenwärtigen Sympathien und Antipathien des Landes genau bekannt. Aus Bonn gebürtig, stand er mit sehr bedeutenden Männern, deren Geburtsort ebenfalls Bonn war, in Verbindung. Wer hätte mich besser einweihen können als er? Bessel's Bekanntschaft machte er, wie ich, bei Gelegenheit der Klingenschmidt'schen Erbschaftsgeschichte. Das Verhältniß war zunächst ein rein amtliches, indem Bessel als Staatsprocurator sich seiner als erster Polizeibehörde der Stadt ex officio bedieyte. Aus diesem dienstlichen Verhältnisse erwuchs ein freundschaftliches und führte zu gegenseitigen vertraulichen Mittheilungen, die bis zu Bessel's Uebersiedelung nach Königsberg fortdauerten. In Buß' Briefen an Bessel und in denen an mich liegt ein nicht unbedeutender Theil der innern Geschichte der Rheinprovinz. Ein Mann von seiner Pflichttreue und seinem Diensteifer konnte in einer amtlichen Stellung, die mit Privatinteressen in so naher

Berührung stand, Feindschaften unmöglich vermeiden. Solange wir in Kreuznach zusammenlebten, konnten wir uns gegenseitig gegen Anfeindungen schützen; seit meiner Versetzung nach Koblenz brach der lange verhaltene Groll los, den er sich durch seine vielleicht zu scharfen Nachforschungen in der Klingenschmidt'schen Sache zugezogen hatte. Der Mann, der ihn hätte schützen können und sollen, verband sich mit seinen bittersten Feinden, weil er einen wahren Freundschaftsdienst, den Buß ihm erwiesen, für eine beleidigende Einmischung in seine häuslichen Verhältnisse nahm. Eine allerdings tadelnswerthe dienstliche Unaufmerksamkeit, die Buß sich hatte zuschulden kommen lassen, wurde benutzt, ihn gänzlich zu verderben. Er hatte nämlich seinem Secretär, einem leichtsinnigen und genußsüchtigen jungen Menschen, zu viel Vertrauen geschenkt und dieser dasselbe arg gemisbraucht, ohne daß sein Vorgesetzter es bemerkt. Kleine Gelderpressungen und Betrügereien des jungen Menschen, wie sie in der französischen Zeit an der Tagesordnung gewesen waren, wurden in rücksichtlosester und härtester Weise dem Chef zur Last gelegt. Da er dem Ultramontanismus abgeneigt war und überdies in einer gemischten Ehe lebte, so fand er bei Männern entgegengesetzter Richtung keine Gunst, wol aber scharfe Augen für Alles, was ihm etwa zur Last gelegt werden konnte. Er wurde seinen Todfeinden in Kreuznach vollends preisgegeben, die dann auf eigene Hand eine Untersuchung seiner Verwaltung veranstalteten, die seine Ehre in Gefahr brachte. Auf seine Beschwerde darüber antwortete ihm die Regierung: „Wir hatten den Stadtrath nicht beauftragt und der-

selbe war nicht befugt, die Ihnen mitgetheilten Untersuchungsprotokolle aufzunehmen, dies vielmehr nur durch den Beigeordneten geschehen konnte. Da es indessen einmal geschehen ist, so hat es bei unserer Verfügung vom 6. v. M. (1844) sein Bewenden und sehen wir Ihrer Aeußerung über den Inhalt jener Protokolle entgegen." Seine Stellung wurde unhaltbar. Er selbst mußte eine Versetzung wünschen. Da er die gegen seine Verwaltung vorgebrachten Anschuldigungen widerlegt und nachgewiesen hatte, welche Verdienste er sich um die finanziellen Verhältnisse der Stadt erworben, auch belobende Zeugnisse aus allen seinen Dienstverhältnissen vorlegen konnte, so durfte er eine ehrenvolle, ihn in seinem Einkommen nicht beeinträchtigende Versetzung erwarten. Man machte ihn aber zum Bürgermeister in Mayen, einer Stadt in der Eifel mit etwa 4500 Einwohnern. Jämmerlich zugrunde gerichtet war der Mann, der 30 Jahre lang mit Liebe und Eifer im Geiste des Gouvernements gewirkt, sich im Schulden- und Rechnungswesen der Stadt, im Schul- und Armenwesen, in der Gymnasial- und Kreisschuldenfondsverwaltung, bei der Schöpfung des Bades und in andern Beziehungen große Verdienste erworben hatte. Alle seine Plane vereitelt, seine ökonomischen Verhältnisse zerrüttet! Wir hatten uns, nachdem die Stürme des Parteiwesens sich gelegt, oft in dem Gedanken glücklich gefühlt, in Kreuznach gemeinschaftlich zu leben und zu wirken. Er legte Weinberge an, wie auch ich, und wir waren einmal nahe daran, den Rheingrafenstein mit den umliegenden Waldungen, die einer viel versprechenden Cultur fähig waren, gemeinschaftlich

zu kaufen, um völlige Unabhängigkeit vom Diensteinkommen zu gewinnen. Das Schicksal riß uns auseinander. Gern hätte ich ihm von Berlin aus geholfen; aber mein vielleicht etwas zu erregt geschriebener Brief an ein Mitglied der Regierung blieb unbeantwortet. Ich hätte die schwache Stelle des oben angeführten Regiminalrescripts: „da es indessen einmal geschehen", nicht berühren sollen. Das Schlimmste, das wahrhaft Tragische, stand meinem Freunde noch bevor. Die gehässigen Anfeindungen, mit denen er jahrelang zu kämpfen gehabt, hatten sein Gemüth und seine Gesundheit angegriffen; die ganze Familie fühlte tief die ihr widerfahrene Ehrenkränkung und Herabsetzung in der öffentlichen Meinung und den Hohn der Feinde, besonders die drei erwachsenen Töchter, liebenswürdige blühende Mädchen, deren Bräutigame sich zurückzogen. Sie wurden alle Drei vom Nervenfieber ergriffen und dahingerafft, und als der einzige Sohn, ein Jüngling von 18 Jahren, seine Schwestern in ihrer Krankheit zu besuchen sich nicht abhalten ließ, wurde auch er ergriffen und folgte seinen Schwestern ins Grab. So standen nun die beiden alten Leute, ihrer Kinder, und in den Augen der Welt auch ihrer Ehre beraubt, in dem tiefsten Jammer, der eine menschliche Seele treffen kann, ganz allein da; aber der Haß böser Menschen kennt nur Schadenfreude, kein Mitleiden. Wer das ihm widerfahrene Unrecht erkannte und dem Schicksal des unglücklichen Mannes eine andere Wendung gab, weiß ich nicht, glaube aber, daß es der Oberpräsident Eichmann war, den ich in Berlin vor seinem Abgang in die

Rheinprovinz auf ihn aufmerksam gemacht hatte. Er wurde zum Landrath und Oberbürgermeister in Trier ernannt und später zum Mitgliede des Herrenhauses gewählt.

Einen bedeutenden Einfluß auf mein kreuznacher Leben und Wirken übte

der Landrath Hout,

ein Mann von großer Energie und praktischer Triebkraft. Ich hatte ihn schon in Heidelberg kennen gelernt. Als ich dort studirte, war er Besitzer des bekannten schönen Stifts Neuburg. Wer mich und einige meiner nähern Freunde in seine Familie einführte, weiß ich nicht mehr; wir fanden aber die freundlichste Aufnahme und wurden in herzlicher Weise aufgefodert, unsern Besuch zu wiederholen, so oft es uns gefalle. Von dieser Erlaubniß machten ich und meine Freunde Rebenitz und Krohn um so häufigern Gebrauch, je mehr wir uns überzeugten, daß wir stets willkommen waren. Seine Frau, eine Schwester des bekannten und schon erwähnten Gottfried Weber, gehörte zu den edelsten weiblichen Naturen, die ich kennen gelernt habe, hatte viel Sinn für Kunst, Natur und edle Geselligkeit. Bei den glänzenden Verhältnissen ihrer Aeltern war ihr die beste Erziehung, der beste Unterricht zutheil geworden. Herr Hout, ein geborener Manheimer, hatte schon als Jüngling deutsche Gesinnung und Haß gegen die Franzosen kundgegeben, als diese im Revolutionskriege 1794 seine Vaterstadt bombardirten und einnahmen. In Heidelberg gehörte er zu Denen, die um das Vaterland mit grollendem Un-

gestüm trauerten. Die Freiheitskriege begleitete er mit der Theilnahme eines begeisterten deutschen Patrioten. Er stand mit Justus Gruner und Görres in Verbindung, agitatorischen Charakteren, wie er selbst. Als Gruner zum Generalgouverneur des Mittelrhein ernannt worden war, verkaufte er sein schönes Gut und stellte sich seinem Freunde zur Disposition, der ihn erst in seinem Bureau beschäftigte und dann zum Director der Salinen Theodorshalle bei Kreuznach bestellte. Diese Stellung bot seinem nie ruhenden Thätigkeitstriebe einen weiten Spielraum und konnte auch seinen Ehrgeiz befriedigen. Als aber diese Salinen an Darmstadt abgetreten wurden, wogegen er mit allen Kräften gekämpft hatte, zog er eine Anstellung im preußischen Staatsdienste vor und wurde zum Landrath des Kreises Kreuznach ernannt. Sobald er meine Berufung zur Direction des neuen Gymnasiums erfahren hatte, rief er mir ein herzliches Willkommen nach Bremen entgegen und machte mich im voraus mit den kreuznacher Lebensverhältnissen bekannt, freilich mit allzu glänzenden Färbungen. Ich freute mich höchlich, an dem Orte meiner neuen Bestimmung in der bedeutenden Stellung eines Landraths einen alten Freund anzutreffen, an den ich lange nicht gedacht hatte. Natürlich schloß ich mich gleich an ihn an, und wir theilten von da an unser amtliches und häusliches Leben um so inniger, als sich seine Frau der meinigen mütterlich annahm. An diesem Verhältnisse ärgerten sich die beiden Superintendenten. „Die Zeiten Karl Theodor's und der Jesuiten sind wiedergekehrt", sagten sie, „alle Beamten katholisch! Wir hofften an dem neuen Director eine

Stütze zu gewinnen, und siehe da, er ist Ein Herz und Eine Seele mit diesem «katholischen Bleikopf»", wie sie den Landrath nannten. Aus meinen vorhergehenden Erzählungen geht hervor, zu welchem gegenseitigen Hasse sich das ursprüngliche Mistrauen zwischen der ersten Verwaltungsbehörde der Stadt und der evangelischen Geistlichkeit steigerte; ich aber blieb stets meinem freundschaftlichen Verhältniß zum Landrath treu und erlaubte mir nur, es ihm offen zu sagen oder zu schreiben, wenn ich glaubte, daß er ungerecht oder leidenschaftlich gehandelt. An Misverständnissen zwischen uns und in unsern amtlichen Berührungen fehlte es nicht. Hout hegte aufrichtige Freundschaft für mich; aber er war herrisch und nur zu geneigt zu Uebergriffen in mein amtliches Gebiet, die ich dann stets als Träger des Amts zurückzuweisen mich verpflichtet hielt. Zwei mal kam es zu einem scharfen Briefwechsel. Das erste mal war ich im Unrecht; das zweite mal er. Er schickte mir ein Schreiben mit der Unterschrift: „Der königliche Landrath", worin er von mir verlangte, bei irgendeiner Gelegenheit eine öffentliche Rede zu halten. Ich antwortete ihm, daß er in diesem Tone wol an die Bürgermeister seines Kreises, nicht aber an mich schreiben dürfe. Den ersten Fall habe ich bereits bei Gelegenheit der demagogischen Umtriebe erzählt. Aber diese und ähnliche kleinere Häkeleien störten nicht im mindesten unsern freundschaftlichen Verkehr. Er besuchte mit seiner Familie meine Gesellschaften und ich mit meiner Frau die seinigen, und diese Gesellschaften waren stets heiter, oft auch geistreich belebt. Ein betrübender, für mich wahrhaft schmerzlicher Vorfall, an

welchem ich aus Freundschaft für ihn und seine Frau theilnahm, zerriß den Faden unserer Freundschaft, kurz vor meiner Versetzung nach Koblenz. Noch lange habe ich die Wunde gefühlt und kann noch jetzt nicht ohne Schmerzen an den Vorfall denken, der sie mir schlug. Die letzten Jahre des thatkräftigen und sicherlich auch verdienstvollen Mannes waren voll schwerer Leiden.

Mit vieler Liebe erinnere ich mich einer andern kreuznacher Persönlichkeit, die mir von Anfang an mit treuem und weisem Rathe zur Seite stand und der ich Belehrungen zu verdanken habe, die für mich von großem Werthe gewesen sind. Hätte ich nur immer seine Rathschläge befolgt! Ich habe unter den Pfälzern keinen einzigen, und auf meinem ganzen Lebenswege nur drei oder vier Menschen kennen gelernt, die mit soviel Besonnenheit, mit so klugen Augen und so treffendem Urtheile in die sittlichen und materiellen Zustände des Lebens blickten, als der Kassenverwalter der Salinen Theodorshalle,

Herr Mohr.

Und nicht allein war es das Nützliche und Schädliche im häuslichen und bürgerlichen Leben, was er deutlich und stets richtig sah, sondern er verstand es auch, das Spiel der Interessen, die das Leben in Dörfern und Städten bewegen, auf das Leben und die Interessen ganzer Staaten zu übertragen und hieraus politische Urtheile zu entwickeln, die ihn über manchen Staatsmann von Profession erhoben. Ich habe über die Natur des

Geldes viel reden und dociren hören, aber Keinen gefunden, der die Rolle, welche das Geld im praktischen Leben nach der guten und nach der bösen Seite hin in kleinen und großen Verhältnissen spielt, so deutlich erkannt und erklärt hätte als Herr Mohr.

Nach meiner oft schon angedeuteten Gewohnheit sah ich mich gleich nach meiner Ankunft in Kreuznach nach Männern und Frauen um, in deren Ideenkreise und Empfindungsweise ich das mir unbekannte Volksleben, in welchem ich als Lehrer wirken sollte, kennen lernen könnte. Ich suchte sie in den verschiedensten Lebensstellungen, unter Kaufleuten, Fabrikanten, Handwerkern und Bauern, und fand auch manchen verständigen wackern Mann, der mir die gewünschten Dienste leisten konnte, namentlich einen Blaufärber, Namens Trautwein, dessen Sohn einer meiner besten Schüler war, und einen Tabacksfabrikanten, Namens Gräf, dessen Söhne jetzt eine großartigere Rolle in der Fabrikantenwelt spielen, als der Vater zu thun sich erkühnt hätte. Einer dichterischen Persönlichkeit, die sich mir gleich nach meiner Ankunft als Führer zu den Alterthümern und merkwürdigsten historischen Denkmälern der Umgegend darbot, habe ich schon erwähnt. Dieser war es, der mich zuerst mit dem Herrn Mohr in pfälzischer Weise bekaunt machte. „Hier", sagte er, als wir einmal von einem Spaziergange über Theodorshalle zurückkehrten, „wohnt ein alter Freund, der den besten Wein im Keller hat; bei dem wollen wir einsprechen." Herr Mohr überhörte die etwas lächerlich begeisterten Exclamationen über alte Schnitzwerke, die mein Führer in Altenbaumberg bei dem dortigen Gast-

wirthe entdeckt haben wollte, und wandte sich mit so verständigen Fragen an mich, daß ich in ihm sogleich den Mann erkannte, der mir die beste Auskunft über Alles, was ich zu wissen wünschte, ertheilen könne. Wiederholte Besuche und Gegenbesuche gaben mir bald die Gewißheit, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Er war ungefähr 20 Jahre älter als ich, reichte also mit seinen Erinnerungen noch ziemlich weit in die Zeiten Karl Theodor's und der freisinnigen Richtungen am mainzer Hofe. Die wissenschaftliche Bildung, welche er sich auf Schulen und Universitäten erworben, und sein praktischer Verstand hatten ihn befähigt, den Umschwung der deutschen Literatur zu beobachten und ihren Einfluß auf das Leben zu beurtheilen. In religiöser Beziehung behauptete er den Standpunkt einer weisen Neutralität. „Es geht über menschliches Vermögen hinaus, alle Entbehrungen, alle Schmähungen und Verfolgungen und alle Qualen zu erdulden, und doch die Liebe zu Gott und den Menschen so zu lehren und so zu bethätigen.“ In diesem Satz lag ihm der Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums; alle andern hielt er für überflüssig. Parteistreitigkeiten, zumal leidenschaftlichen, war er von Herzen feind, und so oft sich solche in Gesellschaften, wo er gegenwärtig war, entzündeten, war er stumm wie ein Fisch, mochte es sich um kirchliche oder politische Fragen handeln. Nur in ruhigen Gesprächen mit nähern Freunden sprach er seine Ansichten aus, die ich meinestheils fast immer treffend und gerecht fand. Ehrgeizige Bestrebungen lagen ihm fern, vielmehr genoß er mit großer Bescheidenheit des Ansehens, welches Vermögen,

verbunden mit Redlichkeit, Wohlwollen und geselliger Liberalität, überall in der Welt gibt. Die Gesellschaften, zu welchen er seine Freunde einlud, zeichneten sich aus durch ausgesuchte Speisen, edle Weine und angenehme, eigenthümlich gemäßigte Heiterkeit. So war der Mann beschaffen, durch den ich die gewünschten Belehrungen über Vergangenheit und Gegenwart des Lebens am pfälzischen Rhein in vollem Maße erhielt. Er beschränkte sich nicht auf Schilderungen des furchtbaren Drucks, welchen die Jesuiten, die kurfürstlichen Maitressen und die im höchsten Grade corrumpirten Beamten aller Classen auf das Leben des Volks, vorzüglich des protestantischen, geübt, sondern führte mich auch zu alten Leuten in der Umgegend, die mir aus eigener Erfahrung davon erzählen konnten. Bei dieser Gelegenheit lernte ich auch einen merkwürdigen alten Bauern in Badenheim, Isaak Maus mit Namen, kennen. Dieser Mann hatte sich aus eigenem Antriebe durch Lectüre eine Bildung erworben, die ihn befähigte, im Anfange der neunziger Jahre als politischer Schriftsteller und Dichter aufzutreten. Der Kurfürst von Mainz hatte sogar seine Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet und ihm eine Stelle bei der Kammer in Mainz angeboten. „Das Anerbieten", erzählte er mir selbst, „war verführerisch; ich ging nachdenklich hinter meinem Pfluge her, überwand meine Eitelkeit und rief, lustig mit meiner Peitsche knallend: «Freiheit und Bauernkittel, kein Fürstendiener!»" Bekanntlich wurden, als die Franzosen heranrückten und Mainz eingenommen hatten, an der linken Rheinseite eine Menge von Schriften gedruckt und über den Rhein geworfen, in welchen die liederliche

Wirthschaft unter der Regierung Karl Theodor's nach dem Leben geschildert war. Zu diesen Schriftstellern gehörte auch der Bauer Isaak Maus. Der Mann war daher für meine Forschungen keine unbedeutende Quelle. Ich besuchte ihn öfters und lud ihn ein, bei mir zu Mittag zu speisen, so oft er mit seinen Früchten auf den kreuznacher Markt komme, was in der Regel jeden Dienstag geschah. Ich hatte also Gelegenheit, ihn völlig auszuschöpfen. Häußer, der vortreffliche pfälzische Geschichtschreiber, kennt seine Schriften besser als ich; aber ihn selbst und andere lebendige Zeugen jener Zeit hat er nicht so gut gekannt als ich. Die politische Weisheit des Herrn Mohr bestand in richtiger Erwägung der Kräfte, die sich um Parteiinteressen scharen. Zur Uebung in solchen Erwägungen hatte ihm die Geschichte Frankreichs seit dem Ausbruche der Revolution reichliche Gelegenheit geboten, und er hatte sie nicht schlecht benutzt. Mit dieser Wagschale wog er die Regierung Karl's X. und fand sie zu leicht. Er hielt diesen Monarchen für einen Mann, dessen ohnehin beschränkter Verstand durch die Vorspiegelungen der Jesuiten und der Emigranten so stumpf geworden, daß er eines gesunden politischen Urtheils völlig unfähig sei. „Er verletzt", sagte Herr Mohr, „das aus der Revolution hervorgegangene Nationalgefühl der Franzosen, und ertheilt zugleich mittels der Preßfreiheit allen zahmen und wilden Geistern die Erlaubniß, diese Verletzung zu stacheln und zu steigern. Mehr Vertrauen setzte er in die Regierung Ludwig Philipp's und hielt die Schrift Châteaubriand's: „De la restauration et de la monarchie élective", die damals (1831) in der Rheinprovinz viel

Aufsehen erregte, für eine Ausgeburt der Eitelkeit und Altersschwäche. Er meinte, die republikanischen Institutionen, mit denen Ludwig Philipp seinen Thron umgeben, würden demselben ein festeres Fundament geben, als der Jesuitenaltar dem Throne Karl's X. gegeben habe. Ich war zur Zeit dieser Revolution mit dem Bau eines neuen Hauses und mit andern Vorbereitungen zu einer dauernden Ansiedelung in Kreuznach beschäftigt, und kann nicht leugnen, daß die allgemeine Befürchtung, welche sich auch der Bankiers bemächtigt hatte, es werde nun Alles darunter und darüber gehen, mich doch auch ein wenig erschütterte. Herr Mohr aber rieth mir, ruhig mit meinem Bau fortzufahren. Seine Betrachtung war diese: Ludwig Philipp hat die Besitzenden für sich und ist selbst der größte aller Besitzenden. Zu diesen Besitzenden gehören auch die Lenker der umgebenden Staaten. Alle erkennen die Gefahr, wenn der Pöbel in Frankreich zur Herrschaft käme und den Pöbel der andern Staaten ansteckte, und erschrecken vor dieser Gefahr. Sie verstehen sich und werden es zu keinem Kriege kommen lassen. Ich folgte seinem Rathe. An dem Gedeihen des Gymnasiums nahm er von Anfang an um so lebhaftern Antheil, als er seinen einzigen Sohn dieser Anstalt anvertraut hatte. Ich erblickte in dem Knaben ein bedeutendes praktisches Talent und zweifelte nicht daran, daß er vermöge desselben im Staatsdienste zu den höhern Verwaltungsstellen emporsteigen werde. Er wählte aber, dem Abiturientenexamen nahestehend, die kaufmännische Laufbahn und ist jetzt Chef eines bedeutenden Handlungshauses in Amsterdam.

Meinen Ankauf von Grundstücken und meine Weinbergsanlagen machte ich, nachdem der Entschluß, in Kreuznach zu leben und zu sterben, gefaßt war, unter Mohr's sachverständigem Beirath. Niemand hätte mir bessern Unterricht in der Bewirthschaftung von Weinbergen geben können als er. Seinen Hauptgrundsatz sprach er in den Worten aus: „Wenn der Weinberg nichts einträgt, dann muß der Keller eintragen." Er meinte nämlich, der Weingutsbesitzer müsse den Ertrag guter Weinjahre so lange in seinem Keller verwahren, bis schlechte Weinjahre die Preise gesteigert. Nach diesem Grundsatze wurden meine Einrichtungen getroffen und sein Schwiegersohn, der Salinendirector Schnödt, ebenfalls mein Freund, baute mir Keller und Haus. Als nun der Ruf zur Uebernahme der Provinzialschulrathsstelle an mich erging, rieth er mir die Annahme dringend ab. Er fürchtete meinen ökonomischen Ruin und weissagte mir eine unruhvolle Zukunft. Sonst pflegte er wol mit eigenen kleinen Gedichten zu warnen; jetzt hielt er mir die bekannten Verse des Dichters vor: „Willst du immer weiter schweifen? u. s. w." Wie oft habe ich es, mit Recht oder Unrecht, beklagt, seinen Rath nicht befolgt zu haben! Im Jahre 1848, wo ich es am meisten zu bereuen Ursache hatte, reiste ich im Monat Juni nach Kreuznach und suchte Rath und Trost bei ihm. Nichts beweist den klaren Blick des sehr alten Mannes in die Verhältnisse der bewegenden Kräfte des Lebens mehr als Das, was er mir damals sagte. „Alle", sprach er, „die Ehre und Gut zu wahren haben, werden sich um den König

scharen und die königliche Macht herstellen; dann wird der König erst soviel, dann soviel, dann soviel und zuletzt mehr als er früher gehabt hat zurücknehmen", wobei er das fortschreitende Maß des Zurücknehmens mit dem Zeigefinger der rechten Hand an dem Zeigefinger der linken andeutete. Eine kurze Krankheit machte seinem durch weise Mäßigung glücklichen Leben im vorigen Jahre ein Ende.

Ich lasse die mir sehr werthen Erinnerungen an einen Standesgenossen folgen, dessen Name allen Lehrern und Schülern unserer Gymnasien und Realschulen rühmlichst bekannt ist, und führe damit meine Leser auf den pädagogischen Tummelplatz, wo es seit 30 Jahren ebenso lebhaft hergeht als auf dem politischen und kirchlichen.

Der großherzoglich hessische Oberstudienrath Dr. Th. Schacht

nimmt meines Erachtens unter den Männern, welche sich um die Unterrichtsmethode der Geographie verdient gemacht, den ersten Platz ein. Ich glaube darüber ein Urtheil zu haben, weil ich den Einfluß seiner Lehrbücher auf diesen Unterrichtsgegenstand in vielen Schulen zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Er steht freilich wie alle Andern auf den Schultern Ritter's, des Schöpfers der allgemeinen vergleichenden Geographie; aber die Idee Ritter's, den Zusammenhang der Geographie mit Leben

und Geschichte nachzuweisen, hat keiner so handhäbig für Lehrer und Schüler an Gymnasien und Realschulen ausgeführt als Schacht. Will man das Verdienst, welches darin liegt, ermessen, so muß man sich erinnern, wie elend es mit diesem Unterrichtsgegenstand vor Schacht's und Anderer Lehrbüchern aussah. „Da ließen sie“, sagt ein geistreicher Philologe, „in den untern Classen alle Bäche, Hügel und Pfützen, dazu die sämmtlichen französischen Departements, alle Feuerstellen in jedem Marktflecken, nebst den Runkelrübenzuckerfabriken, behufs öffentlicher Prüfungen auswendig lernen und herleiern, damit die Schüler nachmals, als Secundaner, von der ganzen Herrlichkeit so gut als nichts mehr wissen, und nicht selten Posen nach der Schweiz, und Konstanz nach Polen verlegen. — Herr Pastor Cannabich verfehlt nicht, der lieben Jugend die Zahl der H.... in den großen Städten getreulich anzugeben, z. B. London hat 16 Seminarien und lateinische Schulen mit 5000 Schülern und 70,000 H....“ Wirklich, war es so wie diese Schilderung lautet; ich habe noch in den dreißiger Jahren manchen Lehrer der Geographie an höhern Schulanstalten kennen gelernt, der nichts von der mathematischen und physischen Geographie wußte, keine deutliche Anschauung von der Oberfläche der Erde, keine von den Gebirgszügen und Flußgebieten eines Landes hatte, geschweige denn von irgendeinem Zusammenhange der Geographie mit der Geschichte etwas wußte. Jetzt lehrt jeder gute Seminarist in den Volksschulen besser Geographie als jene gelehrten Leute, die mit ihren jämmerlichen Stümpereien die Knaben ohne allen Nutzen quälten. Diesen Fort-

schritt haben wir hauptsächlich den Lehrbüchern Schacht's zu verdanken.

Wir lernten uns schon in Heidelberg durch Vermittelung eines gemeinschaftlichen Freundes kennen, dessen Name in der belletristischen Welt sehr bekannt und in der politischen nicht unbekannt ist. — Als ich nach Kreuznach berufen wurde, war Schacht Lehrer an dem Gymnasium in Mainz. Die Nähe beider Städte erleichterte die Wiederanknüpfung unsers frühern freundschaftlichen Verhältnisses. Wir besuchten uns gegenseitig, mitunter auf längere Zeit. Auch unsere Frauen lernten sich kennen und schätzen. Beide waren sehr lebhaft und nahmen daher auch einen oft nur zu lebhaften Antheil an unsern politischen Gesprächen. Er war auf der liberalen Seite und begeistert für Polen und Griechen, folglich seine Frau auch; ich stand auf der conservativen Seite und konnte weder bei den Polen noch bei den Griechen die Fähigkeit einer selbständigen Staatenbildung erkennen, folglich meine Frau auch nicht. Da kamen denn die beiden Frauen oft gewaltig hintereinander, zum Ergötzen ihrer Männer; denn sobald von Küche und Kindern die Rede war, waren sie wieder ein Herz und eine Seele. Wir Männer durchsprachen die Sachen ernster, konnten uns aber nie einigen, was indessen unserer Freundschaft nicht den mindesten Eintrag that. Noch bis auf den heutigen Tag sind in dieser Beziehung unsere Richtungen verschieden. Politische und kirchliche Blätter, die ihm abscheulich und verrucht scheinen, kann ich nicht so ohne weiteres verdammen; aber sein Publicum war und ist ein viel größeres als das meinige. Schacht's Talente

und Neigungen bewegten sich von jeher auf dem pädagogischen Gebiete. Er war, wie Volkhausen, ein Schüler Pestalozzi's. Die darmstädtische Regierung erkannte seine Leistungsfähigkeit und den Umfang seiner Erfahrungen auf diesem Gebiete und zog ihn in die Schulverwaltung, wo sich seiner Thätigkeit ein größerer Spielraum darbot. Gewiß hat er hier Bedeutendes geleistet; allgemeiner bekannt geworden ist er als Hauptvorkämpfer in dem noch nicht geschlichteten Streite zwischen Gymnasien und Realschulen. Eine Geschichte dieses Kampfes würde nicht hierher gehören und auch überflüssig sein, da sie in andern Büchern bereits vorliegt; aber eine Hervorhebung der Hauptmomente dürfte doch erfoderlich sein, um zu zeigen, daß mein Freund nicht allein um die Methode des geographischen Unterrichts sich Verdienste erworben, sondern auch dem Schulwesen im Allgemeinen seine patriotische Aufmerksamkeit gewidmet.

Was schaffen die 60—70,000 Lehrer aller Grade, welche Deutschland mit einem ungeheuern Kostenaufwande unterhält? Wohin führen sie die heranwachsende Generation? Das war die große, tief in das Leben der Nation eingreifende Frage, die alle Schulmänner, welche ein Herz für das Vaterland hatten, beschäftigte, vorzüglich meinen Freund Schacht. Wer dieser Frage näher nachgeht, gelangt zu betrübenden Resultaten. Werfen wir einen Blick auf das Volksschulwesen, so treten uns sogleich Uebelstände der schlimmsten Art entgegen. Die frankfurter Nationalversammlung, erzählt uns Jakob Grimm, sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer fast überflutet. Sie wollten höher und un-

abhängiger gestellt werden, das ganze Reich in ein Schulregiment umgewandelt wissen. „Es ist nicht unbekannt", heißt es wörtlich bei Jakob Grimm, „welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Schullehrern, Communisten und Proletariern fast durchgehends stattfand und nicht ohne Gefahr für die Gemeinde bleiben konnte; den schlüpfrigen Abweg selbst betretend, trugen sie eifrig dazu bei, das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zur Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistig Entwickelung, empfohlen sei, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl fröhnen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Witwengehalte sichern." Ich habe viele dieser hochmüthigen und ganz verdrehten Leute in den Schulen selbst kennen gelernt und kann also die Wahrheit Dessen, was Jakob Grimm sagt, aus eigener Erfahrung bestätigen, ja, ich könnte noch Schlimmeres, was ihre Wirksamkeit in den Schulen angeht, hinzufügen. Dieses nicht genug zu beklagende Uebel ist aus den Schullehrerseminarien hervorgegangen, die ihrerseits ihr Dasein verkehrten und verderblichen Ideen von Hebung der Volksbildung zu verdanken haben.

Nicht tröstlicher lautet die Antwort, wenn man nach den Zuständen der Gymnasien fragt. Die Genesis der Uebel, die hier herrschen, zeigt uns am besten die traurige, das geistige Leben tödtende Beschaffenheit derselben.

Die Gymnasien dienten ursprünglich, wenigstens seit der Reformation, der Vorbildung zu den Universitätsstudien der Kirchen- und Staatsdiener. Ihre Thätigkeiten waren hauptsächlich auf formelle Bildung mittels der alten Sprachen gerichtet. Wer sonst noch an dem Unterricht theilnehmen wollte, konnte es ungehindert thun; aber man nahm keine besondere Rücksicht auf sie. Viele thaten es, und so floß denn aus den Gymnasien freilich auch in den Bürgerstand, im nördlichen Deutschland auch in den Bauernstand, geistige Bildung und Tüchtigkeit; im Allgemeinen aber beschränkte sich diese Art von Schulbildung auf den engen Kreis der Professoren und Studenten. Mit dem Umschwunge der Literatur und dem Einflusse, welchen sie mehr und mehr auf das Leben übte, traten dann auch andere Foderungen an das Leben hervor. Die Zahl Derer, die nicht studiren, aber eine dem neuen Zeitgeiste angemessene Bildung haben wollten, wuchs. Die Gymnasien konnten mit ihrer hergebrachten Einrichtung und ihren pedantischen Lehrern den neuen Foderungen nicht genügen. Es entstanden Privatanstalten mit andern Lehrgegenständen und ganz neuen Methoden. Die Raschheit, womit diese zehn mal kostspieligern Anstalten die Jugend der höhern und höchsten Stände in ihren Kreis zogen, beweist, wie allgemein das Bedürfniß einer andern Bildungsweise gefühlt wurde. Die Gymnasien magerten ab, und die Regierungen erkannten die Nothwendigkeit einer Reform derselben. Hier begann nun das verderbliche Uebel der Ueberfüllung der Gymnasien mit Lehrgegenständen, wozu dann noch, um die geistigen Kräfte der Jugend vollends zu ersticken,

unter dem Einflusse sehr unpädagogischer Fachgelehrten auf unklare Schulverwaltungsbehörden die ganz unvernünftige Steigerung der Foderungen in den einzelnen Lehrgegenständen hinzukam, welche ihren Ausdruck in dem Abiturientenprüfungsreglement gefunden hat. Man wollte die bildende Kraft, welche in dem Studium der classischen Sprachen liegt, zu einer noch höhern Potenz erheben und zugleich die früher nur beiläufig betriebenen Lehrgegenstände, deutsche Sprache, Mathematik, Physik, Geschichte und Geographie, sowie die neu hinzugekommenen so steigern, wie es vernünftigerweise nur in besondern, für diese Lehrgegenstände bestimmten Schulen hätte geschehen können. Auch Jakob Grimm erklärt in der schon gedachten akademischen Rede über „Schule, Universität, Akademie", diese „immer steigende Verlegenheit bringende Ueberfülle der Lehrgegenstände" für ein wahres Unheil und findet „das den Eingang zur Universität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen verwerflich".*

Um die den einzelnen Lehrgegenständen gesteckten Ziele zu erreichen, mußte man Fachlehrer anstellen und überhaupt die Zahl der Lehrer vermehren. Da wurde denn das Uebel erst recht schlimm. Jeder Fachlehrer nahm Zeit und Kraft der Schüler für seinen Gegenstand in Anspruch und sie übten, indem sie untereinander in Streit geriethen, jeder für sich nach Kräften jenen Geist und Leben tödtenden Druck auf die Jugend, worüber sich die Aeltern mit so vielem Recht seit Jahren beschwert haben und noch beschweren. Die classischen Philologen, welche Jakob Grimm „vornehmer, streitsüchtiger und gegen Fehler unbarmherziger" nennt als alle andern Fach-

gelehrten, wollten sich ihre alte Herrschaft und ihre alte Ehre nicht nehmen lassen; die Mathematiker, ebenso hochmüthig und streitsüchtig, machten die ihnen in dem Abiturientenreglement auferlegte Pflicht geltend, und die Uebrigen thaten auch das Ihrige, um mit Ehren bestehen zu können. Es gibt nur wenige Lehrerconferenzen, wo es friedlich und mit harmonischer Berücksichtigung der Leistungsfähigkeit der Schüler hergeht. Der Eine ruft: Griechisch und Lateinisch! der Andere: Mathematik und Physik! der Dritte: Geschichte und Geographie! der Vierte: Deutsche Sprache und Nibelungen! der Fünfte: Neuere Sprachen! der Sechste: Philosophische Propädeutik! und dann will doch auch der Geistliche für den Religionsunterricht sein Recht. So von verschiedenen Seiten her angerufen bleibt dem Director kaum etwas Anderes übrig, als die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend den Drängern preiszugeben. Zur Vertheidigung des Vielerlei und der gesteigerten Foderungen im Einzelnen hat man auf die Vervollkommnung der Lehrmethoden und der Lehrmittel hingewiesen. Wie schlimm es damit in der Wirklichkeit aussieht, wissen alle einsichtigen Schulräthe; aber Die, welche die Macht etwa in Händen hätten, es zu ändern, wissen es nicht, und können es nicht wissen. Ich wenigstens habe keinen Präsidenten und keinen Minister kennen gelernt, der etwas Rechtes vom Schulwesen verstanden hätte. Im Jahre **1838** ließ Dr. M. Axt, damals in Wetzlar, jetzt Director des Gymnasiums in Kreuznach, eine Schrift „Ueber den Zustand der heutigen Gymnasien" drucken, worin er die Lehrer und ihre Methoden so nach dem Leben

schilderte, daß viele sich persönlich getroffen fühlten und ein Geschrei gegen ihn erhoben. Wenn auch Uebertreibungen in dieser Schrift vorkommen, so habe ich doch in meiner damaligen Stellung als Schulrath zu den Porträts des Dr. Axt nicht wenige Originale angetroffen. Die herzerfreuliche und fruchtbare Wechselwirkung zwischen Lust des Lehrens und Lust des Lernens findet man nur noch hier und da, meist bei untergeordneten Lehrern; dagegen sehr häufig lieb- und maßloses Eindringen von Seiten der Lehrer und brummiges Widerstreben von Seiten der Schüler. Wie tief aber die pädagogische Einsicht gesunken ist, kann Jeder, der nur ein wenig gesunden Menschenverstand hat, an den Themas zu den schriftlichen Arbeiten der Schüler erkennen. War es zu verwundern, wenn Männer des Volks, wie Schacht, von den Gymnasien kein Heil für die deutsche Jugend erwarteten und wenigstens für den zu gewerblichen Thätigkeiten bestimmten Theil derselben besondere Schulen zu erstreben suchten? Sie haben ihren Zweck zum großen Theil erreicht und damit auch die Idee vereitelt, von der man beim Reformiren der Gymnasien vor 30 Jahren ausging, nämlich die Gymnasien so einzurichten, daß auch die nicht studirende Jugend aus den höhern Ständen ihr volles Genüge in denselben finden könne. Die Ueberladung der Gymnasien aber ist geblieben, und es wird keine leichte Aufgabe sein, das rechte Maß wiederzufinden und, unbeschadet der jetzt auch für den Beamtenstand unentbehrlichen Bildungselemente, an die Stelle des Falschen zu setzen. Wie sehr sich die Foderungen an den Beamtenstand durch die Veränderung

der Lebensverhältnisse gesteigert haben, sieht man am deutlichsten, wenn man Dienstinstructionen aus dem vorigen Jahrhundert mit solchen jetziger Zeit vergleicht. Eine bei meiner Urkundensammlung befindliche landesherrliche Dienstinstruction vom Jahre 1781 verlangt weiter nichts als „1) Neigung den Willen des Herrn genauest zu erfüllen; 2) unverbrüchliche Treue; 3) durchgängige Redlichkeit und 4) thätigen Diensteifer." Alles Andere ließ man dahingestellt sein. Unter diesen Bedingungen konnte man denn freilich auch zu jeder Beamtenstelle durch Gunst oder durch Kauf gelangen.

Von Uebertreibungen und irrthümlichen Auffassungen sind aber auch die Realschulmänner nicht freigeblieben, und ich weiß nicht, ob ich meinen Freund Schacht davon ausnehmen darf. Gefährlich scheint mir namentlich die Verwechselung mit den eigentlich technischen Bildungsanstalten und das Verkennen der bildenden Kraft, die in der lateinischen Sprache liegt, mit der überdies das geistige Leben in Deutschland so verwachsen ist, daß eine gänzliche Unkenntniß derselben zum Ignoranten stempelt. Das Eine führt zu derselben Ueberladung, woran die Gymnasien todtkrank daniederliegen, das Andere zur Oberflächlichkeit.

Indessen kam doch mein Freund einmal in Gefahr, seine Popularität zu verlieren. Die Wahlmänner des Wahlbezirks Osthofen in Rheinhessen hatten ihn im Jahre 1832 zu ihrem Deputirten ausersehen und befragten ihn um seine politische Meinung in einem Schreiben, worin sie zugleich ihre eigenen Ansichten darlegten. „Wir gehören", sagten sie, „zu den entschiedenen Freunden

der constitutionellen Monarchie; wir wollen einen Rechtszustand zwischen Fürst und Volk, Ordnung, Freiheit in gesetzlichen Schranken. Jeder Bürger eines constitutionellen Staats gehört nothwendig, wenn er diesen Namen verdienen will, einer Partei an und bestrebt sich seine Principien geltend zu machen; dieses wechselseitige Streben enthüllt die Wahrheit. Die bessere Partei wird endlich siegen und wird dann dem Staate seine Richtung geben. Welcher Partei gehören Sie an?" — Diese Nachahmung englischer und französischer Sitte kam öfters in der Rheinprovinz vor. Schacht antwortete: „Den Absolutismus halte ich für unverträglich mit der Würde eines freien, den Rechtszustand ehrenden und den Werth der Bildung erkennenden Volks. Aber nicht allein verwerfe ich ihn in der Gestalt einer Alleinherrschaft, sondern ebenso, wenn er als Familienaristokratie oder als Herrschaft einzelner ehrgeiziger Chefs des Demokratismus erscheint. Ebendeshalb bin ich denjenigen Staatsformen zugethan, wo durch gesetzliche Schranken sowol die Monarchie als die Volksherrschaft in festem Zügel gehalten, und der Rechtszustand gegen die Willkür gewahrt wird. Mit andern Worten: Ich bin als Mensch constitutionell überhaupt, und als Deutscher, laut meiner Ueberzeugung in Hinsicht der für unsere Staaten allein angemessenen Form, constitutionell-monarchisch gesinnt. Als hessischer Staatsbürger liegt mir die Erhaltung unserer jetzigen, dem Fürsten und dem Volke zustehenden Rechte und Freiheiten am Herzen, gegen deren Beeinträchtigung, von welcher Seite sie auch ausgeht, ich die Volksvertreter so gut als den Fürsten selbst zu protesti-

ren verpflichtet halte." Daraufhin wurde Schacht wirklich gewählt, obwol nicht ohne Widerspruch; denn vielen Wahlmännern gefiel doch der zuletzt angeführte Passus seines Schreibens nicht. Seine Wirksamkeit in der Kammer entsprach ganz dem abgelegten politischen Glaubensbekenntnisse. Da er aber öfter Veranlassung hatte, gegen Beeinträchtigung der Rechte des Fürsten als gegen Beeinträchtigung der Freiheiten des Volks zu kämpfen, so hieß es: „er geht zu weit rechts, er ist, wie alle Beamte, ein Fürstendiener, haben wir euch nicht gewarnt?" u. s. w. Dergleichen Reden konnte man in allen Wirthshäusern, in Bingen, in Badenheim, in Fürfeld und sogar in Hackenheim, wo mein Gütchen lag, hören.

XVIII.

Häuslichkeit und geselliges Leben.

Die menschliche Natur ist mit so vielen Anlagen zu einem edeln und glücklichen Leben ausgestattet, daß kein Bibelspruch mehr Wahrheit enthält als der: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz." Ich will hieran keine Wehklage über den Sündenfall knüpfen, der das Herz der Fülle göttlicher Liebe entleert und, wie ein Theologe sich ausdrückt, „in eine vergiftete Quelle, in

einen verfluchten Acker voller Unkraut, in ein Raupennest voll böser Lüste und schändlicher Begierden" verwandelt hat, vielmehr den Gegensatz geltend machen, daß, soviel Wahrheit auch die Lehre von der Erbsünde haben mag und wirklich hat, doch die angeborene sittliche Kraft des menschlichen Gemüths noch Empfänglichkeit genug für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen hat, um sie unter günstigen Umständen im häuslichen und geselligen Leben zu verwirklichen. Dies gilt vorzüglich von dem weiblichen Geschlecht, weil es von Natur ein feineres und empfindlicheres sittliches Gefühl hat als das männliche. Edle Frauen sind daher auch die Trägerinnen und Pflegerinnen alles Schönen und Menschenwürdigen im häuslichen und geselligen Leben. In ihnen lebt die Achtung vor der persönlichen Würde des Mannes, und wo sie walten, da weichen alle rohen Begierden und Leidenschaften. Solcher Frauen habe ich so viele in allen Ständen kennen gelernt, daß ich einen ganzen Bildersaal damit füllen könnte. Noch in meinen alten Tagen schwärmte ich in der Idee einer Anstalt für edle weibliche Bildung, die ich durch meine eigenen Töchter realisiren zu können hoffte. Nachdem sie mit der rechten Gesinnung und mit den erfoderlichen Kenntnissen dazu ausgerüstet waren, wurden sie alle hinweggefreit, und ich blieb allein in dem großen schönen Local sitzen, welches ich vorsorglich zum Behufe einer solchen Anstalt gekauft hatte. Die edelste von allen Frauen, die ich kennen gelernt, war es, die mein häusliches Glück schuf und zugleich den besten Theil desselben in ihrer eigenen Person hergab. Durch sie angezogen nahmen alle ihre

Freunde und Freundinnen theil an unserm Glück, besuchten uns, wohnten bei uns und erfreuten sich mit uns der schönen herrlichen Gegend. Sie selbst fühlte sich nirgends glücklicher als bei uns. Sie hatte hier Alles, was ihr lieb war, ihre beiden Söhne, ihre Pflegetochter und bald auch ihre eigene Tochter beisammen. Das Regiment fiel ihr von selbst zu. Liebe war ihr Regiment. Die leidigen Fragen: „Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?“ kamen bei uns nicht auf. Alles war in Fülle vorhanden und wurde bescheidentlich genossen. Luxus und Unersättlichkeit war nur in der Freude am Schönen der Natur und des Geistes. Zu den frankfurter Besuchen kamen auch die der bremer Freunde und Freundinnen. Oft war die ganze kleine Dienstwohnung angefüllt; aber selbst Die, welche in Palästen zu wohnen gewöhnt waren, schickten und fügten sich gern, ja mit einem besondern Behagen. Alle Freunde und Freundinnen, die ich in dem ersten Theile meiner Wanderung geschildert habe, gehörten zu den Besuchenden.

Auch in der Stadt selbst bildete sich bald ein schöner freundlicher Kreis heiterer und geistig belebter Geselligkeit. Es waren die Familien Hout, Lossen, Buß, Prieger, Eichhoff, Cauer, Mohr, Schnödt und Knebel, die sich mit uns zum Zwecke geselliger Erheiterung und Belebung zusammenfanden. Die Frauen hatten alle eine feinere Gemüthsbildung, einige, z. B. Frau Hout, auch eine höhere ästhetische und Kunstbildung. Die Männer waren befreundet; keiner hegte Mistrauen gegen den andern. Eine vollkommene, nie gemisbrauchte Freiheit der

Gedankenäußerungen herrschte. Gespräche über Religion wurden durch das Schicklichkeitsgefühl Aller ausgeschlossen, weil die Gesellschaft eine gemischte war; auch politische Zeitfragen wurden nur vorübergehend in kleinen Männergruppen berührt. Die Gesellschaften fanden jede Woche an einem bestimmten Abend bei einer der Familien nach festgesetzter Reihenfolge statt. Hinzugezogen wurden einzelne unverheirathete Herren, die an dem Tone der Gesellschaft Geschmack fanden und zur Belebung beitragen konnten. Man versammelte sich unter herzlichen Begrüßungen und genoß den Thee unter allerlei flüchtigen Mittheilungen und Fragen, während die Frauen sich von ihren Kindern und Mägden unterhielten. Dann wurden ausgesuchte dramatische Stücke rollenweise gelesen, auch wol bessere belletristische Schriften, z. B. Novellen von Tieck und die „Vier Norweger" von Steffens, von guten Lesern vorgelesen. Freien Lauf ließ man zum Schluß bei Tische, wo der jedesmalige Gastgeber für gute Weine zu sorgen nicht unterließ, allen anständigen Auslassungen der Heiterkeit und des Witzes, wobei der Bildhauer Cauer durch seine mimischen Talente und seine naiven Witze eine Hauptrolle spielte. Dieser liebenswürdige Künstler ist seitdem durch seine reinen und schönen plastischen Darstellungen, Idealstatuetten und Porträtstatuetten, ein allgemein bekannter Mann geworden. In Dresden war sein Name längst bekannt. Von da wurde er, ich weiß nicht mehr, auf wessen Empfehlung, als Zeichenlehrer an das kreuznacher Gymnasium berufen, wo er noch steht. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen, eines Mannes zu gedenken, dem ich meine Hochachtung

meine Liebe und meine innigste Theilnahme widmen mußte. Es war der Vorgänger Cauer's, ein Edelmann und zugleich ein edler Mann durch und durch, Herr von Leslie, Sohn eines in Wesel verstorbenen höhern Offiziers. Aber dieser edle Geist wohnte in einer verkrüppelten Zwerggestalt. Man hatte mir davon vor seiner Anstellung als Zeichenlehrer nichts gesagt, sondern nur Andeutungen gegeben, die ich nicht völlig verstanden. Ich erschrak daher, als er zum ersten mal bei mir eintrat, und hielt es für unmöglich, daß dieser verwachsene Zwerg die unruhige und lebhafte Jugend in die für den Zeichenunterricht erfoderliche Ordnung werde bringen und darin erhalten können. Es entging ihm der Eindruck, den seine körperliche Gestalt auf mich machte, nicht. „Haben Sie Geduld mit mir", sagte er, „Sie werden sehen, daß es so schlimm nicht ist. Leisten Sie mir nur Ihren Beistand für die ersten Stunden!" Von der feinern Bildung des Mannes überzeugte ich mich schon in dieser ersten Unterredung, sodaß ich ihm die aufrichtig gemeinte Versicherung gab, Alles zu seiner Unterstützung zu thun, was in meinen Kräften stehe. Gar bald machte ich an einem lebendigen Beispiele die interessante Erfahrung, daß der Geist es ist, der, wie überall, so auch in der Schule ordnet, regiert und Gehorsam schafft. Wie viele körperlich starke und bärtige Lehrer habe ich kennen gelernt, die mit allen ihren Drohungen und Prügeln nicht im Stande waren, auch nur auf kurze Zeit Disciplin zu halten! Dieser Krüppel flößte der Gymnasialjugend in Kreuznach in den ersten 14 Tagen soviel Respect ein, daß es nirgends ruhiger und ordentlicher herging

als in seinen Unterrichtsstunden. Nie hat er sich über irgendeinen Schüler bei mir zu beschweren gehabt, nie meine Hülfe in Anspruch genommen. Die Achtung und Aufmerksamkeit, welche ihm in meinem Hause und bald auch in andern Familien, besonders von Seiten der Frauen, zutheil wurde, that ihm wohl, und was er in solcher behaglichen Stimmung zur geselligen Unterhaltung beitrug, gehörte mit zu dem Besten. Seine Mutter war eine edle leidensvolle Frau, die von einer spärlichen Pension in Wesel lebte und bessere Tage gesehen hatte. Das Band der Liebe, welches Mutter und Sohn verknüpfte, war um so rührender für Andere, je inniger und kummervoller es war. Herr von Leslie litt an einer starken Einengung der Brust, die das Athemholen in zunehmendem Grade erschwerte und endlich unmöglich machte. Qualvoll waren die vier letzten Wochen seines Lebens. Im steten Kampfe mit dem Ersticken konnte er weder sitzen noch liegen. So schrecklich mir der Anblick war, besuchte ich ihn doch, so oft ich konnte. Er sah mich dann mit freundlichen Augen an und richtete den Blick noch oben. Wir verstanden uns und das gereichte ihm zum Troste. Für den Jammer der armen Mutter, die den elenden Körper, den sie von der Geburt an bis zu des Lebens Ende mit so treuer Mutterliebe gepflegt hatte, nun entseelt zu Grabe tragen sehen mußte, gibt es keine Worte. Ich habe sie später noch einmal in Wesel einsam und verlassen wiedergesehen.

Am heitersten belebt waren unsere Gesellschaften bei dem Salinendirector Schnödt, der das Talent besaß, mit einer gewissen klugen Umsichtigkeit das Angenehme

sowol im Geistigen, als im Materiellen vorzubereiten und das Unangenehme fernzuhalten. Herr Schnödt, Sohn eines wegen seiner Menschenfreundlichkeit allgemein beliebten Geistlichen in Fürfeld, wurde als junger Mann von den frühern Besitzern der Saline Münster zum Inspector derselben bestellt. Mein liebster Spaziergang von Kreuznach über die Berge nach dem Rheingrafenstein und von da durch das sogenannte Huttenthal über Münster zurück führte mich oft durch die Salinengebäude, wo ich immer die größte Unordnung wahrnahm. Von dem Augenblick an, wo Schnödt die Verwaltung übernommen, verschwand die Unordnung und Alles: Wege, Gebäude, herumliegende Holzhaufen und Brennmaterialien, gewann ein freundliches geordnetes Aussehen. Dies reizte mich, den Urheber persönlich kennen zu lernen. Ich besuchte ihn und fand einen Mann, dessen sittlicher und ästhetischer Sinn, verbunden mit Bildung, mir den Wunsch näherer Bekanntschaft einflößte. Aus der nähern Bekanntschaft entwickelte sich die vertraute Freundschaft, die ungetrübt bis auf den heutigen Tag fortgedauert hat. Auch Herr Mohr erkannte seinen sittlichen Werth und seine praktische Tüchtigkeit und gab ihm gern seine jüngste Tochter zur Gattin, die durch ihre Liebenswürdigkeit seiner vollkommen werth war. Die Ehe blieb ohne Kinder, aber nicht ohne die Freuden, welche Menschenfreundlichkeit, edle Gastlichkeit und gegenseitige Liebe gewähren. Das Schnödt'sche Haus ist noch jetzt, wie unser Dichter sich ausdrückt, „ein Haus voll schöner, freier Regungen der Gastlichkeit". In diesem Hause waren, wie gesagt, unsere Gesellschaften am liebsten versammelt, mit

so vielen Unannehmlichkeiten und Fährlichkeiten auch der Weg von Kreuznach nach Münster und zurück in den Winterabenden verbunden war. Einmal kam ich wirklich in Lebensgefahr.

Auch die Familie Knebel schloß sich unsern Kreisen an. Auf diesen Mann leitete mich die gründliche Vorbildung seiner Schüler bei ihrem Eintritt in das kreuznacher Gymnasium. Er war nämlich Rector des Progymnasiums in Simmern, von wo seine Schüler in das kreuznacher Gymnasium übergingen. Meine Bemühungen, ihn für Kreuznach zu gewinnen, hatten den erwünschten Erfolg, und ich gewann einen Lehrer, der dem Gymnasium in jeder Beziehung wesentliche Dienste geleistet hat. Seit Jahren ist er Director des evangelischen Gymnasiums in Köln. Seine Frau, eine geborene Vacano, paßte ihrem ganzen Wesen nach zu den Frauen unsers Kreises. Sie hatte ein edles echt weibliches Gemüth und eine Bildung, die sie im Allgemeinen den übrigen Frauen gleichstellte. Ein näherer, ein vertraulicher Umgang entwickelte sich zwischen ihr und meiner Frau. Ihr früher Tod wurde von Allen bedauert und betrauert.

Am innigsten mit uns verbunden war die Familie Lossen. Schon in Heidelberg war Lossen mein Freund gewesen. Ich fand ihn bei meiner Ankunft in Kreuznach als Postdirector angestellt, wie ich früher bereits bemerkt habe. Wenn Universitätsfreunde sich einige Jahre nach ihrem Eintritt ins praktische Leben wieder begegnen, dann ist immer die Freude groß. Jeder will wissen, wie es dem Andern gegangen, und jeder hört die Ge-

schichte des lange nicht gesehenen merklich veränderten Freundes mit mehr Begierde, als er die seine erzählt. Bei uns kam noch die Freude hinzu über unser künftiges Zusammenleben an einem und demselben Orte, wo wir Beide keine näher stehenden Freunde hatten als uns selbst. Seine Frau begrüßte mich mit einem ihr ganz eigenthümlichen freundlich vertrauensvollen Blick, in welchem ich den Gedanken las: ich will auch Ihr Freund sein. Und sie wurde meine Freundin im vollsten und edelsten Sinn. Ein kleines allerliebstes Töchterchen, noch nicht zwei Jahre alt, blickte an ihrer Seite neugierig und verwunderlich zu mir empor, und eben dieses Töchterchen war noch vor wenigen Wochen Theilnehmerin unserer häuslichen Weihnachtsfreuden. Meine Frau war bei ihrer Verheirathung erst 18 Jahre alt, und stand an Lebenserfahrung hinter Frau Lossen zurück; aber die Freundschaft der Männer führte die beiden Frauen bald zu einer so reinen, innigen und vertrauensvollen Freundschaft, wie sie wol selten in der Welt vorkommen mag. Frau Lossen hatte ihre religiöse Bildung von dem Bischofe von Trier, Herrn von Hommer, erhalten, zur Zeit, wo dieser noch als katholischer Geistlicher in Ehrenbreitstein stand. Ihm hing sie mit voller Liebe an und widmete ihm die Verehrung eines geistlichen Vaters. Meine Frau hatte ihre religiöse Bildung von dem Pfarrer Stein in Frankfurt erhalten, und widmete diesem dieselbe Liebe und Verehrung. Wie können zwei Frauen, von welchen die eine so katholisch wie Frau Lossen, die andere so lutherisch wie Frau Eilers war, Freundinnen in dem Grade sein, wie ich es ausgesprochen, ohne daß

eine von beiden auch nur das Mindeste von dem wesentlichen Inhalt ihrer religiösen Ueberzeugung aufgegeben hätte? Ja, das ist ein der Priesterwelt auf beiden Seiten verborgenes Geheimniß, in welchem einst das traurigste Räthsel unserer Nation seine Lösung finden wird. Es wird, dessen bin ich gewiß, die Zeit kommen, wo man in dem Kölner Dom ein gemeinschaftliches Te deum singen wird, ehe noch die demselben eingefügten neuen Steine verfaulen. Ich will nur noch bemerken, daß die Bücher „Von der Nachfolge Christi" nach Sailer's Uebersetzung beider Frauen Gebetbuch war, bevor sie sich einander gesehen, und dieser Bemerkung eine Antwort hinzufügen, die ich einst dem Propst Claessen in Aachen ertheilte. Propst Claessen war ein gelehrter, edelgesinnter und billig denkender Mann. Wir sprachen über die Lösung des eben angedeuteten Räthsels. Er erkannte die geschichtliche Nothwendigkeit der Reformation und leugnete auch den reinigenden Einfluß nicht, den sie auf die katholische Kirche geübt; bedauerte aber die Leidenschaftlichkeit Luther's und die Einseitigkeit Calvin's, wogegen er dieselben Fehler auf der andern Seite zuzugeben keine rechte Geneigtheit zeigte. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich: „Würden Sie, wenn es in Ihrer Macht stände, die katholische Kirche, wie sie in ihren Gliederungen und in ihrer Wirksamkeit jetzt leibt und lebt, aufheben und die evangelische an ihre Stelle setzen?" Die Frage frappirte mich. Ich hatte den Zusammenhang des christlichen Lebens in der katholischen Bevölkerung mit den Einrichtungen und Gebräuchen der katholischen Kirche kennengelernt und mich widerstrebenden Herzens über-

zeugen müssen, daß im Allgemeinen mehr Christliches in der bestehenden katholischen als in der bestehenden evangelischen Kirche lebt. Es hatte sich mir als eine ausgemachte Thatsache ergeben, daß die evangelische Geistlichkeit im Allgemeinen in aufopfernder pfarramtlicher Wirksamkeit weit hinter der katholischen zurückstehe. Darauf hinblickend antwortete ich mit scharfer Betonung: „Nein!“ setzte aber hinzu: „Fragten Sie mich, ob ich denn nicht katholisch werden wolle, so würde ich mit noch größerer Entschiedenheit ebenfalls Nein! sagen.“

Solange die beiden Freundinnen miteinander in Kreuznach lebten, kamen sie täglich zusammen, theilten alle ihre Leiden und Freuden und wirkten gemeinsam die Werke christlicher Wohlthätigkeit. Nach unserer Uebersiedelung nach Koblenz traten häufige gegenseitge Besuche und Briefwechsel ein. Nach meiner Versetzung nach Berlin nahmen die gegenseitigen brieflichen Mittheilungen einen trüben Ton an. Das berliner Wesen trübte den Sinn meiner Frau, die zunehmende Schwäche ihres Mannes den Sinn der Freundin. Einen lebendigen Mittelpunkt gegenseitiger Beziehungen gab Frau Lossen dadurch, daß sie uns eine ihrer Töchter auf längere Zeit anvertraute, die wir denn wahrlich auch mit aller Gewissenhaftigkeit in ihrem katholischen Glauben zu erhalten suchten.

Postdirector Lossen war ein Muster von dienstlicher Pflichttreue. Ein Postdirector kann sich sein Amt leicht und schwer machen; Lossen gehörte zu Denen, die es sich schwerer machten, als es nöthig gewesen wäre, und selbst seinen Vorgesetzten lieb war. Ganze Nächte opferte er

zum sichtbaren Nachtheil seiner Gesundheit dem Dienste. Ich fand seine Berichte zu ausführlich, zu scrupulös gewissenhaft; aber alle meine Ermahnungen, sich zu schonen, sich auf das Genügende zu beschränken, halfen nichts. Ebenso vergeblich waren die Vorstellungen, die sein nächster Vorgesetzter, unser gemeinschaftlicher Freund, der jetzige Geheime Oberpostrath Schüller, ihm machte. Außerdem belud er sich mit allerlei Vormundschaften und mit Sorgen für die Erziehung seiner Mündel aus evangelischen Familien, mit denen er verwandtschaftlich nicht verbunden war, mit Sorgen und Arbeiten für den ökonomischen Wohlstand seiner ganzen zahlreichen Familie, besonders seiner jüngern Brüder, endlich übernahm er auch noch die Besorgung meiner ökonomischen Angelegenheiten. Unter allen diesen Arbeiten litt seine Gesundheit mehr und mehr. Die Aerzte fanden zu seiner Herstellung einen längern Aufenthalt in Nizza nöthig. Dahin begleitete ihn seine Frau und kehrte nicht zurück. Von einer unbedeutenden Krankheit ergriffen, starb sie in Nizza unter den Händen unverständiger französischer Aerzte. Die Tochter, welche in unserm Hause war, eilte auf die erste Nachricht von der Krankheit ihrer Mutter nach Nizza, fand aber nur den verblichenen Körper; die treue liebevolle Seele war entflohen. Lossen kehrte, der Gattin beraubt und in seiner Gesundheit wenig gebessert, über Italien und die Schweiz in Begleitung seiner tiefbetrübten Tochter zurück. In demselben Sommer machte ich eine Reise in die Schweiz und fand hier auf dem Rigi in dem Gasthause der sogenannten kalten Bäder, ohne es zu ahnen, meinen

trauernden Freund mit seiner Tochter. Wir blieben drei Tage zusammen und genossen am letzten derselben gemeinschaftlich auf Rigikulm den erhabenen Anblick der am reinen Horizont aufgehenden Sonne. Die Rückreise wurde über Zürich nach Schaffhausen gemeinschaftlich gemacht. Dort trennten wir uns. Er ging nach Kreuznach, um zu sterben, ich nach Berlin zur Fortsetzung meines unruh- und sorgenvollen Lebens. Seinen letzten Brief an mich schrieb er auf dem Sterbebette.

Eine ehrenwerthere Familie als die Lossen'sche habe ich nicht kennen gelernt. Der Stifter derselben war Director der sayner Eisenhütten. Als diese preußisch wurden, nahm er seinen Abschied und gründete durch Ankauf und Anlegung eigener Hüttenwerke den bedeutenden Wohlstand seiner Familie. Er war ein Biedermann, voll praktischen Verstandes, sehr thätig und stets heitern Sinnes. Seine beiden jüngsten Söhne übergab er dem Gymnasium in Kreuznach, beide wacker und strebsam. Der eine, der sich dem Hüttenwesen widmete, ist für die Familie zu früh gestorben, der andere ein beliebter Badearzt in Kreuznach, dessen Lob ich noch vor kurzem zu meiner Freude aus dem Munde eines mir befreundeten berühmten Arztes und Naturforschers in Stuttgart vernahm.

Das erfreulichste Ereigniß für unser Familienleben und mein amtliches Leben war die Verheirathung der Pflegeschwester meiner Frau nach Kreuznach. Der Director Matthiä, der mir in Frankfurt die politischen und kirchlichen Bewegungen der letzten drei Jahrzehnde des 18. Jahrhunderts aus der Broschürenliteratur jener Zeiten

und durch eigene Erzählungen anschaulich gemacht hatte, nahm lebhaften Antheil an dem Gedeihen des kreuznacher Gymnasiums, kam öfter nach Kreuznach, um selbst zuzusehen, und ließ es an freundschaftlichem Rathe nicht fehlen. Dieser schrieb mir nach Bercht's gewaltsamer Entfernung: „Ich habe den rechten Mann für Sie gefunden; er ist zwar noch jung, ist aber eine freie Seele und besitzt eine gründliche philologische, historische und philosophische Bildung." Es war der Sohn des Oberschulraths Eichhoff in Weilburg. Ich glaubte meinem alten Freund und Gönner, erwirkte des jungen Mannes Berufung und fand mich wahrlich nicht getäuscht. Er war von dem Augenblick seines Eintritts an sowol in wissenschaftlicher als pädagogischer Beziehung die Hauptstütze der Anstalt. Unterrichten und Erziehen machte ihm Freude; er liebte seine Schüler, und die Schüler liebten ihn. Nur mit seiner philosophischen Richtung war ich nicht einverstanden. Die Pflegeschwester meiner Frau war zum Besuche bei uns, ein junges blühendes sehr lebhaftes Mädchen von kaum 18 Jahren. Sowie sie und der junge Eichhoff sich sahen, war ein Band geknüpft, welches nicht zerreißen konnte, sondern zum Altar führte. Ihre Mutter, Frau Schmidt, hatte ihre große Freude daran. Natürlich machten wir und Eichhoff's nun eine Familie aus, auch wohnten wir unter einem Dache. Gemeinschaftlich faßten wir den Entschluß, in Kreuznach unser Leben zu beschließen, und kauften uns gemeinschaftlich an.

Es wird sich vielleicht Mancher wundern, wie ich unter allen den Unruhen und Störungen, deren ich in

den vorhergehenden Capiteln erwähnt habe, den Sinn empfänglich und frei erhalten konnte für diesen Reichthum häuslichen Glücks und geselliger Genüsse. Eben dieser Reichthum war es, der mir zu Hülfe kam und meinen von Natur heitern und leichten Sinn gegen tiefere Gemüthsstörung schützte. Die Last des Directoriums empfand ich oft drückend, ja ich war einmal der ewigen Aufregungen, die mit der Verantwortlichkeit und den vielen Pflichten eines Gymnasialdirectors nothwendig verbunden sind, so müde, daß ich ernstliche und amtliche Schritte that, mich desselben zu entledigen und nur die Lehrstelle zu behalten; dagegen gewährte mir das Lehren die vollste Befriedigung und jene Erquickung, die aus eigener Seele quillt. Jeder Stand hat seine Freuden und seine Leiden; aber die Freude in der Befriedigung des Lehrtriebes läßt sich, wenn der rechte Lerntrieb demselben entspricht, mit keiner andern Freude vergleichen. Die meisten Schüler meiner Prima waren solche lernbegierige Jünglinge. Jeder Lehrer muß sich sorgfältig vorbereiten, um das rechte Maß für seine Schüler zu gewinnen; ich aber kam oft in den Fall, mich auf die vielen Lehrstunden, welche ich übernommen, nicht vorbereiten zu können, weil die Directorialgeschäfte meine Zeit hinwegnahmen. In solchen Fällen sagte ich den Schülern: „Ich habe mich nicht vorbereiten können, ich will es jetzt thun, und ihr sollt mir helfen." Solche Stunden waren die fruchtbarsten, besonders bei der Lectüre des Plato und des Thucydides. Die Aufmerksamkeit der Schüler war gespannt, jeder freute sich, wenn er zum richtigen Verständniß einer Stelle etwas beitragen und grammatische Fragen erör-

tern helfen konnte. Da war die Wechselwirkung zwischen Lehren und Lernen recht lebendig und, wie gesagt, äußerst fruchtbar. Meine Autorität litt nicht darunter; denn ich stand doch am Ende über Allen. In solchem Einflusse auf junge Gemüther, die zu höhern Sphären des geistigen Lebens emporstreben, liegt Seligkeit, und im Gefühl dieser Seligkeit gewann und erhielt sich mein Geist die Kraft des Widerstrebens gegen drückende Uebel.

XIX.

Feste Ansiedelung in Kreuznach und mein Plan, eine Geschichte der Pfalz zu schreiben.

Beifall und Zufriedenheit geliebter und geachteter Personen zu gewinnen, ist immer mein Streben gewesen, und oft hat es mich geschmerzt, wenn mir dieses nicht gelang; aber Ehrgeiz war von jeher so wenig die Triebfeder meiner Handlungen, daß ich äußern Zeichen der Ehre, Titeln und dergleichen, an und für sich nie einen großen Werth beigelegt habe. Ich habe dieses thatsächlich bewiesen und unter Anderm einmal eine mir zugedachte höhere Rangclasse abgelehnt, weil ein Anderer, den ich damals für würdiger hielt, dieselbe nicht auch erhalten konnte. Ich fand also bei der Erwägung, ob ich mich für die Dauer meines ganzen Lebens in Kreuznach einrichten solle, von Seiten des Ehrgeizes keinen

Widerspruch, wol aber in dem Wunsche, mir Wohlwollen und Achtung soviel als möglich zu erwerben, einen Antrieb, die Frage bejahend zu entscheiden. Das Vermögen meiner Frau bestand in baarem Gelde. Ein Versuch, dasselbe durch Ausleihen zu verzinsen, bewies meine gänzliche Unfähigkeit zu einer derartigen Vermögensverwaltung. Dagegen traute ich mir Verstand und Urtheil für landwirthschaftliche Betriebsamkeit zu, und dahin ging auch meine Neigung. Wir faßten also den Entschluß, unser Vermögen in Grundstücke anzulegen. Während meines sechsjährigen Aufenthalts in Kreuznach hatte ich Gelegenheit, die außerordentliche Thätigkeit der Bewohner des Nahethals von Kirn bis nach Bingen hin in der Vervollkommnung alter und in Anlegung neuer Weinberge zu bewundern. Aus den Mittheilungen näherer Bekannte und Freunde, die sich ebenfalls eifrigst mit dem Weinbau beschäftigten, erfuhr ich, daß ein reicher Ertrag diesen Industriezweig belohne. Mit vielem Interesse beobachtete ich den Weinbau selbst, und verschaffte mir durch Unterhaltung mit Weinbergsbesitzern und ihren Arbeitern in leichter und angenehmer Weise die Kenntniß der Bodenarten, der Lagen und der Rebensorten, die der Erzeugung edler Weine günstig sind. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet kaufte ich einige Morgen der besten Weinberge in Winzenheim, dann in Gemeinschaft mit Eichhoff die besten Lagen an dem Orte, wo von allen Naheweinen der beste wächst und wo schon die Römer Weinberge angelegt hatten, in Monzingen (mons vineus). Dort hatten die Franzosen im Orléans'schen Kriege die Weinberge zerstört, die Pfähle verbrannt

und die Einwohner in solche Armuth gebracht, daß sie an Wiederherstellung der verschütteten Quelle ihres frühern Wohlstandes nicht denken konnten. Sie ließen die Reben wild auf dem Boden fortwachsen und pflückten im Herbste die Trauben, die sich eben vorfanden. Der Wein hatte dieselbe Stärke, wie der früher an Pfählen gezogene, aber nicht dieselbe Güte und Feinheit, auch war der Ertrag hinsichtlich der Quantität ein viel geringerer. Kein Stand wird mehr vom Schlendrian beherrscht als der Bauer, und so ließen denn auch die Monzinger ihre Weinberge in hergebrachter Weise fortwachsen. Wir, Eichhoff und ich, verwandelten unsere als Heckenwingerte gekauften Stücke in Pfahlwingerte. Die Bauern staunten, als sie den Erfolg sahen, und in wenigen Jahren verschwanden die Heckenwingerte. Das machte uns nicht wenig Freude. Ich verkaufte ein Stück Wein für 500 Thlr.; die Bauern konnten kaum die Hälfte bedingen. Endlich setzte ich mich für wenig Geld in den Besitz einer kahlen Höhe mit ihren Abdachungen nach Südwesten, über welche der reizende Bergweg von Kreuznach nach dem Rheingrafenstein führt, und von welchem man die herrlichste Aussicht, einerseits in das Salinenthal, andererseits nach Bingen hin genießt. Die Bodenart war für Weinberganlagen günstig, die Lage an mehren Stellen ebenfalls, und die Kosten der Anlage schienen mir auch nicht sehr bedeutend, da die Steine für die aufzuführenden Mauern an Ort und Stelle gebrochen werden konnten. Die Anlage, welche seitdem einen hohen Werth erlangt hat und gegenwärtig im Besitze eines kölner Kaufmanns ist, gelang über Erwarten,

und ich war zugleich im Besitze einer der schönsten, leicht zugänglichen Aussicht der ganzen Umgegend, derselben Aussicht, an der ich mich so oft erfreut hatte.

Eine günstige Gelegenheit lockte überdem zum Ankauf eines kleinen Landguts. Unmittelbar an der Grenzlinie des darmstädtischen Gebiets, eine halbe Stunde von Kreuznach, liegt der Bonnheimer Hof, früher ein Besitzthum der Fürstin von Dessau. Ueber das Eigenthumsrecht dieses Hofs erhob sich ein Streit zwischen Darmstadt und Preußen. Während der langen Dauer desselben waren die Gründstücke den Schweinen und Schafen der nahegelegenen Gemeinde Hackenheim preisgegeben und in Wüsteneien verwandelt, die Gebäude vernachlässigt. Niemand wollte das Gütchen kaufen, als die darmstädter Regierung, zu deren Gunsten der Streit endlich entschieden worden war, es ausbot. Ich untersuchte den Boden und entschloß mich, hier meiner Sache gewiß, zu einem Kaufpreise, der bei der Versteigerung nicht erreicht wurde. Mit dem Aufwande einer mäßigen Summe verwandelte ich die Wüsten in kurzer Zeit in das fruchtbarste Ackerland, sodaß schon der Ertrag des ersten Jahres an Weizen, Kartoffeln und Nüssen die Kosten der Instandsetzung weit überwog. Es wurden nun die ganz versauerten Wiesen durch Abzugsgräben trockengelegt und in das beste Gartenland verwandelt, eine große Anzahl von Obstbäumen aus den besten Baumschulen gepflanzt, schönes Rindvieh angeschafft und eine Milchwirthschaft eingerichtet, die sich sehr vortheilhaft rentirte. Mit dem Ertrage dieses Guts hätte eine Familie anständig leben können. Wie oft habe ich den

durch meine Versetzungen herbeigeführten Verkauf dieses schönen Guts bedauert! Ich hätte mich dahin, als die Märzminister von 1848 mir den Laufpaß gaben, zurückziehen und mit meinem guten Gewissen das mir zugefügte Unrecht leichter ertragen können.

Meine Dienstwohnung bestand aus fünf Zimmern, von denen zwei geräumig, die übrigen sehr klein waren. Sie lagen gegen Süden und hatten die herrlichste Aussicht nach dem warmen Salinenthale und auf die Berge, die es bildeten. Auf der entgegengesetzten Seite, also nach Norden hin, gehörten noch zwei ehemalige Mönchszellen zur Wohnung, welche die Aussicht auf einen kleinen viereckigen, von dem Klostergebäude eingeschlossenen Raum hatten. In diese Zellen drang das ganze Jahr kein Sonnenstrahl; sie waren also zum Wohnen unbrauchbar. Solange wir keine Kinder hatten, genügten diese Räume. Als aber Kinder kamen und mehr Bedienung nöthig wurde, fühlten wir uns lästig beengt. Ich ließ mir ein Arbeitszimmer über dem Treppenhause unter dem Dache einrichten, kam aber aus dem Regen in die Traufe; denn die Kälte drang von allen Seiten so empfindlich ein, daß ich es kaum in den Sommermonaten benutzen konnte. Dazu kam der Uebelstand einer großen Verschiedenheit der Temperatur; nach Süden hin Spanien, nach Norden Sibirien. Der übelste Umstand aber war der, daß fortwährend eine empfindliche Zugluft durch die zusammenhängenden Corridore des alten Klostergebäudes drang. Ich wurde von einem bedenklichen Halsübel ergriffen, meine Frau kränkelte, die Kinder starben. Der Wunsch, eine andere Wohnung zu

beziehen, war also dringend genug. Diesem Wunsche kam nun das Bedürfniß eines der Crescenz unserer angekauften Weinberge entsprechenden Kellers entgegen. War der Keller gebaut, so war damit zugleich das Fundament zu einem neuen Hause fertig. Zum Bauplatz bot sich ein der katholischen Kirche gehöriges, über einen Morgen großes Grundstück dar, welches unmittelbar an den Gymnasialgarten grenzte; ich brauchte also nur einen Theil der trennenden Mauer abbrechen zu lassen, um in den Garten meiner Dienstwohnung und in das Gymnasialgebäude eintreten zu können. Die Materialien zu dem neuen Bau schaffte ich selbst zur Stelle; die Ausführung des Baus übernahm mein Freund Schnödt. So kam das schöne stattliche Haus zustande, welches Jedem angenehm in die Augen fällt, der vom Manheimer Thore aus nach den Bädern und den Salinen, oder von da nach Kreuznach geht. Im Jahre 1830 zogen wir ein, und hatten nun die gesundeste Wohnung und mehr Raum, als wir brauchten. Ich hatte nämlich im Stillen die Thielmann'sche Idee, mit dem Gymnasium ein kleines Pensionat zu verbinden, wiederaufgenommen. Den großen Raum unmittelbar vor dem Hause, der zum Holzplatze gedient hatte, verwandelte ich in einen Garten, der uns und den Kindern zum Nutzen und Vergnügen gereichte. Es sei mir erlaubt, bei dieser Gelegenheit eines Fundes zu erwähnen, der die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregte. Ich hatte bei der vorhererwähnten Anlegung neuer Weinberge an den Abhängen des Berges der schönen Aussicht, in Kreuznach „die Monau" genannt, einen Steinbruch entdeckt, der

vortreffliche Bausteine lieferte, aus welchem ich auch die Steine zu meinem Hausbau nahm. Die Steinbrecher trafen auf einen großen Porphyrblock. Ich ließ ihn herausheben und mit Pulver sprengen. Da zeigte sich mitten in dem Block die Versteinerung eines tropischen Gewächses, ähnlich einer Ananas mit umgebenden Blättern. Wie und wann ist dieses Gewächs in die einst weiche Masse der Versteinerung gekommen? war die verwunderliche Frage, welche sich mir aufdrang und mich veranlaßte, meinem mir wohlwollenden alten Freunde, dem Geheimrath von Sömmerring in Frankfurt, sogleich Nachricht von dem Funde zu geben. Er antwortete mir fast umgehend, er wolle selbst nach Kreuznach kommen und mit eigenen Augen die Merkwürdigkeit betrachten. Es war vielleicht der letzte Brief, den der verdienstvolle höchst liebenswürdige Mann schrieb. Statt seiner kam bald darauf die Nachricht seines Todes. Zu meinem Bedauern habe ich bei Abfassung des ersten Theils meiner Wanderung vergessen, ein Lebensbild dieses berühmten Anatomen und Physiologen zu geben. Ich kam oft mit ihm zusammen und seine Tochter war eine Jugendfreundin meiner Frau. Er hatte von 1784 bis zur Aufhebung der Universität als Professor der Anatomie in Mainz gelebt, hatte also alle die großen Veränderungen, die dort unter dem Einfluß der Aufklärung stattfanden, mit durchlebt und wußte viel Interessantes davon zu erzählen. Er machte mich aufmerksam auf die „Mainzer Monatschrift von geistlichen Sachen“, die Keiner ungelesen lassen darf, der sich eine deutliche Vorstellung von dem ungeheuern Umschwunge

in den Anschauungen der katholischen Dogmatiker, Kirchenrechtslehrer und Kirchenregenten verschaffen will.*) Die Zeitschrift begann in demselben Jahre, wo Sömmerring nach Mainz kam, und endete mit dem Decemheft des Jahres 1791. Da ist denn nun der Schluß-

*) In welchem Geiste diese Monatschrift geschrieben und wie sie benutzt wurde, geht am deutlichsten aus einem nirgends gedruckten, mir aber in der Originalhandschrift vorliegenden Briefe hervor. „Gestern Abend", schreibt ein hochgestellter katholischer Kirchenmann an einen andern, ebenfalls sehr hochgestellten, „gestern Abend hätte ich Ew. 2c. auf die hiesige Lesegesellschaft incognito gewünscht: ich brachte die Copie des Schreibens von des östreichischen Herrn Ministers Excellenz an den Herrn Nuncius auf unsere hiesige Lesegesellschaft und ließ es Einen vorlesen. Dieser brachte es gleich öffentlich vor: einmüthig hieß es: ich möchte jetzt diesen Mann wegen diesem Schreiben küssen. Hierauf ward ich als Lesegesellschaftsdirector von Allen gelegentlichst ersucht, ich möchte doch machen, daß es gedruckt werde. Dieses mußte ich also versprechen. Hiernächst schickte ich es zum Einschalten in die «Mainzer Monatschrift», dieweilen in solcher auch schon S. 376 das Schreiben vorkommt, worauf dieses eine Antwort ist. Die Nunciatur in Baiern verdient allerdings ein allgemeines Auffehen. Soll ich Ihnen meine Herzensmeinung entdecken? Dieser neue Unstern kann viel Gutes zur Folge haben. — Natürlicherweise müssen jetzt die Herren Erzbischöfe auf ihrer Hut sein; die Augen werden ihnen aufgehen und sie werden erkennen, wie es nicht angehe, weitershin unbekümmert zu schlummern. Es ist ohnehin häßlich, daß schon so lange Zeit hindurch die Concilia Provincialia sind unterlassen worden. Lesen Sie doch, was in Beigebogenem S. 17 und 18 ein Laie schreibt u. s. w. Mainz, 10. Juni 1786."

aufsatz höchst merkwürdig. Da heißt es unter Anderm: „Ja, so ist's, ihr Mächtigen der Erde! Es existirt wirklich ein Schwarm von Feinden der Offenbarung, der euch gefährlicher ist, als alle ausländische Feinde sind. Ihre Kämpfe sind fürchterlicher, ihre Streiche sicherer, ihre Eroberungen gewisser. Ihr Plan ist nicht gemacht, um eurer Gewalt einen Flecken Landes zu entziehen; er ist entworfen, um euch mit der Zeit eure Throne zu rauben; ihr werdet nicht in eisernen Fesseln schmachten, sondern man wird euch mit sittlichen Ketten binden, die euch erbarmungswürdiger, als einen Kriegsgefangenen machen werden. Vielleicht werdet ihr einige Zeit hindurch noch den schalen Namen eines Fürsten führen können; aber vielleicht auch werden eure Feinde euer Andenken vollends verlöschen, als wenn nie ein Thron gestanden wäre. Erwartet diesen Augenblick nicht; wenn die Flamme ausbricht, ist es zu spät; alsdann wird der Zeitpunkt schon da sein, in dem eure Freunde zu unmächtig wären, euch zu unterstützen. Eure Leibwachen würden nicht mehr die eurigen sein; sie würden die Wachen eines zügellosen Volks sein, das nicht mehr durch Gesetze, sondern durch Launen regiert wird. Ihr würdet zwar rufen, aber Niemand würde mehr sich getrauen, sich euch zu nahen, denn der Name der Fürstenliebe würde Verbrechen und Gehorsam Laster genannt werden. — Die Menge oder das Volk denkt nicht; dieses ist das Resultat aller historischen Erscheinungen, das mancher kleine und große Staat mit seinem Untergange bestätigte. Die Menge denkt nicht; darin besteht die Stärke der kühnen Unternehmer, die auf jede Gelegenheit lauern, das Volk auf

ihre Seite zu bringen. Die Menge denkt nicht; sie ist sinnlich und wird durch Sinnlichkeit geleitet; darin besteht der große Kunstgriff der Aufklärer, die Menschen immer mehr und mehr sinnlich zu machen, das ist ihr Werk; darin besteht ihre Zauberkraft, sie zu benutzen. Die Menge ist sinnlich; daher die Hauptursache jenes leidenschaftlichen Charakters, welcher allen Volksversammlungen so eigen ist; daher ist Volksherrschaft der drückendste, der grausamste Despotismus u. s. w." — Es war damals eine Schrift über „Preßfreiheit, Kirchen- und Staatsgeschichte" erschienen, in welcher dem deutschen Volke verkündigt wurde: „In zehn Jahren werden wir gänzlich frei sein!" Diese Schrift war es, die den Verfasser des Aufsatzes so in Harnisch gebracht hatte, daß er allen Fürsten den Untergang drohte, wenn sie sich nicht zur Gegenwehr vereinigten, nicht mit Gewaltmaßregeln, sondern „durch gemeinschaftliche Arbeit und Bestimmung eines allgemeinen Plans in Deutschland, nach welchem zur Verbesserung des Menschengeschlechts gearbeitet und geschrieben werden solle und dessen Vorzüge darin bestehen müssen, daß keine Schrift geduldet werde, die den Grundsätzen des Christenthums und den innern Verfassungen zunahe trete". Eine so große, so radicale Umwandlung hatte die Französische Revolution in den Ideen der geistlichen und auch der weltlichen Fürsten hervorgebracht!

Ich kehre zu meinen landwirthschaftlichen Einrichtungen zurück. Ich hatte, meinem eigenen Verstande trauend und den guten Rath sachverständiger Freunde benutzend, Alles bedacht und gethan, um einen guten Erfolg zu

sichern. Das erfreulichste Gelingen rechtfertigte meine Unternehmungen, selbst in den Augen Derer, die sie anfangs mit bedenklichen Augen angesehen hatten. Die Weinberge gaben einen reichen Ertrag und füllten bald den neuen großen Keller. Wer den untrüglichen Mohr'schen Grundsatz durchführen will, Weine nur nach zwei oder drei schlechten Jahrgängen zu verkaufen, muß ein Capital vorräthig haben, welches der Größe des Weinguts entspricht. Diesen Punkt hatte ich nicht richtig berechnet. Ich gerieth in den Fall, entweder dem Grundsatz untreu zu werden, oder fremdes Geld in Anspruch zu nehmen. In der Scheu vor dem letztern Auswege wandte ich mich an einen reichen Freund, nicht vergeblich; denn fast mit umgehender Post stellte er mir eine sehr bedeutende Summe zur Disposition. Es war, warum soll ich es nicht sagen? Herr von Bethmann-Hollweg. In Absicht des Verkaufs der Weine verfuhr ich, um dem mir höchst unangenehmen Handeln und Mäkeln zu entgehen, nach einer festen Regel. Ich ließ die Weine von drei Sachverständigen taxiren, nahm den mittlern Preis, und schrieb diesen an die Fässer. Die Weinhändler kamen, sahen nach den Preisen, probirten die Weine und nahmen sie in großen Quantitäten gegen baare Zahlung. So verkaufte ich einmal an einem Tage, oder vielmehr in einer Stunde für 5000 Thlr., ohne den Keller zu erschöpfen. Mitunter verrathen die Weinhändler selbst Mangel an richtiger Werthschätzung der Weine. Ich hatte einmal einen Ausschuß geringer Weine aus verschiedenen Weinbergen in ein großes Faß füllen lassen und dieses Faß nicht zum Verkauf an Weinhandlungen

ausgestellt, um meinen Weinbergen einen guten Ruf zu sichern. Ein Weinhändler aus Köln, dem es auffiel, daß an diesem Fasse der Preis nicht angeschrieben war, fragte mich nach der Ursache. Ich sagte ihm die Wahrheit. Er aber glaubte, das sei eine schlaue Ausflucht, um den bessern Wein zurückzubehalten. Er probirte und verlangte dringend, ihm auch dieses Faß zu dem Preise viel besserer Weine zu überlassen. Ich that es! „Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt Sünde zwischen Käufer und Verkäufer."

Eine ähnliche ökonomisch vortheilhafte Verbindung, wie zwischen Weinbergen und Keller, wurde auch zwischen dem Bonnheimer Hofe und dem neuen Hause bewerkstelligt. Ich ließ neben dem Hause einen Stall, in dessen Räumen jetzt Curgäste schmausen, für zwei Pferde und fünf Kühe bauen. Equipage war für unsere neuen Einrichtungen Bedürfniß geworden, der Kuhstall wurde mit Milchkühen besetzt, deren Milch reißenden Abgang fand; das Futter für Pferde und Kühe lieferte der Hof in Ueberfluß, und wurde bei der geringen Entfernung leicht herbeigeschafft. Der Dünger kam den Weinbergen in der Monau zugute. So griff Alles vortrefflich ineinander.

Nicht gemeine Denuncianten, sondern ernste Männer waren es, welche diese Beschäftigung mit dem Amte und den Pflichten eines Gymnasialdirectors unvereinbar hielten, und diese Befürchtung sogar bis nach Berlin hin zur Sprache brachten. Aber Niemand konnte mir auch nur die geringste Vernachlässigung meiner amtlichen Pflichten nachweisen; ich that mehr als ich zu thun schuldig

war. Das Räthsel findet seine Lösung in der Eigenthümlichkeit meiner Gewohnheiten und meiner Sinnesart. Ich war von Jugend auf an frühes Aufstehen gewöhnt worden, und dieses Frühe hatte die Verfolgung meiner Lebenszwecke zu einem noch viel Frühern gesteigert. Der Schlaf war mir wie ein Aufhören des Lebens, und ich wollte leben und des Lebens im Denken und Thun genießen soviel als möglich. Noch jetzt in meinem Alter genügen mir sechs Stunden Schlafs, und länger könnte ich nicht schlafen, wenn ich auch wollte. So groß ist die Macht der Gewohnheit und so wahr ist es, was F. A. Wolf in seinen consiliis scholasticis sagt, daß das Hauptwerk der Erziehung zum glücklichen und genußreichen Leben im Angewöhnen und Abgewöhnen bestehe. Es ist den meisten Menschen verborgen und unglaublich, welcher Werth, welcher Genuß in einer geregelten Benutzung der Morgenstunden liegt. Alle Reichthümer werden hier gewonnen. Nach der pfälzischen Lebensweise verwendet man drei bis vier Stunden täglich auf Erholung und Genuß; aber ohne Mitgenießen gibt es bei ihnen keinen rechten Genuß. Der Geselligkeitstrieb ist allen Menschen angeboren, dem Pfälzer in viel höherm Maße als unsern norddeutschen Volksstämmen. Man findet sie daher jeden Nachmittag von 5 Uhr an in heiterer und lustiger Geselligkeit um ihre Schoppen versammelt. Ich gab mir anfangs viel Mühe, in diesen Ton mit einzustimmen; es wollte mir, dem Norddeutschen und an einer andern Art von Geselligkeit Gewöhnten, nicht gelingen, und statt der Erquickung trug ich meistens Verstimmung davon. Ich zog mich zurück. Damit waren abermals

drei bis vier Stunden gewonnen, die ich zur wahren Erholung und Erfrischung auf meine Oekonomie verwandte. Das Denken und Sinnen der Menschen ist immer in Bewegung. Die Gedanken der Thoren schweifen unstet umher oder sind auf eitle Dinge gerichtet, wo sie von Dämonen gefaßt und zum Strick gemacht werden, womit sie den Unglücklichen ins Verderben ziehen. Der gesunde Geist will und muß Vernünftiges denken und vernünftig Gedachtes, welches immer ein Nützliches ist, zur Ausführung bringen; dazu bietet die Landwirthschaft die natürlichste, erfreulichste und mannichfaltigste Gelegenheit. Ich schätze die Grundbesitzer glücklich, die Freude an der Landwirthschaft haben, und mit ihrem Besitze Bildung, Patriotismus und thatkräftigen Wohlthätigkeitssinn verbinden; sie sind die festesten Stützen des Staats. Versunken in Weichlichkeit, Egoismus und eitles Junkerwesen werden sie schädliche Glieder des Staats und richten sich selbst zugrunde. Ich möchte hieran einen Stoßseufzer knüpfen; will ihn aber lieber unterdrücken.

Meine landwirthschaftlichen Beschäftigungen gereichten also, indem sie mich stärkten und erfrischten, meinem Amte mehr zum Vortheil als zum Nachtheil. In einem Punkte hatten indessen jene Männer, die Nachtheil für mein Amt fürchteten, so ganz unrecht nicht. Das Jagdvergnügen gehört zu den Liebhabereien, die leicht in Leidenschaft ausarten. Ich war dieser Liebhaberei schon in meiner Jugend, wo ich derselben am Meeresstrande freien Lauf lassen konnte, nur zu sehr ergeben. Auch in Heidelberg, wo die Studenten freie Jagd hatten,

fröhnte ich dieser Lust. In Frankfurt und Bremen fehlte es an aller Gelegenheit. Diese bot sich nun in Kreuznach dar. Dort hatten einige mir näher bekannte Männer die Jagd in einem weiten Umkreise bis ins Darmstädtische hinein gepachtet. Ich widerstand der freundlichen Auffoderung zur Theilnahme nicht. Es war eine Gesellschaft, die es nur auf das Jagdvergnügen abgesehen hatte, und die Regeln „der nobeln Jagdsentiments", wie sie sich ausdrückten, nie verletzte. Ich nahm indessen doch nur an den großen Treibjagden Antheil, die während der Jagdzeit drei oder vier mal stattfanden. Es kamen aber auch Einladungen zur Theilnahme an den Wald-, Fuchs-, und Dachsjagden in Kirn hinzu, denen schwer zu widerstehen war, und in Monzingen mußte ich, um fremde Jäger von meinen Weinbergen abzuhalten, selbst Jagdpächter werden. Ich fühlte, daß sich Dergleichen für meine amtliche Stellung nicht schicke, und verzichtete freiwillig auf das Vergnügen.

XX.

Mein Plan, eine Geschichte der Pfalz zu schreiben, und Vorbereitungen dazu.

So war denn Alles in bester Ordnung, und eine freundliche Zukunft lächelte uns entgegen. Ich berechnete, daß ich in 20 Jahren in ökonomischer Beziehung ganz unabhängig sein würde, besonders wenn ich, wozu ich große Lust hatte, mit dem Gymnasium ein mäßiges Pensionat verbände. Mit ziemlicher Sicherheit konnte ich annehmen, daß nach Verlauf von 20 Jahren die meisten Pfarr- und Beamtenstellen der Umgegend mit meinen Schülern besetzt sein würden, und da war es mir denn ein erfreulicher Gedanke, diese wirken zu sehen, sie zu besuchen und von ihnen besucht zu werden. Aber unthätig wollte ich nicht sein, vielmehr ein wissenschaftliches Werk vollbringen, wozu ich den Plan längst gemacht und alle möglichen Materialien gesammelt hatte und ferner noch sammeln wollte. Es war ein Werk, bei dessen Ausarbeitung mir alle meine theologischen, philosophischen, historischen und pädagogischen Studien zugute kommen konnten, nämlich eine Geschichte der Pfalz. Es war ein inhaltreicher Gedanke; denn die pfälzischen Lande waren von Anfang ein Hauptschauplatz der großen kirchlichen und politischen Parteikämpfe, welche der Geschichte des deutschen Volks seit vier Jahrhunderten

den traurigsten Inhalt gegeben haben. In Heidelberg wurde die Empfänglichkeit des südlichen Deutschland für Luther's Lehre vorbereitet. Hier ließ Hieronymus von Prag Thesen gegen Scholastik und Papstthum an die Hörsäle und Kirchenthüren anschlagen. Hier verkündigte Johann von Wessel die Lehre von einem allgemeinen Priesterthum und von der Rechtfertigung durch den Glauben, hinweisend auf die Bibel als die allein wahre und sichere Quelle des Glaubens. In gleichem Sinne wirkte sein Schüler, der gelehrte Rudolf Agricola, nach Heidelberg von einflußreichen Männern berufen, die er vorher in Ferrara für seine und seines Lehrers theologische Ueberzeugung gewonnen hatte. Endlich kam Luther selbst nach Heidelberg, erklärte seine Uebereinstimmung *) mit Johann von Wessel und gewann die Gemüther für eine thatsächliche Ausführung der Reformation. Sofort begannen die confessionellen Parteikämpfe, drangen tief in das Gebiet der Politik ein und wurden nirgends auf deutschem Boden mit mehr Leidenschaftlichkeit und Rücksichtlosigkeit, mit mehr Verkennung der heiligsten Menschenrechte geführt als in der Pfalz. Den Kurfürsten Ludwig brachte die Lehre der Bibel in Widerspruch mit seiner katholischen Treue, und schwankend zwischen beiden förderte er die Reformation mehr als er sie hemmte. Melanchthon's Einfluß auf seinen Nachfolger, Friedrich II.,

*) Luther schreibt selbst: „Hic (Wesselius) si mihi antea fuisset lectus, poterat hostibus meis videri Lutherus omnia ex Wesselio haussisse, adeoque spiritus utriusque conspirat in unum."

bewirkte die Abschaffung der Messe, konnte ihn selbst aber von der Furcht vor dem Kaiser und dem Papst nicht befreien; denn vier Jahre später befahl er den Unterthanen die Procession am Fronleichnamstage bei schwerer Strafe, und verfuhr mit großer Strenge gegen einen Gymnasiallehrer, der durch seine Schüler eine Komödie hatte aufführen lassen, worin die Religion unter dem Namen Eusebia von den Großen verfolgt zu den Bauern flüchtet. Mit Otto Heinrich kam darauf (1556) ein erprobter Bekenner der Augsburgischen Confession zur Regierung, und dieser ließ sogleich den Befehl ausgehen, daß in pfälzischen Landen nichts als die reine Lehre des Evangeliums gepredigt, aller papistische und interimistische Aberglaube aber vertilgt werden solle. Er führte es durch und gab der lutherischen Kirche eine feste gute Ordnung. Unter seinem Nachfolger, Friedrich III. (von 1559 — 76) begann dann der gottlose Abendmahlsstreit, der in unsern Tagen wiederaufgetaucht ist und die Union zerrissen hat, wie er damals die Eine evangelische in zwei stets miteinander hadernde Parteien, in Calvinisten und Lutheraner, spaltete. Die calvinistischen Lehrer aus der Schweiz trugen den Sieg über Friedrich III. in dem Maße davon, daß er es für eine Pflicht gegen Gott hielt, seinen Unterthanen zu befehlen, sie sollten sich zur reformirten Religion bekennen und das lutherische Wesen abthun. Im Jahre 1563 ließ er den Heidelberger Katechismus, in der ersten Edition ohne die achtzigsten Frage, in der zweiten mit derselben publiciren und setzte dadurch ewige Feindschaft zwischen der reformirten Kirche und dem Papste. Die Unterthanen hatten sich

alle Mühe gegeben, reformirt zu werden, und die Meisten wurden es auch in aufrichtiger Glaubensüberzeugung. Da kam ein Anderer, ein eifriger Lutheraner, Kurfürst Ludwig (1576—83), zur Regierung, der während seiner ganzen Regierung nichts Angelegentlicheres zu thun hatte, als die von seinem Vater gepflegte reformirte Religion in der Pfalz abzuschaffen und das Lutherthum seines Großvaters wiedereinzuführen. Es folgte die vormundschaftliche Regierung Johann Kasimir's (1583—92), unter welcher die soeben noch begünstigten Lutheraner so heftige Verfolgungen zu erdulden hatten, daß ihre Professoren und mehre Hundert ihrer Geistlichen aus dem Lande gejagt wurden, weil sie sich nicht zur reformirten Kirche bekennen wollten. Die heftigsten Streitigkeiten brachen aus; die lutherischen Theologen schimpften auf die reformirten und die reformirten auf die lutherischen, wie Teufel nur aufeinander schimpfen können. Ein unheiliger Skandal auf dem heiligsten Gebiete! Friedrich IV., der ein großer Politiker war, blieb den Reformirten günstig gesinnt, dachte aber an eine kirchliche Union, um daran auch eine politische zu knüpfen. — Eine solche hätte das namenlose Elend, welches nun, unter der Regierung Friedrich's V. (1610—32), über die Pfalz kam, wol abwehren können. Wer kennt nicht die traurige Geschichte dieses ebenso unglücklichen als leichtsinnigen Kurfürsten und ephemeren Königs von Böhmen, die Gräuel der spanischen Soldaten unter Spinola und der liguistischen unter Tilly in pfälzischen Landen? Mehr als 300 reformirte Prediger wurden ihren Gemeinden entrissen und verbannt, alle schö-

nen Schöpfungen in Kirche und Schule vernichtet. Die Zeit der Wiederherstellung dauerte nach dem Westfälischen Frieden nur noch drei Decennien. Im Jahre 1685 fiel mit der Succession der katholischen Neuburgischen Linie des pfälzischen Regentenhauses die Herrschaft in die Hände der Jesuiten, und wie die es trieben, wie sie den frischen, freien und rührigen Charakter des pfälzischen Volks zu verderben trachteten, das geht am deutlichsten aus der durch Schlosser allgemein bekannt gewordenen Instruction hervor, welche sie ihrem Zöglinge, dem jungen Karl Theodor, ertheilten. Viel schlimmer als die Zerrüttungen im bürgerlichen und häuslichen Leben waren die Verwüstungen des innern Lebens. Viele wurden irre am Christenthum, Andere verfielen der Seelenkrankheit des Fanatismus, noch Andere gingen zum Türkenthum über, und die Beamten sangen jedesmal das Lied Derer, die ihnen wohl- und wehethun konnten, das Volk drückend und nur für sich selbst sorgend.

Was ich hier in kurzen Zügen gezeichnet habe, das wurde mir schon als heidelberger Student in seinen Einzelheiten und in breitester Ausführlichkeit, wenigstens bis zum Jahre 1720 hin, bekannt. Mir gegenüber, in der Mittelbadgasse, wohnte ein alter Professor aus Karl Theodor's Zeiten, Namens Gamsjäger, der alle Manieren und seltsame Eigenthümlichkeiten aus jener Zeit an sich trug. Es reizte mich, seine Bekanntschaft zu machen, und ich benutzte zu diesem Zwecke die erste schickliche Gelegenheit. Er empfing mich freundlich und erlaubte mir, ihn öfterer zu besuchen. Dieser Mann sagte mir einmal, als ich mich nach den theologischen Vor-

lesungen jener Zeit erkundigte: „Wollen Sie wissen, wie es in der Welt mit dem Glauben hergeht, dann lesen Sie Burkard Gotthelf Struve's ausführlichen Bericht von der pfälzischen Kirchenhistorie!" Ich kaufte das Buch um wenige Kreuzer bei einem Antiquar und fand in demselben die vollständigste Auskunft über alle religiösen Bewegungen und kirchlichen Veränderungen vom Anfange des 15. Jahrhunderts bis zum Jahre 1721, und eine Sammlung von Actenstücken, welche die Vergangenheit in das hellste Licht der Gegenwart stellten. Ich las es mit dem lebhaftesten Interesse. Es gehört das Buch zu denen, die ich auf allen meinen Hin- und Herzügen mitgeschleppt habe, und noch jetzt liegt es auf meinem Tische. Als ich selbst ein Pfälzer wurde, gewann die innere und äußere Geschichte des Landes ein noch größeres Interesse für mich. Ich studirte Johann Goswin Widder's „Versuch einer vollständigen geographisch-historischen Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rhein", las die lehrreichen Quartanten der „Acta Academiae Palatinae", von denen der erste 1766 herauskam, und suchte nach andern Materialien im ganzen Lande, nicht ohne guten Erfolg, herum. Bei dieser Gelegenheit fiel mir auch ein merkwürdiges Buch in die Hände, aus dessen reicher Fülle ein geschickter Schriftsteller mit leichter Mühe einen Wegweiser für Rheinreisende anfertigen könnte, der alle andern in den Hintergrund schöbe. Das Buch führt den Titel: „Denkwürdiger und nützlicher rheinischer Antiquarius, welcher die wichtigsten und angenehmsten geographisch-historischen und politischen Merkwürdigkeiten des ganzen Rheinstroms von seinem Ursprunge

an, sammt allen seinen Zuflüssen, bis er sich endlich nach und nach wieder verliert, darstellt." Auch die noch übrigen lebendigen Zeugen aus den Zeiten Karl Theodor's suchte ich auf und verhörte sie. In Sobernheim fand ich einen alten Hofgerichtsrath, Namens N., der vortreffliche Auskunft über das üppige Hof- und Beamtenleben geben konnte. Dem alten Manne vergegenwärtigten sich diese guten alten Zeiten bei seinen Erzählungen so lebhaft, daß er die Schüsseln der Gastmähler, bei denen er zugegen gewesen, dampfen sah. In Monzingen lebte noch ein alter Ehegerichtsrath, Namens Fuchs, der die Dinge mit ernstern Augen angesehen hatte und von den Thränen des Volks zu erzählen wußte. Mich wundert, daß mein alter Freund, der Superintendent Oertel in Sobernheim, in der schriftstellerischen Welt unter dem Namen O. von Horn rühmlichst bekannt, für seine vortrefflichen Volksschriften nicht mehr Gebrauch von den Schätzen macht, die in seinen örtlichen Umgebungen so leicht zu heben sind. In Kirn fand ich die reichste Ausbeute. Dort lebte in stillster Zurückgezogenheit ein alter pfälzischer Beamter, dessen Name mir entfallen ist, und arbeitete, freilich mit mehr Fleiß als historischem Geiste, an einer diplomatischen Geschichte der Burgen und Schlösser des Nahethals. Ich schließe dieses aus einem eigenhändigen Schriftstücke, welches er „Beiträge zur diplomatischen Geschichte des Bergschlosses Dhaun an der Simmerbach" nennt. Seine Arbeiten und Sammlungen kamen nach seinem Tode in meinen Besitz. Sie waren für mich außerordentlich lehrreich und ließen mich in kirchliche und politische Zustände

hineinblicken, von denen ich bis dahin nicht die mindeste Kenntniß erhalten hatte. Einige, wie ich glaube, nicht uninteressante Mittheilungen daraus mögen hier einen Platz finden.

Die Sammlung besteht zum großen Theil aus gedruckten und nichtgedruckten Actenstücken und Berichten über die Religionsbeschwerden der kurpfälzischen evangelischen Unterthanen und den betreffenden Verhandlungen bei dem Corpus Evangelicorum. Man sieht hier das drückende Gewicht der Beschwerden, die Lahmheit des Geschäftsgangs, diplomatische Künste aller Art, um die Entscheidung aufzuschieben oder zu beschleunigen. Der kurfürstliche Gesandte, Herr Johann Franz Freiherr von Linker und Litzenwik, beschränkt sich auf getreue Berichterstattung. Am entschiedensten tritt wiederholt der preußische Gesandte auf. In einer der vorliegenden Erklärungen (vom 19. Febr. 1709) heißt es: „Nachdem aber wider diesen Vergleich (zwischen dem Könige und der Stadt Köln wegen des exercitii religionis domestici für den preußischen Residenten) der zu Köln sich befindende päpstliche Nuncius dergestalt sich movirt und eine solche höchst impertinente Charteke publiciren lassen, welche den rechten alten genium papismi, der in Italien, Spanien und Portugal floriret, nämlich den statum in statu und das imperium papale in dem römischen Reiche zu retabliren, parfaitement vorstellet, auch sonsten gedachter Nuncius sich nicht gescheuet hat, in facie totius imperii und direct gegen die Reichsconstitutiones Ihro königliche Majestät einen acatholicum principem und die evangelische Religion damnatam sectam zu nennen, welche

Temerität und Vermessenheit eines solchen auswärtigen Menschen billig mit allem Ernste coërcirt werden muß: als halte mich genugsam versichert, Ein hochlöbliches Evangel. corpus werde von selbsten begreifen u. s. w." In dem Nachsatze kommen noch stärkere Ausdrücke vor. Der Antrag geht dahin: daß entweder dieser Nuncius aus dem Reiche geschafft, oder wenigstens angewiesen werde, sein „liederliches skandalöses scriptum" zurückzunehmen und sich künftig bescheidener zu betragen.

Ein anderes die Verhandlungen zwischen dem Papste und dem Kurfürsten von Köln über die dem Nuncius zuzugestehenden Ehrenrechte betreffendes nicht gedrucktes Actenstück aus den achtziger Jahren ist so merkwürdig und wirft vom christlichen Standpunkt aus betrachtet ein so grelles Licht auf die Verweltlichung des Papstthums, daß ich es als ein Evangelium, welches der Apostel Paulus nicht predigte, in der Originalsprache unten mittheilen will. *) Unter den übrigen geschicht-

*) De l'étiquette, ou de cérémonie, qu'on peut concilier entre son A. E. E. de Cologne, de Mgr. le nonce.

Sitôt que Mr. le nonce sera arrivé à Cologne, il enverra le plus promptement, qu'il lui sera possible, son maître de chambre avec une lettre à Bonn, pour notifier son arrivée à S. A. E. E., à moins que celle-ci soit absente, et en ce cas, d'abord après son retour, et pour lui faire demander le jour, auquel Mgr. le nonce puisse s'y rendre, à faire son devoir en personne.

1) Mgr. l'électeur enverra d'abord, et tout de suite, un de ses chambellans avec la réponse à la dite lettre, pour lui rendre le compliment, et lui marquer le jour, auquel S. A. E. E. aura déterminé à le recevoir.

lichen nicht uninteressanten Materialien befindet sich auch die oben bereits erwähnte Dienstinstruction für Beamte,

---

2) Mgr. le nonce, aussitôt qu'il saura le jour déterminé pour sa réception, partira pour Bonn, ou étant arrivé, il trouvera à la porte de la ville un billet adressé à son ministre de chambre, par lequel lni sera marqué le quartier, que la cour lui aura assigné.

3) De là il enverra notifier son arrivée aux grand maitre, grand chambellan, grand maréchal, et grand écuyer.

4) Il fera demander au grand chambellan l'heure pour aller à l'audience de S. A. E. E.

5) Et sitôt qu'il la saura, il montera dans un carrosse de la cour, où il y aura le grand maréchal, qui se rendra au dit quartier accompagné des deux domestiques de la cour, pour y prendre Mgr. le nonce, et le conduire à la cour.

Et son maître de chambre sera dans le même carrosse.

6) Si la visite, que Mgr. le nonce viendra faire à la cour, sera la première, où celle de congé, quand il va quitter la nonciature de Cologne, on devra la faire avec les formalités, c'est-à-dire: que le nonce se présentera habillé en évêque avec le rochet et le camail; si la visite de nonce ne sera pas des susdites, il la fera habillé à la française.

7) Si la visite de nonce à la cour sera en grande forme, alors arrivé à la cour, il sera toujours reçu en descendant du carrosse, par le fourrier de la chambre, par des autres gentilshommes de la cour.

8) Au sommet de l'escalier par le grand maître des cuisines et par les chambellans, dans la salle des domestiques par le grand chambellan, et hors de l'antichambre par S. A. E. E. qui sera habillée en évêque, comme le nonce, et lui donnera le pas d'honneur, et la main.

deren Einleitung charakteristisch für das damalige fürstliche Bewußtsein ist. „Der unbegrenzten Weisheit Gottes", heißt

9) Quand Mgr. le nonce sera dans la salle d'audience, après avoir fait ses compliments à S. A. E. E. il lui présentera le bref du pape, et les lettres du cardinal sécrétaire d'Etat.

10) Sitôt que l'audience sera finie, Mgr. le nonce retenant toujours la main, et le pas d'honneur, sera accompagnée par S. A. E. E. à l'endroit, où il a été reçu, et de même par les autres de la cour, et par chacun à son endroit ci-dessus marqué, et avec le même train il s'en retournera au quartier, là Mgr. le nonce quittera les habits d'évêque et habillé à la française retournera à la cour.

11) Dans ce retour, et toutes les fois, que le nonce se rendra à la cour il sera reçu avec la formalité suivante. Le grand maréchal avec un carrosse, et deux domestiques de la cour, se rendra au quartier pour y prendre Mgr. le nonce, et le conduire au palais électoral; là il sera reçu par tous les Messieurs ci-dessus nommés, et par un chacun à la place, comme il est dit dans l'article précédent.

12) S. A. E. E. le recevra hors de l'antichambre, et dans la première marche à l'appartement ou à la salle elle lui donnera la main et le pas d'honneur: après cela le pas et la main sera tantôt de l'électeur tantôt du nonce, et y entreront les dames, et les cavaliers jusqu'à l'heure de la table.

13) Dans la marche qu'on fera à la table S. A. E. E. n'aura à son côté que le nonce et la main et la pas seront réciproques.

14) On accorde, qu'à la table S. A. E. E. garde sa place en forme sans dais, et à condition que vis-à-vis de S. A. E. E. soit placé Mgr. le nonce, qui ne devra jamais

es, „ist's allein eigen und vorbehalten, Alles in dem unermeßlichen Ganzen der Schöpfung durch sich selbst zu

---

avoir des portes derriére de lui. L'électeur sera assis au milieu des deux dames, et le nonce aussi, et les dames tireront au sort.

15) Tous les deux seront servis, par un page, et avec un service, ou couvert doré toujours dans la même façon et distinction.

16) Après la table un chambellan présentera au nonce le caffé.

17) Après diner, si le nonce voudra sortir de la cour faire quelque visite par la ville, il sera toujours servi du carrosse, et de deux domestiques de la cour, et partira sans aucune cérémonie.

18) Au soir quand le nonce retourne à la cour, en descendant du carosse, il sera reçu par le fourrier de la chambre, par deux pages les flambeaux à la main, et par deux portiers avec deux chandeliers, et deux bougies allumées à la main, et tout de même sera-t-il servi, quand il se retirera.

19) En cas, que le nonce reste à souper à la cour, on pratiquera le même comme ci-dessus au diner.

20) Mgr. le nonce avec sa suite au quartier sera défrayé en tout aux frais de la caisse électorale, selon la coutume.

21) Toutes les fois et en chaque habit, que le nonce passera avant, ou vis-à-vis des soldats, ou des gardes électorales, il jouira des honneurs militaires en battant la marche.

.22) Mgr. le nonce jouira de tout le dit traitement honorable, et de tout autre qu'on accorde aux autres ambassadeurs du premier rang près des autres cours en tout tems aucune diminution ou adjonction de respect ul-

durchdringen, zu ordnen, in Wirkung zu setzen. Dessenungeachtet hat doch der Allerhöchste sich Engel

térieure. Ce sera une condition expresse, que en cas que S. A. E. E. accorde à quelque ministre d'une autre puissance, quoique du premier rang, un traitement plus ample, ou plus honorable du susdit, alors, et en tel cas.le nonce pro tempore aura le droit d'en exiger un pareil, et d'en avoir un encore au-dessus selon le cas.

23) Ce sera aussi une autre condition expresse, et préalable, qu'avant d'entrer dans la discussion et la conciliation du plan de cérémonie, et d'étiquette qu'on vient de proposer, on envoie au nonce d'aujourd'hui un chambellan, qui de la part de S. A. E. E., lui fasse le compliment sur son arrivée à Cologne, distinction qu'on lui doit déjà, puisque le nonce à envoyé à l'électeur son maître de chambre pour lui faire les respects, et son premier compliment.

24) Ce sera la dernière condition, que Mgr. le nonce ne sera pas obligé en aucune façon à ce plan, qu'on propose, si non après qu'il aura reçu le consentement du pape, et l'approbation de la cour de Rome, sans lequel il ne doit faire accune nouveauté, ni souscrire à aucun projet d'accommodement d'étiquette, et de cérémoniel, et dès à présent il déclare que tout ce qu'on vient de proposer sera nul en cas, que la cour de Rome ne l'approuve. C'est tout ce que l'archevêque de Tyane nonce du St.-Siége au Bas-Rhin vient de proposer avec les conditions susdites pour concilier un plan des cérémonies, qui le puisse rapprocher à S. A. E. E. avec la moindre atteinte de ses honneurs, et de ceux, qui ont été faits à ses antécesseurs, et on fait tout cela pour le grand empressement, que Mgr. le nonce à de faire sa cour à S. A. E. E. et de traiter directement avec lui les affaires du St.-Siége.

als Diener erschaffen, welche er als Boten und Werkzeuge zu seinen weisesten Absichten gebraucht. Die Eigenschaften der Menschen, welche von Gott Andere an seiner Statt zu regieren sind angeordnet worden, sind begrenzt; diese müssen daher aus Nothwendigkeit sich anderer Menschen als Diener und Werkzeuge in Ausübung ihrer Regierungspflichten bedienen. Wem muß somit nicht gleich hell einleuchten, daß einem Regenten sehr viel an einer wohlgeordneten Dienerschaft gelegen sein müsse?" Die Dienerschaft dieses Fürsten war eine schlechte, und wurde durch diese, allerdings sehr einleuchtenden Motiven sowenig gebessert, daß er das Reichskammergericht und den Kaiser zu Hülfe rufen mußte, was auch nicht viel half. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. verstanden es besser, die Staatssouveränetät zu der Staatsdienerschaft in ein für die Unterthanen ersprießliches Verhältniß zu setzen.

Die eigenen Arbeiten des kirner Geschichtforschers wurden durch die Liebhaberei bestimmt, den Genealogien, Besitzungen, Vorrechten und Ansprüchen adeliger Geschlechter in der Pfalz nachzuforschen. Es kommen Namen von Geschlechtern vor, die theils verschollen, theils verkommen sind., z. B. die Herren zu Kriechingen, die von Ehingen, Faust von Stromberg, Landschedt von Steinach, Koth von Manscheidt, Stumpff von Waldeck, von Lammersheimb, von Dirmstein, von Hunolstein, von Elz, Dapperich genannt Fautharach, von Calv und viele Andere. Ich selbst habe ein Fräulein von Calv als Dienstmagd in einem Wirthshause in der Nähe des Laachersees kennen gelernt. Da diese adeligen Ge-

schlechter die Vorrechte der freien Ein- und Ausfuhr von Weinen und Früchten, des Weinzapfens, des Jagens und Fischens, der Befreiung vom Weggelde, der freien Benutzung von Bauholz in den Wäldern, der freien Mastung, der besondern Jurisdiction u. s. w. in ungemessener Weise zum Ruin der Bürger und Bauern benutzten und dadurch unaufhörliche Nothbeschwerden bei dem Hofgerichte hervorriefen, so ließ der alte Forscher in Kirn sich die Mühe nicht verdrießen, aus den Hofgerichtsabschieden der Jahre 1574, 1577, 1580, 1581, 1582, 1583 u. s. w. bis zum Jahre 1686 hin, Auszüge zu machen, welche diese stets wiederkehrenden Beschwerden und ihre stets vergeblich decretirten Abstellungen enthielten. Es finden sich darunter Actenstücke und Abhandlungen, die für eine Specialgeschichte des Nahegaus von Werth sind, und die ich daher einem meiner ältern Schüler, der mit einer solchen Geschichte beschäftigt ist, zur Verarbeitung überlassen werde. Wer die Acta Palatina durchblättert, wird finden, daß die pfälzischen Forscher auf dem Gebiete der Geschichte und Geographie eine besondere Vorliebe für Erforschung der Zustände längst vergangener Zeiten haben und keine Mühe scheuen, um den dunkeln Ursprung der Geschlechter, der Burgen, der Städte und Flecken, aus Licht des Tags zu ziehen. „Die Geschichte", sagt einer derselben, „ist ohne richtige Kenntniß der mannichfaltigen Verbindungen herrschender Geschlechter in Absicht auf die daraus entsprungenen Verhältnisse, Begebenheiten und Streitigkeiten ohne Nutzen", und fügt dann seufzend hinzu (es war im Jahre 1778): „aber freilich sind solche Untersuchungen nicht für Leser,

denen vor lauter Geisteskraft und ich weiß nicht was für Gefühlen, die Wahrheit lose Speise ist, nicht für müßige Leser, nicht für leichte Recensenten, von denen jetzt die Welt ihre Weisheit holt, sondern für Diejenigen, so den Werth und Einfluß der Wahrheit höher schätzen, und solche Materialien der Geschichte zu benutzen, Wissenschaft und historisches Genie besitzen." Dies war auch die Gesinnung des alten pfälzischen Forschers in Kirn. Eine kleine Probe seiner Arbeiten wird ihn und seine Zeit charakterisiren und meinen Lesern keine Langeweile verursachen.

„Das Schloß Dhaun", schreibt er, „liegt seit zwei Jahren unter Schutt, nachdem es so viele Hundert Jahre Wind und Wetter trotzte. Es ist alt und wie ich glaube eins der ältesten im obern Nahegau. Es hat aber gleich andern Bergschlössern das Schicksal, daß seine Anfänge tief in die Vorzeiten reichen, da Alles trüb und dunkel ist. Doch läßt sich aus den Grabhügeln, die noch in den alten um das Schloß liegenden Waldungen angetroffen werden, nicht undeutlich schließen, daß es von den Mediomatrikern bewohnt gewesen, von denen wir wissen, daß sie zuerst das linke Rheinufer bevölkert haben. Dieser Beweis wird noch durch ein anderes ähnliches Denkmal unterstützt. Vor ungefähr 60—70 Jahren, als gleich vor dem Schlosse das Weihri'sche jetzt Eppelsheimerische Haus erbaut wurde, wurde unter andern Seltenheiten auch ein steinerner Sarg mit verbrannten Knochen eines todten Körpers ausgegraben. Der Sarg hatte keine Aufschrift; da aber dergleichen Beerdigungen tief in die heidnische Zeit fallen,

so möchte ich in dem verbrannten todten Körper einen reichen und fürnehmen Mediomatriker erblicken, der zuerst das Schloß erbaut und sich seine Grabstätte bei dem Eingange seiner Burg bestimmt hat. Dhaun ist also alt. Es stand schon vor der Ankunft der Römer und war ein Werk der Mediomatriker. Es ist zwar noch unbekannt, ob dieses Volk von den Deutschen oder von den Galliern abstammt; da sich aber ihre Nachbarn, die alten Trierer, rühmen deutscher Abkunft zu sein, so möchte ich diese Ehre den Mediomatrikern um so eher zudenken, als sie auf dem linken Ufer des Rheins gewohnt und dort mit den Deutschen zusammengrenzten. Sie gehörten also zu den Colonen, die in den Vorzeiten aus Deutschland nach Gallien eingewandert sind. So wild und schreckhaft auch die Lage des Schlosses bei dem ersten Anblick ist, so schön und reizend ist sie von der tausendjährigen Natur ausgebildet. Denn von oben herab gegen Westen zu sieht man mit einem heiligen Schauder in die Tiefe des grünen Waldgebüsches und erblickt im Waldgrunde neben der sanft dahinrollenden Simmerbach die verzackte Grundmauer des alten Schlosses Heinzenberg und die Spitzen des eichner Hofs, dann auf der Nordseite das alte Dörfchen Brauweiler, und hinter diesem auf der Horst des Soonwaldes den verrufenen Thurm des alten Schlosses Koppenstein, das schon seit etlichen Hundert Jahren unter seinen Trümmern liegt. Gegen Süden ist die Aussicht durch die steile Felsenwand der Geierslein etwas gehemmt, desto mehr aber gegen Osten geöffnet; denn da drängt sich das Auge durch zwei waldige Seitengebirge und schauet in ein roman-

tisches, sich über drei Stunden Länge hin erstreckendes Thal, wo sich beim Gewühl der Volksmenge mehre Dorfschaften zeigen, die der rauschende Nahestrom in zwei Reihen theilt. Gleich unterhalb dem Schlosse, wo in dem Wald und den Seitengebüschen der Morgen- und Abendgesang so vieler Vögel widerhallt, verherrlicht sich die Anmuth in den vielen Gegenständen, die das Auge auf allen Seiten beschäftigen. Denn schon in der halben Tiefe erheben sich die Ueberbleibsel des auf einem schmalen Felsenkopf erbauten Schlosses Brunkenstein, und unter diesem die klappernde Hahnmühle an der Simmerbach, die hier durch zwei waldbichte Felsen schleicht, und sobald sie sich um diese bei der Rothenburg herumgekrümmt, so zeigen sich linker Hand die Trümmer des alten Witthumhofes der Kirche zu Simmern, und wieder rechter Hand über beblumten Wiesengründen der Eisenhammer, der gleich vor der neuen Brücke steht, die hier über die Simmerbach, ehe sie sich in die Nahe stürzt, vor den alten Arken angebracht ist. Ebenso stark ist der Wechsel der Gegenstände in der Entfernung. Gleich hinter dem Witthumhof sieht man die bunten zu Simmern gehörigen Fluren, wieder auf der andern Seite die schaumichten Fluren des Nahestroms, und gleich oberhalb Martinstein die Ruinen des Schlosses, welches der Erzbischof Heinrich von Mainz im Jahre 1336 durch Antiellmann von Grassewegen, Burggrafen zu Böckelheim, auf einer ziemlich hohen Felsenklippe erbauen ließ. Auf der andern Seite der Nahe erblickt man den schönen Flecken Merxheim und hinter diesem die lange mit mehren Thälern und Hügeln durchbrochene Bergkette, die

oberhalb mit hundertjährigen Eichen und in der Mitte mit der besten Rebengattung angepflanzt ist. Unterhalb Medersheim sieht man die hervorragenden Mauerspitzen des zusammengestürzten Schlosses Kratz, und etwas weiter den staudernheimer Kirchenthurm, wo endlich die Aussicht über den Glan durch das hohe Waldgebirge des vormaligen Klosters Dissenbodenberg zugedämmt ist. Das Auge staunt und bewundert die mannichfaltigen Bilder, mit denen das Thal von oben an bis unten hin so prachtvoll ansgemalt ist. — So wunderschön spielte die Natur mit der Lage des Schlosses Dhaun. Es war von Anfang an von großen Herren bewohnt, und von Hofgesinde und andern Handwerksleuten, die sich der Nahrung wegen dahingezogen, niemals leer. Diese siedelten sich schon in den ersten Zeiten unterhalb der Ringmauer des Schlosses an; sie bauten sich Häuser, und so entstand das Dörfchen Thal-Dhaun. Es war eine Zubehörde des Schlosses. Indessen wechselten die Besitzer. Es kam von den Mediomatrikern an die Vangionen und von diesen an die Franken, die, wie andere Völker, die Gewohnheit hatten, daß sie ihre neugemachten Eroberungen nach den Verhältnissen des Ansehens und der Tapferkeit unter sich vertheilten. Der König war die erste Person; er wurde vorzüglich dabei bedacht, und was hindert uns zu glauben, daß ihm bei dieser Gelegenheit das Schloß Dhaun zugefallen, oder sonst einem fürnehmen Franken, der es hernach mit andern nahegelegenen Gütern an das Kloster St.-Maximin bei Trier veräußert hat. Wenigstens war schon dasselbe zu Zeiten der Karolinger mit

mehren Frohnhöfen im Nahgau, namentlich zu Simmern unter Dhaun und Münsterappel an der Alsenz angesessen, die demnächst noch mit 15 andern Frohnhöfen vermehrt wurden. Da nun das Kloster St.-Maximin zu weit von diesen Höfen entfernt war und daher dieselben nicht gegen Eingriffe vertheidigen konnte, so trug es den Urvätern der Grafen Emichen, die im Nahgau das Großgrafenamt verwaltet, die Voigtei über diese Höfe auf, vorzüglich über die zu Simmern und Münsterappel, und gab ihnen unter Anderm das Schloß Dhaun mit allen Zubehörden als ein Besoldungsstück zur Erblehn, welches dann von dieser Zeit auf die Nachkommenschaft der Emichen, nämlich die Grafen Emichen von Dhaun und Kyrburg vererbt ist."

Was nun folgt ist zwar von größerer Wichtigkeit als das Mitgetheilte, gehört aber nicht hierher. Ich wollte nur eine Probe des eigenthümlichen patriotischen Interesses geben, womit alle Pfälzer die Geschichte ihres Landes betrachten und behandeln, und würde auch diese unterdrückt haben, wenn die Schilderung der Aussicht von den Ruinen des Schlosses Dhaun, die jetzt von allen kreuznacher Curgästen genossen wird, nicht so überaus treffend wäre. Ich habe mich hundert mal daran erfreut und konnte mich nicht satt sehen. Nie ging ich von Kreuznach nach Kirn zum Besuche meines Freundes Volkhausen, ohne meinen Weg über Dhaun zu nehmen, und stets kehrte ich in seiner Begleitung durch den Wald denselben Weg zurück, um mit ihm gemeinschaftlich denselben Genuß noch einmal zu haben. Einmal besah ich die Ruinen in Gesellschaft des schon erwähnten alten

Hofgerichtsraths, der das Schloß noch in seiner Pracht und Herrlichkeit gesehen und an Karl Theodor's Tafel, wenn dieser üppige Fürst hier der Jagd oblag, geschmaust hatte. Die Erinnerung an diese ehemals genossenen Freuden üppigster Weltlust waren in dem alten Manne so lebendig, daß ihm die Ruinen verschwanden und das Schloß mit allen Prachtsälen, wie es ehemals gewesen, vor seinen leuchtenden Augen stand. Hier war Dies, da war Das, und so ging es in einem Strome begeisterter Rede fort bis zur Küche, wo die Speisen, die ihm so gut geschmeckt, bereitet worden, bei welcher Gelegenheit er dann auch nicht unterließ, die Geschichte von dem bausbäckigen monzinger Mädchen zu erzählen, die Karl Theodor als Sauerkrautsköchin mit nach Manheim genommen.

An Vorbereitungen zu dem Werke, welchem ich den Abend meines Lebens widmen wollte, fehlte es also nicht. Daß nichts daraus geworden, bedaure ich nicht; denn ein Werk wie Ludwig Häusser's „Geschichte der rheinischen Pfalz" hätte ich doch nimmer zustande bringen können; das meinige wäre in Lob und Tadel und in der ganzen Färbung ein anderes geworden. Wie hätte auch ein Norddeutscher, der in allen Regionen des Wissens umhergeschweift, die pfälzische Geschichte so gut schreiben können als ein Geschichtschreiber ersten Ranges, der noch dazu selbst ein echter Pfälzer ist. Wol aber habe ich es hinsichtlich des Wohlstandes meiner Familie und meines Lebensglücks gar sehr zu bedauern, daß ich meinem Plane nicht treugeblieben.

XXI.

Die Katastrophe.

Was konnte den Mann, wird Mancher fragen, bestimmen, sein schönes neues Haus, seine Weinberge, sein Landgut, die glücklichsten Lebensverhältnisse, die freudigsten Aussichten in die Zukunft fahren zu lassen und nach Koblenz zu ziehen? Genügend werde ich diese Frage nicht einmal für mich selbst, geschweige denn für Andere beantworten können; aber eine Erklärung, wie es gekommen, wird, wie ich hoffe, kein nachtheiliges Licht auf meine Gesinnungen werfen.

Mein väterlicher Gönner, der Staatsminister von Ingersleben, war gestorben, damit auch der mächtige Schutz, unter welchem ich bis dahin in aller Freiheit gewirkt hatte, hinweggefallen. Mein nächster Vorgesetzter, der Regierungsrath Lange, wurde seinem bisherigen Wirkungskreise entzogen und nach Potsdam versetzt; damit fiel das Bewußtsein, einen Freund zum Vorgesetzten zu haben, hinweg, und von welchem Werthe dieses Bewußtsein ist, werden die Beamten am besten zu schätzen wissen, die einen Feind, oder einen herrischen, anmaßenden, selbstsüchtigen Mann zum Vorgesetzten haben. Man wird es begreiflich finden, daß diese Veränderungen mir viel zu denken gaben, nicht allein, insofern sie mich persönlich berührten, sondern vorzüglich auch, weil die wich-

tigsten Interessen der ganzen Provinz dabei in Frage kamen. Die Oberpräsidenten üben einen unermeßlichen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten der Provinz. Die Regierungen sind ihre Organe und sie können von der Wirksamkeit und Geschäftsführung der Regierungscollegien sowol im Ganzen, als hinsichtlich der einzelnen Räthe Kenntniß nehmen, wann und wie sie wollen. Wo sie ihren Sitz haben, da müssen auch die Collegien ihren Sitz haben, deren Wirkungskreis sich über alle Regierungsbezirke, also über die ganze Provinz erstreckt, weil sie die Präsidenten dieser Collegien sind. Solcher Collegien gibt es drei: das Consistorium für die kirchlichen Angelegenheiten, das Provinzial-Schulcollegium für das gesammte Unterrichtswesen und das Medicinalcollegium für die Verwaltung der Gesundheitspflege. Die Oberpräsidenten bilden keine Mittelbehörde zwischen den Ministerien und den Regierungen, sondern sind die unmittelbaren Organe der Ministerien. Diese ihnen verfassungsmäßig gegebene Machtstellung wird bis ins Unermeßliche dadurch gesteigert, daß sich die meisten Beamten fügsam um ihre Gunst bewerben.

Unter den Beamten sind es die Schulräthe, die den freiesten und unabhängigsten Einfluß in einem weiten und wichtigen Wirkungskreise üben. Als technische Räthe des Provinzial-Schulcollegiums haben sie das ganze höhere Schulwesen, die Gymnasien, die Schullehrerseminarien, die Abiturientenprüfung u. s. w. in ihrer Hand; die übrigen Mitglieder des Collegiums haben, was das Wesentliche und Werkthätige angeht, nur das Zusehen, und oft nicht einmal dieses, weil es ihnen an Einsicht fehlt.

Als Mitglieder des Consistoriums nehmen sie einen bedeutenden Antheil an den Prüfungen der Predigtamtscandidaten und können in den regelmäßigen Sitzungen, weil sie auf ihren Dienstreisen durch die ganze Provinz die Geistlichen fast alle persönlich kennen lernen, einen Einfluß üben, der nicht selten den des Generalsuperintendenten überbietet. Als Regierungsräthe haben sie die Aufsicht über sämmtliche Elementarschulen und deren Inspectoren in dem betreffenden Regierungsbezirke. Die Frage, in wessen Hände die Geschäfte dieses so wichtigen und ausgedehnten Wirkungskreises kommen würden, spannte natürlich die Aufmerksamkeit vieler Geistlichen und aller Schulmänner der Provinz, nicht wenig auch die meinige. Einige fürchteten, man werde einen Mann aus den alten Provinzen senden, der sich mit dem rheinischen Wesen nicht werde befreunden können; Andere riethen auf den Consistorialrath Groshoff in Köln, der den Ruf eines wohlgesinnten und tüchtigen Schulmannes hatte, aber die Besorgniß einflößte, er werde „über jedes leckgewordene Tintenfaß Berichterstattung fodern", Alle, besonders die Gymnasialdirectoren und Schulinspectoren, schwebten zwischen Furcht und Hoffnung.

Die Besetzung der Oberpräsidentenstelle mit dem Regierungspräsidenten von Pestel in Düsseldorf fand allgemeinen Beifall. Der ist ein Rheinländer, hieß es, kennt die Gefühle und Bedürfnisse der Provinz, hat sich den Verletzungen altpreußischer Misgriffe stets widersetzt, ist ein Feind des Spionirwesens und der heimlichen Berichte über Stimmungen in der Rheinprovinz, haßt den Landrath S. und alle Organe der demagogischen Hetz-

jagd u. s. w. Herr von Pestel machte gleich nach dem Antritt seines neuen Amts eine Rundreise in den Theilen der Provinz, die ihm weniger bekannt waren, also am Oberrhein, und kam zunächst nach Kreuznach. Alle Geistlichen und Beamten der Stadt und Umgegend drängten sich heran, um ihm ihre Freude über seine Ernennung und ihren Respect auszudrücken. Ich mochte mich in dieses Gedränge nicht mischen und schrieb ihm, er möge die Geneigtheit haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich ihm mich selbst und das Lehrerpersonal vorstellen dürfe. Am folgenden Tage kam er selbst. Seine einnehmende und würdige Persönlichkeit machte einen gewinnenden Eindruck. Nach einigen Erkundigungen über das Gymnasium eröffnete er mir, das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten habe mich für die erledigte Provinzial=Schulrathsstelle ausersehen. Ich erschrak und wies auf meine häuslichen Verhältnisse hin, die mich an Kreuznach fesselten, auch müsse ich an meiner Befähigung zu einer so wichtigen Stelle zweifeln. „Mit der Befähigung wird es sich finden", erwiderte er, „und was Ihre Besitzungen angeht, so können Sie das Landgut vortheilhaft verpachten, die Weinberge aber fast ebenso gut von Koblenz aus beaufsichtigen, zumal Ihre Dienstgeschäfte Sie oft in diese Gegenden führen werden. Mit dem Hause ist es freilich so eine Sache. Wie viel kostet es?" Ich nannte die Summe und entwickelte ihm noch einmal etwas ausführlicher die Gründe, welche mich hinderten, auf den ehrenvollen Antrag einzugehen. „Nun, dann werden Sie unter die Fuchtel eines Hegelianers kommen",

fuhr er fort, „der nicht sanft mit Ihnen, als einem Feinde des Hegelianismus, umgehen wird, und ein solcher ist für den Fall, daß Sie die Stelle nicht annehmen, bereits designirt. Diesen hat sich der Referent im Ministerium, der, wie Sie wissen, für das Hegelthum schwärmt, ausersehen; ich aber würde es als ein großes Unglück für die Provinz betrachten müssen, wenn unsere Schulen im Geiste Hegel'scher Weltanschauung geleitet würden. Wir brauchen einen Mann, der die praktischen Gesichtspunkte im Auge behält, und für einen solchen halte ich Sie. Ueberlegen Sie das Alles und berichten Sie mir Ihren Entschluß sobald als möglich nach Koblenz." Den an zweiter Stelle von dem Ministerium designirten Mann habe ich nachher als einen so geistreichen, pflichttreuen und tüchtigen Schulmann kennen gelernt, daß ich ihm meine aufrichtigste Hochachtung zollen mußte, und ihn später auch mit voller Ueberzeugung dem berliner Magistrate für die wichtige Stelle empfehlen konnte, die er jetzt noch bekleidet. Aber für die Provinzial-Schulrathsstelle in der Rheinprovinz wäre er doch nach meinem Urtheil der geeignete Mann nicht gewesen. Es wären ihm die tendenziösen Rechenexempel, Denkübungen und Stilübungen (z. B. wenn eine Hofhaltung soviel kostet, wie viel kosten dann 30 Hofhaltungen) entgangen, weil er ein schärferes Auge für Begriffe als für Einzelheiten hatte. Schon seine Gesundheit hätte die ungeheure Last der Arbeiten nicht lange tragen können.

In der Begleitung des Oberpräsidenten von Pestel befand sich ein Mann von vielem praktischen Verstand und durchdringlicher Thatkraft. Er war ebenfalls ein

geborener Rheinländer, hatte die Kriege als ganz junger Mensch von Anfang bis zu Ende mitgemacht, trug das Eiserne Kreuz und war nach Beendigung der Kriege als Regierungssecretär bei der Regierung in Düsseldorf angestellt worden, wo er bald die rechte Hand des nun zum Oberpräsidenten beförderten Regierungspräsidenten wurde. Herr von Pestel war so innig mit ihm verbunden und an seine Leistungen so gewöhnt, daß er die Beförderung seines Secretärs zum Regierungs- und Oberpräsidialrath zur Bedingung der Annahme des Oberpräsidiums machte. Auch er wurde von den Rheinländern mit Freuden begrüßt, umsomehr, je weniger es dem Oberpräsidialrath unter Ingersleben's Verwaltung gelungen war, Beliebtheit und Vertrauen in der Provinz zu gewinnen. Es war der Regierungsrath Fallenstein, dessen ich schon in dem ersten Theile meiner Wanderung gedacht habe. Dieser Mann besuchte mich, nachdem der Oberpräsident mich verlassen hatte. Er machte den Eindruck eines kühnen Mannes, der Großes zu unternehmen im Begriff und des Gelingens gewiß ist. Und Großes war es wirklich, wie sich später zeigen wird, was die neue Verwaltung im Sinne hatte. Einen Anknüpfungspunkt für unser Gespräch boten gemeinschaftliche Freunde. Er kannte Bercht, Bessel und Ulrich und rühmte ihre wackern patriotischen Gesinnungen, ihren Haß gegen alles Schlechte und „Spitzbübische" in Regierung und Verwaltung. „Es gibt noch viele andere wackere Männer in der Provinz, die meinem Chef treu zur Seite stehen werden, um das infame K.-W'sche Wesen hinweg-

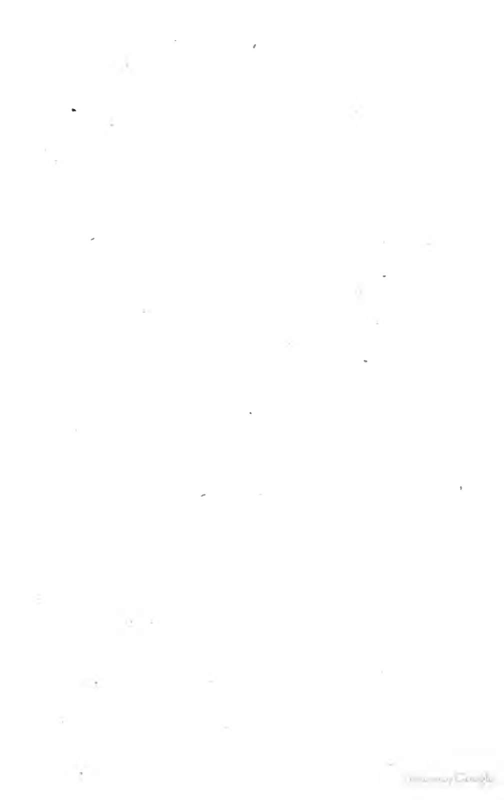
zuräumen. Ich war mit meinem Chef in Berlin und habe auch dort Männer in hohen Stellungen kennen gelernt, die gleiche Gesinnungen hegen u. s. w." Dann kam er auf das Schulwesen, hob die Klugheit und Gewandtheit des katholischen Schulraths hervor und ließ mich zum Schluß, hinweisend auf die Interessen des evangelischen Kirchen- und Schulwesens in der Provinz, die Bedeutung der auf mich gefallenen Wahl fühlen. „Der Geist der Jesuiten", bemerkte er weiter, „findet überall seine Organe, auch bei Solchen, die es nicht sein wollen. Die evangelischen Schulangelegenheiten können nicht länger in katholischen Händen bleiben. Die Vertreter der evangelischen Interessen, wozu auch Ihr Freund Ulrich gehört, werden unruhig und haben mit ihrer Unruhe auch den Oberpräsidenten angesteckt. Er will den Katholischen alle Gunst erweisen und Alles aufbieten, um sie mit dem Gouvernement auszusöhnen; aber er will auch die evangelischen Interessen wahren und schützen. Dazu die rechten Leute zu finden, liegt ihm am Herzen; Leute, die, ohne bei den Katholiken verhaßt zu sein, das Vertrauen der Evangelischen besitzen oder gewinnen können." — So ungefähr lauteten die protreptischen Reden des kräftigen Mannes, der die rechte Hand des Oberpräsidenten war.

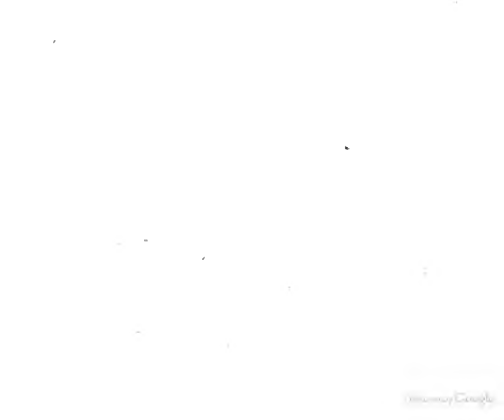
Ich ließ mich zu dem Anerbieten bestimmen, die Geschäfte eines Provinzial-Schulraths solange provisorisch zu übernehmen, bis ein geeigneter Mann für dieselben gefunden sei, und dieses Anerbieten wurde angenommen. Daß sich aus dem Provisorium fast mit

Nothwendigkeit ein Definitivum entwickeln werde, faßte ich nicht scharf genug ins Auge.

Der folgende Theil wird zeigen, von welchen Stürmen das Schifflein meines Lebens auf dem neuen, mir unbekannten Meere umhergeschleudert wurde.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.


















F. X. BEER
kgl. Hofb
Lederer



